X 444

TEXAS STATE LIBRARY

Denkwürdigkeiten

und

vermischte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1840.

A 44/1

Denkwürdigkeiten

und

vermischte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

K. GYMNAS: BIBLIOTHEK BAMBERG

Neue Folge.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1840.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Aus eigenen Denkwürdigkeiten.

Seite

Der Wiener Kongreß 3

Biographisches.

Louise Herzogin von Bourbon 125
Zwei Gespräche Saint-Martin's 191
Zur Karakteristik C. E. Schubarth's 199
Alexander von Humboldt in Göttingen 1837 215
Was man an Freunden erlebt. Zwei Fälle 219

Kritiken.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr. Erster Band. Hamburg, 1838 225

Vecchie Romanze spagnuole. Recate in Italiano da Giovanni Berchet. Brusselle, 1837 252

Reliquien von Justus Möser und in Bezug auf ihn, herausgegeben von B. R. Abeken. Berlin, 1837 259

Die Geschichte der See- und Kolonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Aus archivalischen Quellen dargestellt von Dr. P. F. Stuhr. Berlin, 1839 264

Werke von Alexander Puschkin. Band 1—3. St. Petersburg, 1838 268

Seite

Briefe an und von Joh. Heinr. Merck. Herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Darmstadt, 1838 311

Europa und der Orient. Von Friedrich Ludwig Lindner. Stuttgart, 1839 321

Als die Bildsäulen der Generale von Scharnhorst und Grafen Bülow von Dennewitz errichtet wurden. Ode. Berlin, 1822. 331

Pierre Schlémihl. Paris, 1822 338

Cavalier-Perspektive. Von Chevalier de Lelly. Leipzig, 1836 343

The Bride of Messina. A Tragedy from the German of F. v. Schiller. By George Irvine, Esq. London, 1837 345

Le Congrès de Vérone. Par M. de Chateaubriand. Paris, 1838, 2 Vols. 350

Erzählungen.

Kriegesabentheuer. 357

Die Sterner und die Pfitticher 383

Die Sylphide. Aus dem Russischen 435

Der Winterabend. Aus dem Russischen 470

Aus eignen Denkwürdigkeiten.

Der Wiener Kongreß.

1814. 1815.

Nachdem ich meine Aufträge in Hamburg glücklich ausgeführt und darauf in Berlin mich verheirathet, mußte ich sogleich wieder in den Reisewagen steigen, um nach Wien zu eilen, wohin ich durch den preußischen Staatskanzler beschieden war. Ich mußte um so mehr eilen, als ich den Umweg über Frankfurt am Main zu machen hatte, wo der General von Tettenborn mich erwartete. Mit ihm und dem Freiherrn von Ompteda, der sich anschloß, reiste ich ungesäumt weiter, und ohne Aufenthalt bis Wien, wo wir im Anfang des Oktobers eintrafen.

Meine Absicht kann hier nicht sein, eine Geschichte der Verhandlungen des Wiener Kongresses zu unternehmen; ein früher angekündigtes Vorhaben dieser Art mußte wegen der in unsern deutschen Verhältnissen unübersteiglichen Schwierigkeiten bald wieder aufgegeben werden. Auch zu einer vollständigen Schilderung der Zustände, zu einer durchgeführten Zeichnung der Personen, würden mir zu viele Farben und Striche versagt sein, die Unzulänglichkeit der eignen Anschauung und Hand noch gar nicht gerechnet. Aus dem Vorrathe persönlicher Eindrücke, welche für jeden Beobachter nach Stellung und

Antheil sich sehr verschieden darbieten und beschränken, kann ich nur diejenigen hier zusammenreihen, an denen das ehmals Heißverfängliche heute schon etwas abgekühlt ist, also nur Bruchstücke von Bruchstücken, zu deren Ergänzung mancherlei erfordert wird, von dem es noch dahinsteht, ob und wie es geschrieben, oder das schon Geschriebene künftig eingetragen werden mag.

Ich hatte Wien oft und in günstigen Zeitpunkten gesehen, aber diesmal erkannte ich kaum die Stadt wieder. Die Volksmenge schien verdoppelt; Bewegung und Gedräng überall, und was für Bewegung und Gedräng! der höchsten, vornehmsten Gäste, der namhaftesten, ausgezeichnetsten Personen, aus allen Gegenden hieher zusammengeströmt, aus den gebildeten, ansehnlichen, reichen Klassen. Europa hatte den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen und militairischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Geselligkeit, ja die reichsten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunst und des Geschmacks hieher geliefert, in dem Glück und Stolze des Siegs, in der Frische der Hoffnungen, des Eifers, meinetwegen auch des Wahnes, in der vollen Spannung allgemeinster sowohl als persönlichster Erwartungen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens mischte sich zu dem heimischen und altgewohnten der Kaiserstadt, welche durch großweltliche Üppigkeit, wie durch volksthümliche, durch Pracht und Behaglichkeit, und durch die Macht ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, Neigungen, Redeweise, mit sanfter Gewalt, unwiderstehlich

mittheilte. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Kaiserliche Hof für die große Anzahl seiner hohen Gäste mit ihrem mannichfachen kaum übersehbaren Anhang und Gefolge die glänzendste Aufnahme und reichste Bewirthung darbot; diese durch viele Monate gleichmäßig fortgeführte, und nur etwa durch besondre Festlichkeiten unterbrochene Anordnung setzte durch den Umfang und die Gediegenheit der, wie es schien, ohne Anstrengung aufgebotenen Hülfsmittel in Erstaunen; doch hatten sich Fremde und Einheimische dies nach vorhandenen Maßen allenfalls vorstellen können. Was ich aber hervorheben muß, was man sich nicht genug vergegenwärtigen kann, wenn man es nicht durch Anschauung erlebt hat, ist die Atmosphäre des Wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinschwimmen; die heitre, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die stark ansprechende Scherz- und Lachlust, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmüthigkeit, der schon halb italiänische Müßigang und die dazu gehörige schon halb italiänische Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, so rundlich bequem hinzuwälzen, und doch so leicht in scharfen Witz zuzuspitzen, — diese Mundart, die etwas von ihrem Wesen jeder andern deutschen und auch der höchsten Sprachbildung unwiderstehlich mittheilt, — und so viele andere Weisen und Gebilde dieses altbestehenden Phäakenlebens, — alles dies gehört so eigenthümlich zu dem Wiener Kongresse, zu dessen bestimmter Physiognomie, daß er ohne diese gar kein zuverlässiges, lebendiges Bild mehr liefert. Daß dieses Element bis in die politischen Verhandlungen und Beschlüsse unmittelbar eingedrungen, und auch dort seine Spur nachzuweisen sei, möchte sich schwerlich behaupten

lassen, da vor der diplomatischen Schärfe ohnehin keine volksthümliche Farbe so leicht unzersetzt besteht; aber mächtig gewirkt hat dieses Element sicher auf alle Personen, die darin geathmet, und also gewiß auch mittelbar auf die Geschäfte, welche von diesen Personen geführt worden, und vielleicht in dieser Hinsicht am bedeutendsten ist der Wiener Kongreß eben der Wiener! —

In diesem Gewühl unterzukommen und Weg und Stätte zu finden, war keine leichte Aufgabe. Für uns war glücklicherweise gesorgt; der General hatte reichliche Wohnung in einem der besten Gasthöfe lange vorher bestellt, und auch hier, wie im Felde, war er für uns der Mittelpunkt eines erwünschten Zusammenlebens. Mir gereichte bald zum Vortheil, daß ich in Wien schon gewissermaßen heimisch war. Ich erneuerte die mannigfachen früheren Wiener Bekanntschaften, traf bei jedem Schritt unerwartet auf solche, die ich früher in andern Orten geknüpft hatte, und mußte neue eingehen, die sich nur zu reichlich darboten. Alles schwamm in Glanz und Festlichkeit, die der Geselligkeit eröffneten Häuser wetteiferten in Aufnahme und Bewirthung der Fremden. Natürlich gab es hier vielfache Abstufungen, es gab Kreise, wo nur die höchsten Personen untereinander verkehrten, andere, die mit der vornehmsten und reichsten Aristokratie streng abschlossen, dann wieder solche, wo diese sich mit der größern Gesellschaftswelt mischte, welche hinwieder auch, bei manchen Festlichkeiten allgemein, oder bei besondern Anlässen einzeln begünstigt, in jene höchsten Säle Eintritt gewann.

Beim Fürsten von Ligne war großer Zudrang, den die engen Räume kaum fassen konnten. Der liebens-

würdige Wirth war für seine Gäste wie immer an Geist ein Verschwender, und Scherz und Laune unterhielten ein beständiges Feuerwerk; doch wie anmuthig und leicht der altfranzösische Witz auch die Gegenstände des Tages hin und her bewegte, man fühlte doch mitunter, daß die neueste Zeit eine ganz andere sei als jene alte, und auf vielen Punkten schon unergreifbar weit von ihr sich geschieden habe. Auch empfand der heitere Greis nur allzu sehr, wie der Sinn und Anspruch der Jugend ohne ihre Kräfte eitel sei. Er, der in jeder Auszeichnung, des Krieges, der Galanterie und des Hofes, glänzende Anbeter und Günstling Katharinens der Großen, wie schien er berufen, jetzt ihren Enkel, den Kaiser Alexander, in gleicher Weise mit den Huldigungen der feinsten Schmeichelei, der angenehmsten Unterhaltung zu umgeben, und im Schimmer dieser Sonne selber in neuem Lichte zu strahlen! Eine gewisse Anziehung schien in der That vorhanden, allein die Helden so verschiedener Zeitalter konnten sich leichter wechselseitig anerkennen als vereinigen, und der treffliche Fürst von Ligne, der sich wie in Munterkeit so auch in Aufmerksamkeit und Dienst unermüdet erweisen wollte, mußte bald aufgeben, mit der jungen Welt Schritt zu halten. Von den höchsten Personen mehr vernachlässigt, als seine Jugenderinnerungen ihn erwarten ließen, erhielt er wenigstens daheim seiner scherzenden Laune die gewohnte Übermacht, spottete allerliebst, und schickte die glücklichsten Witzworte aus, welche der großen Welt zur Erinnerung dienten, daß sein Geist annoch da sei. Man sah über diese Opposition hinweg, und seine Zimmer wurden nicht leer; ich sah Menschen des verschiedensten Schlages dort, die wohl öfters ver-

wundert sein konnten, sich zusammen zu sehen. Indeß ließen andere Anziehungen mich nach ein paar Besuchen diesen französischen Kreis vernachlässigen, wo meine eigentliche Weide doch nicht sein konnte.

Entsprechender meinem Sinn und Verhältniß war das Haus der liebenswürdigen und feinen Gräfin, deren ich schon bei früheren Jahren erwähnt habe, und die fast im Ernste den scherzhaften Namen „Königin" führte, wie denn dergleichen Kotterienamen stärkere Lebenskraft in Wien haben, als an irgend andern Orten. Sie beherrschte durch den Zauber ihres Wesens ein weites Reich von Unterthanen, die mit seltner Treue an ihr hingen, und in deren Zahl zu gehören auch mir zum Verdienst und Vortheil gerechnet wurde. Die größten Auszeichnungen der Wiener vornehmen Welt fanden sich hier in traulicher Weise zusammen, in doch großer Mischung, wodurch der Reiz des Umgangs nur erhöht wurde. Prinz Philipp von Hessen-Homburg, Gentz, die Fürsten Esterhazy und Liechtenstein, die Grafen Neipperg und Wallmoden, dazu die kurländischen Prinzessinnen, mögen beispielsweise genannt sein. Auch hier aber veränderte die Kongreßzeit manches, und der freundliche deutsche Ton ging in einen spitzern französischen über, schon dadurch, daß der Prinz Eugen Beauharnais, Napoleon's Stiefsohn und gewesener Vicekönig von Italien, sich beinahe täglich einfand und manchen Anhang mit sich zog. Diese Beimischung, wie artig und merkwürdig in manchem Betracht, verwandelte den ursprünglichen Stoff nicht günstig, und das frühere Behagen war allerdings vermindert. Überhaupt drückte das Gewicht der zahlreichen, hohen und mächtigen Fremden doch zuletzt alle Wiener Gesellschaft

mehr oder weniger aus ihren Fugen, und mancher ältere Theilnehmer sehnte sich nach der Zeit, wo dieser erhöhte Glanz wieder erloschen sein würde. In diesem Betreff machte vielleicht nur grade das Haus eine Ausnahme, wo sie am wenigsten schien stattfinden zu können. Es war dasjenige, dem die Gräfin Julie Zichy, geborne Gräfin Festetics, als Frau und Wirthin vorstand, und wo die höchsten Monarchen gern in engerem Kreise zum Besuch erschienen. In dem reinsten Adel der Weiblichkeit strahlte hier die größte Schönheit, der Ausdruck der Unschuld und Tugend in aller Fülle der Weltbildung. Die Gegenwart der höchsten Gäste schloß natürlich andere aus; doch konnte die herrliche Erscheinung bei vielen Anlässen auch der allgemeinen Bewunderung sich nicht entziehen, und der äußere Anblick schon bestätigte jeden vernommenen Ruf der innern Vortrefflichkeit. Als wenige Jahre später, noch in voller Jugendblüthe, dieses Leben gebrochen wurde, schien der Bildner, der die Scheidende in der Gestalt eines der Erde entschwebenden Engels darstellte, auch hierin nur eine schlichte Wahrheit auszudrücken. Über dieses kurze, aber schöne und reiche Leben ist ein brieflicher Aufsatz Friedrichs von Schlegel vorhanden, der künftig vielleicht an's Licht treten wird. Die Herzogin von Sagan bildete wie immer den Mittelpunkt eines lebensvollen Kreises, der diesmal durch Vornehmheit und Bedeutung noch gesteigert war. Das einnehmende, so mild gütige als schwungvoll kräftige Wesen dieser schönen Dame wirkte mit siegender Macht, und es schien nur von ihr abzuhängen, auf große Entscheidungen Einfluß zu gewinnen. Daß sie dergleichen Ehrgeiz, bei solcher Befähigung dazu, nicht hegte, sondern gern

und leicht auf das den Frauen eigenste Gebiet sich beschränken mochte, erhöhte nur den Reiz ihrer Liebenswürdigkeit.

Viele angesehene, schöne und vortreffliche Damen wären theils als Wirthinnen, theils als Gäste noch zu nennen, könnte hier die Absicht sein, alle gesellschaftlichen Zierden dieser großen Kongreßwelt auch nur zu nennen. Unter den fremden Bedeutenheiten glänzte die Fürstin von Thurn und Taxis, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, welche durch die Gesichtszüge, wie durch Anmuth und Wohlwollen des Benehmens, an ihre Schwester, die herrliche, leider vor dem siegreichen Umschwunge der Dinge noch inmitten der Trübsal dahingeschiedene Königin Luise von Preußen, erinnerte. Durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit zeichnete sich die Fürstin von Fürstenberg aus, um welche sich die bedrängten, durch den Rheinbund zu Unterthanen herabgedrückten fürstlichen und gräflichen Standesgenossen zu Rath und That versammelten; ferner die Fürstin Esterhazy, geborene Prinzessin von Taxis, die Fürstin von Solms-Lich nebst ihren Schwestern, die dänische Gesandtin Gräfin von Bernstorff, und noch viele Andere, die zum Theil auch schon anderwärts genannt und gepriesen worden. Die Preußen vermißten die Frau von Humboldt, welche bis kurz vor dem Kongresse in Wien ein paar Jahre hindurch eine erwünschte, so heitere als geistvolle Geselligkeit gebildet hatte. Die russische Fürstin Bagration, durch längeren Aufenthalt und Lebensverhältnisse in Wien halb einheimisch, durch Schönheit und Aufwand einst in erster Reihe vorangehend, durfte auch jetzt noch darin dem Wetteifer nicht entsagen.

Als eine Schönheit ersten Ranges mußte man die Frau von Geymüller anerkennen. Sie war die angebetete Gattin eines der reichsten Bankiers, und hatte das ihrer begünstigten Lage, zu der sie doch nicht erzogen war, entsprechendste Talent, mit aller Fülle des Dargebotenen frei und großartig zu schalten, sich selbst aber nicht davon bedingen zu lassen. Wie Calderon in der Tochter der Luft die Semiramis darstellt, war damals, weil die Übersetzung von Gries noch fehlte, in Deutschland kaum bekannt; doch wurde Frau von Geymüller in Wien öfters mit diesem Namen bezeichnet, der wohl einige Seiten ihres Wesens ausdrücken konnte, das im Ganzen mehr Bewunderung als Neigung zu erwecken schien.

Das durch allseitige Gastfreiheit ausgezeichnetste und für Fremde wie Einheimische bequemste Haus war ohne Frage das Arnstein'sche, wo die Baronin Fanny von Arnstein die unermüdete, lebensprühende, alle Verhältnisse umfassende und zweckmäßig fortbildende Wirthin machte. Im Allgemeinen habe ich zu dem, was schon an anderm Orte über diese unvergleichliche Frau gesagt worden, nichts hinzuzusetzen; besondere Einzelheiten anzumerken, wird in der Folge noch öfters Anlaß sein, da ein nicht geringer Theil der Strömungen und Wirbel der Kongreßwelt hier sein Bette fand oder grub, und die höchsten Mitglieder der Diplomatie, Cardinal Consalvi, Fürst von Hardenberg, Herzog von Wellington, Marquez Marialva u. s. w. hier mit andern Elementen der Gesellschaft in eine Art von Gleichheit zusammenflossen.

Der Frau von Arnstein stand ihre Schwester Baronin von Eskeles in vornehmer und eleganter Haushaltung wo nicht gleich, doch sehr nahe, nur war der Zu-

schnitt ein ganz andrer. Auch hier traf man die angesehensten Diplomaten, für welche nicht nur die gütige und feine Wirthin, sondern auch der überaus kluge, in Finanz- und Handelssachen mit schärfster Einsicht begabte Hausherr große Anziehung hatte. Ich habe den Grafen Kapodistrias dort öfters von reizender Unterhaltung, den Grafen Pozzo di Borgo ganze Abende hindurch von überfließender Beredtsamkeit gesehen.

Der Gesellschaftssäle waren unendlich viele eröffnet, sie alle zu besuchen hätte auch der ausgemachteste und müßigste Visitenheld nicht unternehmen können. Die alte Erfahrung jedoch bewährte sich auch diesmal, daß nicht immer das Glänzende und Berühmte das in seiner Art Gute oder auch nur das Gute ist. Kreise zweiter und dritter Ordnung vereinigten oft in reichen Maßen, was die der ersten bisweilen kärglich oder gar nicht darboten, wenigstens eigneten Geist, Geschmack, Güte und Liebenswürdigkeit keiner bestimmten Klasse. Einen etwas litterarischen Anstrich bei der als Schriftstellerin geschätzten Frau von Pichler, musikalisches und überhaupt künstlerisches Streben bei untergeordneten Dilettanten, ließen sich zur Abwechselung auch solche Personen gefallen, deren Ansprüche sonst hoch hinausgingen. Im Allgemeinen nöthigte ein Zustand, wo alles so sehr emporgeschraubt war, auch wieder zur Herabstimmung.

Dem Fürsten von Metternich in dieser Zeit nur gelegentlich und wie im Fluge zu nahen, war schon Gunst genug, und ich bewunderte nur stets, wie auch solche Augenblicke immer seine ungemeine Freundlichkeit und seinen unbefangenen Gleichmuth zeigten, als wären keine Staatssorgen in der Welt. Auch der Feldmarschall Fürst

von Schwarzenberg, den die biedere Gutmüthigkeit eines deutschen Kriegshelden für jeden Bekannten immer zugänglich machte, war doch größtentheils in den obersten Kreisen abgeschlossen. Gleiches galt, in mancherlei Abstufung, von den Fürsten Moritz und Aloys von Liechtenstein, dem Grafen von Neipperg und vielen Andern dieses Ranges, mit denen ich in früheren Zeiten und Verhältnissen mehr oder minder nah zusammengelebt hatte.

Daß ich aber den Grafen zu Bentheim hier wiederfand, und bald auch den ihm durch Zuneigung verbundenen österreichischen Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, meinen einstigen Stubengenossen in Prag, gewährte mir einen steten und sichern Anhalt täglich erneuter Erinnerung und das wohlthuende Gefühl, als dauerten neben meinen neuen auch die früheren, mir wahrlich theuern und dankenswerthen Verhältnisse ununterbrochen fort.

Inzwischen hatte ich auch nicht gesäumt, mich bei den preußischen Freunden zu melden und umzuthun. Der Geheime Staatsrath Stägemann empfing mich mit der traulichen Fröhlichkeit, welche dem muthvollen, freien, auf eigne Tüchtigkeit wie auf alles Beste der vaterländischen Überlieferung gegründeten Manne bis in späte Tage glücklich verblieben ist. Der Verein so entgegenstehender Eigenschaften, wie dichterischer Schwung und strenge Geschäftswaltung sind, führt in Preußen auf das Beispiel Friedrichs des Großen hinauf, und kann hier in der That schon als ein Hochpunkt nationaler Eigenthümlichkeit gelten. Die Poesie Stägemann's aber quoll stärker und frischer, als die des Königs in seiner Zeit und Sprache

es vermochte. Er war den Heeren der Verbündeten mit kühnen, waffenkräftigen Liedern gefolgt, und hatte besonders die preußischen Thaten gefeiert, wie bis dahin noch kein Krieg dichterisch begleitet worden. Daß aus aller Last der Geschäfte bei ihm die Muse sich frei emporrang, wußte man wohl, und der Gedanke lag nahe, ob wie der Krieg nicht auch der Kongreß zu Gedichten Gelegenheit sein würde? Doch Stägemann lächelte der Zumuthung, und meinte, die Poesie habe zwar der Formen viele, aber hier möchte schwer zu wählen und die rechte erst nach der, welche der Gegenstand selbst annehmen werde, zu finden sein. — Bei dem Staatsrath Jordan erhielt ich über meine persönlichen Anliegen zuvorkommende Auskunft und Leitung, und es machte den besten Muth, zu sehen, wie leicht und scharf auch hier alles Geschäftliche behandelt wurde, und wie aus der Umgebung des preußischen Staatskanzlers alle Steifheit und Kleinlichkeit gewichen war. — In Wilhelm von Humboldt braucht' ich die frühere Bekanntschaft nicht erst anzusprechen; doch wußte ich schon, daß er über meine Verbindung mit Rahel sich gewundert, und gezweifelt habe, ob mir eine solche Gefährtin auch zu gönnen sei. — Sehr wohlmeinend und dienstfreundlich erwies sich Bartholdy, der als Hofrath in der preußischen Staatskanzlei und als Verwandter der Damen Arnstein und Eskeles den Boden von Wien, als Mann von Geist und Welt aber auch den allgemeinen Boden sehr gut kannte, mich in vielem orientirte, zunächst aber wegen Rahel's zu erwartender Ankunft für schickliche Wohnung sorgen half. — Bei Stägemann traf ich auch den Freiherrn von Otterstedt, mir aus vielfachen Beziehungen schon lange dem

Namen nach bekannt, und der gleich mir in preußische Verhältnisse heimkehren wollte; ferner den als kühnen Patrioten und scharfsinnigen Kriegsdenker ausgezeichneten Doktor Karl Müller, der ein geborner Sachse, aber durch Sinn und Eifer ein Preuße war, damals durch Schrift und Wort wacker eingriff, und mit seinen großen Talenten sich allzu früh in beschränkte Stille zurückgezogen hat. Mit ungemeiner Freude sah ich den Doktor Koreff hier wieder, der Paris verlassen, dann in Italien gelebt hatte, und schon seit einiger Zeit sich in Wien aufhielt, wo er, seinen großen ärztlichen und geselligen Gaben gemäß, mehr als er wollte, in die sich aufdrängende Praxis und in den Strudel der vornehmen Welt gezogen wurde. Herzlich schloß er sich den preußischen Landsleuten an, den in Sieg und Ruhm jetzt wiedergefundenen, und sie hatten auch ihrerseits Freude an dem geistreichen Arzt, der in den Kreisen, wo sie eintraten, schon des größten Ansehns genoß.

Auch den Freiherrn vom Stein muß ich als Preußen rechnen. Seinem Freunde Schlabrendorf hatte er zwar noch im Frühjahre zu Paris, als dieser ihn nach seinem Dienstverhältnisse fragte, schroff erwiedert: „Ich habe nur Aufträge, ich diene keinem," worauf dieser denn achselzuckend bemerkte: „Auf die Art freilich keinem, weil allen." Hier aber verhehlte er nicht, daß er nicht nur preußisch sein, sondern auch wieder in den Staatsdienst treten wolle. Im Besitz des höchsten Ansehns und Vertrauens bei dem Kaiser Alexander, durch seine Schicksale, Wirksamkeit und Gesinnung überall eine Art Macht, hielt er sich doch zumeist an den Fürsten von Hardenberg, mit welchem er in den Hauptfragen, sofern

sie Preußen und Deutschland betrafen, völlig einverstanden schien. Die Unzufriedenheit, deren Herr von Gagern erwähnt, kann erst in späterer Zeit eingetreten sein, wenn sie überhaupt erheblich war. Stein's heftiges Wesen hatte schon manchem hohen Staatsmanne verwunderlich mitgespielt, keinem jedoch ärger, als einem ehrbaren Abgesandten, der als Bevollmächtigter zum Kongreß freilich eine kleine Figur, an dem herzoglichen Hofe aber, den er vertrat, keine geringe Person war; er hatte das Unglück, zu Stein hereingelassen zu werden, als dieser allein bleiben wollte; durch den unbekannten Fremdling, der ihn demüthig ansprach, gestört und erzürnt, sprang Stein auf, ergriff den Gast, ohne zu fragen, wer er sei, an beiden Schultern, ließ ihn durch kräftigen Ruck vollkommen Kehrt machen, und schob ihn zur noch offnen Thüre hinaus. Alles war das Werk eines Augenblicks. Nun kam es freilich zu aufgebrachten und schmerzlichen Erklärungen; Stein ärgerte sich über seine unbedachte Raschheit, die ihm leid genug sein mochte; indeß bewog ihn doch kaum die eindringliche Vermittelung Andrer, die in solchem Falle unerläßliche Abbitte zu thun. Mein Vernehmen mit ihm erhielt sich ganz leidlich; er wollte, daß für die deutsche Sache mehr geschrieben, mehr gedruckt würde; er fürchtete, daß zu viel Rheinbündisches erhalten bliebe. Mit Begierde las er, was Schlabrendorf mir über die Lage der Dinge schrieb, und heftig begehrte er, derselbe solle Paris verlassen, und Präsident einer deutschen Nationalbehörde werden! In nicht geringe Verlegenheit setzte er mich eines Tages, als ich angefangen hatte, ihm von einer wichtigen, aber geheimen Betreibung zu reden, welche die Unabhängigkeit eines benachbarten

Landes betraf; er wußte, daß ich gut unterrichtet war, und bedachte den Gegenstand ernstlich; da traten einige österreichische Herren und ein russischer General zum Besuch ein, und von jenem Gegenstande durfte auf keine Weise mehr die Rede sein, er aber verlangte ungestüm, daß ich fortfahren sollte, und soviel er schon wußte, verrieth er ohne weiteres, so daß ich froh sein mußte, nicht schon alles gesagt zu haben, und alle ersinnliche Mühe hatte, der Sache noch eine gute Wendung zu geben. Für die Zukunft aber gelobt' ich mir, gegen ihn zurückhaltender zu sein.

Mit Stein in gutem, doch ebenfalls höchst vorsichtigem Vernehmen stand der Graf von Solms-Laubach, der zwar die Ansprüche der reichsgräflichen Mediatisirten, zu denen er gehörte, verfechten half, den größten Theil seiner Erwartungen jedoch unverhohlen auf die neuen preußischen Verhältnisse gründete. Wir gedachten fröhlich der lebhaften und vertraulichen Gespräche, die wir vor drei Jahren zusammen in Laubach geführt; an manches damals Gesagte aber wollte er doch nicht zu laut, und am wenigsten in Gegenwart Stein's erinnert sein, z. B. daß er in Napoleon die Erfordernisse, welche die goldne Bulle für einen deutschen Kaiser aufstellt, nicht so ganz vermißt habe. Ein solcher Einfall war dem gelehrten, geistesregen und immer dem Vaterlande treugesinnten Manne schon zu Gute zu halten. Wenn Herr von Gagern äußert, auf dem Kongresse sei allzu wenig Kenntniß des deutschen Staatsrechts gewesen, so thut er nicht nur solchen Männern, die, wie Humboldt, Wessenberg, Graf von Münster, an der Spitze der Geschäfte standen, sondern auch dem Grafen von Solms-Laubach

entschieden Unrecht, indem dieser als ehemaliger Reichshofrath und als gelehrter Forscher in den deutschen Sachen völlig zu Hause war.

Nachdem ich den Fürsten von Hardenberg bald nach meiner Ankunft umständlich gesprochen, war mein preußisches Dienstverhältniß gleich entschieden; ich sollte meine diplomatische Laufbahn bei der Gesandtschaft in Wien beginnen, vorerst aber in den Geschäften arbeiten, die mir der Fürst persönlich auftragen würde. In der That sandte er mir alsbald einen mächtigen Stoß von Eingaben und Verhandlungen aus dem Kreise der deutschen Angelegenheiten; ich sollte diese Sachen übersichtlich zusammenstellen, ihm Vortrag darüber halten, und nach Maßgabe der möglichen Entscheidung sie erledigen. Indeß konnte ich dabei nicht lange verweilen, und nachdem der preußische Gesandte von Stuttgart, Geheime Staatsrath Küster, angelangt war, wurde ihm dieser ganze Schwall zugewiesen, mir aber eine Arbeit übertragen, auf die der Staatskanzler das größte Gewicht legte, und die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Sache betraf die preußische Erwerbung von Sachsen, welche zwar früher festgestellt worden war, jetzt aber von mehreren Seiten hart angefochten wurde, und immer schwerer und bedenklicher zu werden drohte. Auf die Meinung vermittelst der Presse zu wirken, schien von äußerster Wichtigkeit, zumal die Gegner dieses Mittel mit großem Erfolg anwandten; freilich hatte schon auch auf preußischer Seite in jener Sache der Rheinische Merkur gute Dienste gethan, auch hatte der Fürst bereits durch den Staatsrath Hoffmann eine Schrift ausarbeiten lassen, die unter

dem Titel „Preußen und Sachsen" eben im Druck fertig wurde, und eine andre sollte von dem Geheimen Staatsrath Niebuhr in Berlin herausgegeben werden; allein dies alles genügte nicht, die Hoffmann'sche Staatsschrift war allzu statistisch, trocken und ohne alle überredende Kraft; von der Niebuhr'schen erwartete der Fürst ohnehin manches Schiefe und zu Scharfe, und so wünschte er, neben diesen Versuchen noch einen dritten, seinen eigensten Sinn in gemäßigter und frischer Sprache vorgetragen zu sehen. Sehr schmeichelhaft eröffnete er mir, daß, wenn er mich zu dieser Arbeit berufe, es hauptsächlich auf Mahnung des Ministers vom Stein geschehe, der darauf dringe, daß keine andere als meine Feder hier angewandt werde. Der Gegenstand erforderte eine völlige Einweihung in den Stand der politischen Angelegenheiten, und diese wurde mir nicht nur von Seiten Hardenberg's ohne Rückhalt, sondern auch von Seiten Stein's vollständig ertheilt, von letzterm freilich ganz in seiner Weise, unter Ausdrücken, die kein Andrer sich erlauben durfte, mit heftigen Ausschüttungen, die für die Sache nichts nutzen konnten, im Gegentheil kamen für diese oft nur die schwächsten Hülfsmittel vor, wie er denn z. B. der Hinweisung auf Grotius und Pufendorf, und deren Behauptung eines Rechts der Eroberung, die unwiderstehlichste Beweiskraft beilegen wollte, da hier doch zumeist ganz andere Gründe und Bedingungen gelten mußten. In völlig entgegengesetzter Weise beschied mich Hardenberg; nach zweistündigem Gespräch war mir der Gegenstand zur klarsten Deutlichkeit aufgehellt, der Kern der Sache mit allen Umhüllungen und Beziehungen vollkommen eingesehen, und ich brauchte die sofort begonnene Ausarbei-

tung durch keine weitere Anfrage, durch keine Bitte um bestimmtere Anleitung zu unterbrechen.

Inzwischen war auch Rahel, meinem dringenden Wunsch und wiederholten Begehren nach, endlich von Berlin aufgebrochen und gegen Ende des Oktobers glücklich in Wien angelangt. Sie hatte mit Recht die Schwierigkeit des Unterkommens und den allgemeinen Zudrang gefürchtet, denn eine schon gemiethete übertheure Wohnung wurde uns widerrechtlich vorenthalten, und während ich noch im Gasthofe blieb, wo keine Zimmer mehr zu haben waren, fand sich für Rahel nur eine Zuflucht im Savoyischen Damenstift, durch die Güte der Vorsteherin, Gräfin von Dietrichstein. Schnell aber war auch dieser beschränkte Raum behaglich eingerichtet, und die lebendige Seelen- und Geistesfrische ließ die Mängel der Umgebung kaum bemerken. Ich wenigstens vermißte nichts, und als wir nach einiger Zeit in leidliche gemeinsame Wohnung zogen und nun wirklich beisammen wohnten, hätte ich gern eingewilligt, für immer so zu bleiben; die alte Versicherung von der Hütte, welche sich dem befriedigten Herzen zum Palast verwandle, hatte sich mir überreich verwirklicht! Nun fühlt' ich ein heimisches Glück, und die fremde große Welt wurde mir täglich fremder, wie ich denn auch anfing, sie mehr und mehr zu vernachlässigen. Durch ernste Arbeit beschäftigt, durch die erwünschte Nähe beglückt, empfand ich kein Bedürfniß der Zerstreuung, und Neugier und Ehrgeiz lockten mich immer seltner, dem glänzenden Scheine nachzugehen, der ohnehin meist nur täuschte.

Da jedoch ausgesprochen war, daß ich nach dem Kongresse in Wien bei der Gesandtschaft bleiben sollte, so wollte ich auf diese wie es schien nicht ferne Zeit früh Bedacht nehmen. Mein Reisegefährte, der Freiherr von Ompteda, hatte beim plötzlichen Weggehen von Wien im vorigen Jahre seine vollständige Einrichtung, die er als westphälischer Gesandter eben erst angeschafft, in guter Verwahrung zurückgelassen, und wünschte sich derselben nunmehr, wenn auch mit bedeutendem Verluste, zu entledigen. Ich war mit ihm schon so gut wie Handels einig, und alles zum Abschlusse vorbereitet, als ich eines Morgens erfuhr, er sei plötzlich nach Italien abgereist und habe seine Sachen, ich weiß nicht wem, zur freien Benutzung überlassen. Ich würde den Besitz all dieser Sachen, da mir jene Bestimmung nicht blieb, bald selber nur wieder als eine Last empfunden haben; damals jedoch sah ich mit Verdruß ihn mir entgehen. Die plötzliche Abreise nach Italien aber war die Folge verwickelter Verhältnisse, in welche ich damals eingeweiht wurde. Der hannöversche Edelmann konnte den Gesandten des Königs Hieronymus nicht vergessen machen, überall, wo er sich zeigte, wurde er mit Kälte, ja mit Schnödigkeit aufgenommen, und ich selbst hatte die in diesem Punkt unerbittliche Frau von Arnstein ihm eines Abends öffentlich grausam mitspielen sehn; seine Fassung war dreist und geschickt genug, aber er fühlte wohl, daß dieser Boden auf die Länge nicht zu behaupten sei. Er brachte gelegenen Orts das Begehren an, man solle ihm eine Buße auferlegen, welche man wolle, aber ihn dann wieder in Gnaden haben. Man nahm ihn beim Worte; die Prinzessin von Wallis lebte in Italien, er konnte in

seiner jetzigen Ächtung leicht Eingang bei ihr finden, und so den Stoff zu der Art von Nachrichten gewinnen, die man eifrig begehrte.. Der Zusammenhang dieser Dinge ist späterhin öffentlich geworden, und mochte daher auch hier ohne Bedenken erwähnt werden. In der Folge, bei einigen dem großen Ausbruche des Ärgernisses vorgängigen Ereignissen, werde ich noch merkwürdige Angaben beizubringen haben. Für mich aber war es ein schmerzlicher, bei jedem neuen Ringe dieser Kette sich wiederholender Unwille, sie alle an dieses erste mir so sicher bekannte Glied anreihen zu müssen!

Ungeachtet der zahlreichen großen Geselligkeitsmächte, welche in Palästen hausten, und zu deren Mittags- und Abendglanze sich Willkommene und Unwillkommene drängten, war doch das Verlangen, sich noch um andre, von jenen verschiedene Mittelpunkte zu versammeln, so groß und allgemein, daß auch der unscheinbarste Raum hiezu genügte, und das Bedürfniß der Herzlichkeit, des Zutrauens und des freisinnigen Geistes überbot nicht selten die Ansprüche der Pracht und Üppigkeit. So wurden alsbald außer den einheimischen stillern Kreisen manche fremde bemerkbar, wo sich, wie in den höchsten, Unterhaltung und Geschäfte förderten, und von denen vielerlei ausging, was seinen dunklen Ursprung hernach verläugnete. So hatte Doktor Cotta mit seiner Frau man kann sagen fast nur ein Zelt aufgeschlagen, so eng und flüchtig war alles bestellt, allein dieses Zelt war eine Mitte gar vieler Verknüpfungen. Cotta war nach Wien gekommen, um in Gemeinschaft mit Bertuch aus Weimar die Sache des deutschen Buchhandels zu vertreten und

allgemeine Abhülfe gegen den Nachdruck zu erlangen. Allein unter dieser bescheidenen Hülle bargen sich viele andre Aufträge und Betreibungen, der würtembergischen Landstände, der deutschen Sachen überhaupt; und zahllose Mahnungen, Einreden, Verständigungen fanden durch ihn, mittelst der ihm gehörigen Allgemeinen Zeitung in Augsburg und des durch seinen Unternehmungsgeist auch in Hamburg erworbenen Deutschen Beobachters, gleichsam eine öffentliche Rednerbühne. Daß er hiebei nach verschiedenen Seiten gefällig sein mußte, hinderte ihn nicht, im Ganzen doch immer seiner eigensten Meinung und der von ihm gewählten Seite das Übergewicht zu erhalten. Persönlich stand er mit den größten Staatsmännern, ja mit gekrönten Häuptern in vertraulichem Verkehr, und seine Verschwiegenheit und Klugheit, so wie die überall hinreichenden Hülfsmittel seiner litterarischen Geschäftsverbindung machten ihn zu dem sichersten und geschicktesten Träger mancher so wichtigen als zarten Anliegen. Unglaublich ist es, in welcher Schlichtheit und Verläugnung dieser angesehene und auch bedeutend reiche Mann sich unscheinbar zu Fuß durchdrängte, alles selbst that, keinen Gang sich verdrießen ließ, kein Wetter scheute, und in allen oft kleinlichen Einzelheiten, die er besorgte, doch immer den Blick frei und kühn auf das Große und Ganze gerichtet hielt.

Für die Angelegenheiten der deutschen katholischen Kirche war in Wien der Kapitularvikar von Konstanz, Ignaz Freiherr von Wessenberg, thätig. Der milde und erleuchtete Geist dieses edlen Deutschen schien aber nicht römisch genug, und andre Bevollmächtigte, welche sich strenger an den Papst hielten, fanden für den Augenblick

mehr Eingang. Diese waren der Domdechant von Wambold und der Kanonikus Helfferich, jener von Worms, dieser von Speier. Der letztere, ein kleiner, gedrungener, scharf und lebhaft redender Mann, erinnerte an Fichte, dem er auch darin ähnlich war, daß er im ganzen Eifer leicht verfehlte, was er im halben gewiß erlangt hätte. Aber demselben Gegenstande war noch andre brünstige Sorgfalt gewidmet, und diese besonders dem Rath Schlosser angelegen, der von Frankfurt am Main mit seiner Gattin, gleich ihm und seinem Bruder neubekehrt, hauptsächlich in diesen Interessen sich nach Wien begeben hatte. Für den Neffen Goethe's weckte schon diese Verwandtschaft vielfache Gunst, noch mehr aber die ausgezeichnete Bildung und wackre Gesinnung, mit welcher das neuergriffene Element hier zu seinem augenscheinlichen Vortheil zusammenkam. Auch um diese Mitte bewegte sich ein Kreis, der auf andere weithin wirkte.

Einsamer, doch durch lichte Gedanken und treffende Worte nah und fern eingreifend, lebte Doktor Troxler aus Luzern hier am Kongreßort in stiller Familienruhe, für die Angelegenheiten der Schweiz thätig bemüht, und keine Arbeit scheuend, über diese verworrenen Verhältnisse die Diplomaten aufzuklären, in deren Händen die Entscheidung dieser Sachen lag. Den tiefsinnigen Naturphilosophen und gründlichen Arzt hatte ich schon früher in Wien gekannt, nun lernt' ich auch den tapfern, alles Eigne dem Gemeinwesen opfernden Vaterlandsfreund kennen. Ein durchaus edler Geist, wirkte er auch unmittelbar als solcher auf jeden ähnlichen ein. Lange hatte er für seine Beschwerden und Vorschläge gar kein Gehör zu finden gewußt; ich eröffnete ihm den Zutritt bei Hum-

boldt, und sowohl dieser, als der Graf Kapodistrias, jener Preußens und dieser Rußlands Stimme in dem für die Schweizersachen niedergesetzten Ausschuß führend, haben mir eingestanden, jene Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn die Angaben Troxler's früher bekannt gewesen wären. Indessen suchte dieser zu retten, was noch möglich war, und erlangte wenigstens soviel, daß die ganz entgegengesetzten Bestrebungen, in welchen andere Schweizer bemüht waren, noch mehr als schon geschehen des Veralteten wiederherzustellen, ohne weiteres abgewiesen wurden. Seltsam genug wollten anfangs auch diese Gegner Troxler's ihre Schriften mir zur Bearbeitung und Anbringung übergeben, da sie denn erfahren mußten, daß ganz andere Vorliebe hier schon Besitz genommen. Ich gab zuletzt noch eine kleine Schrift von Troxler über die Schweiz heraus und vertheilte sie rechts und links, was damals keinen Tadel fand.

Unter solchen stillern, aber wirksamen Kreisen, deren Einfluß, wenn auch im Einzelnen nicht sehr bemerkbar, doch im Ganzen bedeutend war, läßt sich noch die Häuslichkeit des bremischen Gesandten mitrechnen, des Senators Smidt, der außer seiner amtlichen Thätigkeit eine ungleich größere gesellschaftliche ausübte, durch scharfsinnig ausgedachte Verknüpfungen, zeitgemäße Einfälle und nachdrückliche Anregungen. Ich habe seiner schon früher gedacht, und werde noch mehrmals von ihm zu sprechen haben.

Bei dem allgemeinen Drängen und Suchen der Menschen nach Zufluchtsorten, wo häuslicher Herd und Tisch zum Ausruhen von den Staatssachen und zugleich

zum freieren Besprechen derselben einlud, konnte es nicht fehlen, daß bald auch Rahel unwillkürlich die Mitte einer lebhaften Geselligkeit geworden war. Diese war jedoch mit keiner andern zu vergleichen, und sowohl in ihrer Richtung als in ihrer Zusammensetzung von eigenster Art. Hier wurde nichts vertreten und bezweckt, als das allgemeine Menschliche, und die freieste Betrachtung desselben. Damit ergab sich von selbst, daß ohne Ansehen der Person nur das Maß des Willens und der Fähigkeit, sich in jenem Elemente zu bewegen, den Antheil an demselben entschied. Stand und Namen und selbst Volksangehörigkeit durften wenig in Betracht kommen. Personen des höchsten und gar keines Ranges standen hier auf gleichem Boden. Waren die preußischen Freunde dennoch am zahlreichsten und vertrautesten, so fand dies gewiß weniger Statt, weil sie die Landsleute, als weil sie die preußischen, und somit ohne Frage die in freier Geistesbahn am meisten vorgeschrittenen waren. Außer diesen und allen andern Arten von Deutschen waren insbesondere Österreicher, sodann Franzosen und Italiäner, Russen, und auch wohl ein paar Engländer, in verschiedener Abstufung und Dauer hier bald einheimisch. Die Gespräche wurden oft, und dann gegen den Willen der Wirthin, zu strengen Verhandlungen, und glückliche Ausdrücke, wohlgesetzte Gründe, überraschende Wendungen von daher klangen dann an solchen Orten wieder, wo sie Gewicht erhalten konnten, oder tauchten unerwartet aus Tagesblättern hervor.

Von bedeutenden Menschen, die mit größtem Vertrauen sich an Rahel schlossen, hätte ich zunächst Bollmann zu nennen; doch das besondre Denkmal, das ich

ihm schon gewidmet, überhebt mich weiterer Angaben über diesen ausgezeichneten Mann, dessen Erscheinung in Wien bald wichtig wurde und Wirkungen hinterließ, die noch fortdauern. Dem litterarischen Forscher und Beobachter zur Liebe muß ich aber noch die Merkwürdigkeit nachtragen, daß Bollmann, der über Paris frisch aus England kam und aus alter Gewohnheit neben den Erfindungen und Leistungen der Gewerbe auch die schöne Litteratur beachtet hatte, damals in Wien der Erste war, der von Lord Byron und Walter Scott sprach, ihre Dichtungen pries und mittheilte. Mag von ihnen in Deutschland auch hin und wieder jemand gewußt haben, der großen Welt waren sie noch unbekannt, und blieben es ihr auch damals noch großentheils, da man für Dichter auch nachher noch Zeit genug zu haben glaubte. Bollmann war mir durch Schlabrendorf zugewiesen, der in den neueröffneten Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich in dieser Zeit thätig eingreifen zu wollen schien.

Ein anderer guter Mann, den Schlabrendorf an mich empfohlen hatte, war Doktor Keidel, bis dahin diplomatischer Agent des Freistaats Danzig in Paris, und jetzt seiner Meinung nach verpflichtet, den eroberten, aufgelösten und zu keiner Herstellung bestimmten Staat auch in Wien zu vertreten. Die Wiener Zeitung führte ihn ohne weiteres als Kongreßbevollmächtigten auf, wogegen aber Preußen sogleich einredete. Doktor Keidel wurde bedeutet, daß seine amtliche Eigenschaft längst erloschen sei, und daß er sich fortan ruhig zu verhalten habe. Dies that er, und ihm ließ sein persönliches Loos wenig zu wünschen, denn seine wirklich bis dahin für Danzig höchst ersprießlichen Dienste wurden durch Aussetzung ei-

nes ansehnlichen Jahrgeldes belohnt, das er in Wien verzehren durfte, und in dessen Genuß ich ihn zwanzig Jahre später noch als wohlbehaglichen Greis wiedergesehen. Wichtig war der Mann in Wien nur durch die mannigfachen und seltsamen Ränke, die man mit ihm von verschiedenen Seiten anzuspinnen suchte, wegen Danzig, wegen Polen, und die er uns offenherzig mittheilte, wobei mancher Faden aus der höhern Politik zu erfassen war, und Gesinnungen und Absichten bloß gab, die sich gar wohl versteckt glaubten.

Ich erwähne nur der Personen, zu denen ich einige nähere Beziehung gehabt; der Unzahl von Ansuchern und Bittstellern, vornehmen und geringen, Abgeordneten und Beauftragten, geheimen oder öffentlichen, Beobachtern, Spähern, Machern aller Art hier zu gedenken, wäre über mein Vermögen wie gegen meinen Zweck. In der ersten Klasse befanden sich die höchsten fürstlichen Häuser, die sämmtlichen Mediatisirten, die Frankfurter Judenschaft; auf der zweiten Stufe war ebenfalls ein Gemisch der Vornehmsten und Geringsten, hochfahrender Glücksritter, betriebsamer Gelehrten, aushelfender Finanzleute, bis zum gemeinen Börsenwucherer hinab. Die Macht des Hauses Rothschild war erst im Entstehen, sonst würde sie viele Thätigkeiten und Interessen, die jetzt in vielen Händen zerstreut lagen, ernstlich zusammengefaßt haben; doch that ihre Unterstützung dem Anspruch der Frankfurter Juden auf das dortige, so wie der Juden überhaupt auf das allgemeine deutsche Bürgerrecht, schon guten Vorschub; jener Sache widmete insbesondere Jakob Baruch, ein wackerer und feiner Mann, der Vater des nachher so berühmten Börne,

seinen klugen Eifer, und die Angelegenheit der Juden in Lübeck war dem Doktor Buchholz übertragen. Dieser Gegenstand wollte von mehreren Seiten auch auf mich stark eindringen, berührte mich aber geschäftlich nur im Vorübergehen.

Nicht loskommen kann ich von dieser Aufzählung, — denn auch das bloße Ablehnen wird eine, — ohne vorher noch einige Gestalten einzuführen, die mir sonst immerfort, wie unbefriedigte Schatten, den Weg vertreten. Der Frankfurter Rechtsgelehrte, Doktor Jassoy, ist die eine; groß und stark, behaglich und heiter, in Leben und Geschäften grundgescheidt. Er hatte vielfache Zwecke und Aufträge, unter andern auch die Besorgung wichtiger Angelegenheiten des Hauses Metternich. An zweiter Stelle ist Wiesel zu nennen, der ohne Wahl und Absicht mehr hieher verschlagen war, als daß er gerade den Kongreß gesucht hätte; ein schon anderweitig mitgetheiltes Bild darf mir einen neuen Abriß ersparen; dasselbe gilt von der dritten Gestalt, dem russischen Obersten Karl von Nostitz, gewesenen Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Diese drei, ungleich in fast allem Betracht, hatten in Bezug auf den Kongreß die merkwürdigste Gemeinschaft. Ihr unbestreitbarstes Eigenthum war der scharfe Weltverstand, die kluge Einsicht in fremde Thorheit und Schwäche, der unbedingte Haß aller Selbsttäuschung, die Lust und Entschlossenheit, sich die nackte Wahrheit, und wäre sie noch so häßlich, vor Augen zu stellen, daher Zweifel und Mißtrauen gegen alles, was in der Welt etwas bedeuten will. In diesen Dreien hatte sich die Verneinung, die Satire und der Hohn inkarnirt, sie folgten allen Erscheinungen und Vorgängen

des Tages mit ihren zerstörenden Bemerkungen, mit der unerbittlichen Schärfe, von welcher das nachherige Buch Jassoy's „Welt und Zeit" einen schwachen Abglanz liefert, und mit einer Derbheit, für die es keine schriftliche Überlieferung giebt. Sie waren das Aristophanische Salz des Kongresses, die Mephistophelische Lauge, die, indem sie das Scheinsame verzehrt, auch das wahrhaft Hohe und Heilige wenigstens anzubeizen versucht. Der Umgang mit solchen Geistern, vor deren Prüfung so wenig in der Welt bestehen konnte, war nicht ohne Reiz, aber auch nicht ohne innere Gefahr; — von äußerer konnte nicht entfernt die Rede sein, da alles nur in Gedanken verkehrte, und jedes Thun aus solchen Gedanken heraus gerade diesen Geistern nur dumm und lächerlich gewesen wäre. Sie würden auch schon diese Zusammenstellung nicht dulden wollen, und jeder für sich dagegen einreden, wie denn ihre Verhältnisse, und selbst ihre Meinungen und Neigungen, in der That sehr verschieden waren, ja das Gemeinsame in ihnen, das Verneinende, mußte sie eben dadurch wieder auseinanderhalten, wie es auch die Umstände thaten, indem nur Wiesel den Kongreß in Wien überdauerte, die andern beiden schon im Anfang und in der Mitte desselben abreisten. Dem Geiste nach gehörten sie aber zusammen und gaben zu dem Vielklang dieser Epoche eine eigenthümliche, oft laut genug durchgellende Begleitung, die doch gewissermaßen dazu gehörte, und ohne die dem Kongreß wirklich etwas würde zu fehlen scheinen, so wie meinen Blättern ohne diese Zeilen, in denen die Wellen solcher Vorstellung doch einigermaßen zu Ruhe kommen.

Es ist aber Zeit, von den mancherlei Nebengewäs-sern sich dem großen Strome wieder zuzuwenden. Wenn wir bisher unsere Erzählung immer nur wie einleitend umhergeführt, und noch auf keine rechte Bahn gekommen sind, so geht es uns hierin nur wie dem Kongresse sel-ber, der auch nicht so schnell in die Mitte der Sachen gelangen konnte, sondern sich in Vorworten mühsam her-anarbeitete. Der Kongreß war im Pariser Frieden auf den 1. August festgesetzt, aber bald nachher, hauptsächlich aus Berücksichtigung englischer Verhältnisse, um zwei Monate hinausgeschoben worden, und sollte nun vom 1. Oktober an als wirklich eröffnet gelten. Aber dem Wesen und der Form nach fehlte hieran noch viel. Schon am 8. Oktober war eine Erklärung in den Zei-tungen erschienen, wonach der Anfang der eigentlichen Verhandlungen auf den 1. November angesetzt wurde, bis wohin die schwebenden Fragen durch freie und ver-trauliche Erörterungen zur nöthigen Reife gebracht wer-den sollten. Am 1. November aber kam eine neue Er-klärung, welche statt des Beginns der Verhandlungen wenigstens die Prüfung der Vollmachten als begonnen verkündigte. Während diejenigen, von welchen das Han-deln ausgehen sollte, sich der Schwierigkeiten, denen sie begegneten, zu entledigen strebten, konnte die Stockung auch den Zuschauern schon nicht verhehlt werden.

Die Schwierigkeiten lagen aber tief in der Sache begründet, nicht in dem Willen oder den Fähigkeiten der Personen. Wenn man auf ältere Kongresse zurückblickt, auf die Hindernisse, welche durch bloße Förmlichkeiten verursacht wurden, und mit denen z. B. in Münster und Osnabrück, in Nymwegen, Utrecht u. s. w. unend-

liche Zeit verloren wurde, so muß man gestehen, daß der Wiener Kongreß sich bei dergleichen Nebendingen verhältnißmäßig wenig aufgehalten, sondern sie mit freisinniger Übereinkunft theils rasch erledigt, theils vorläufig beseitigt hat. Allein ganz konnte die herkömmliche Weise, in der die Höfe und Staaten bisher unter einander verkehrt hatten, doch nicht umgangen werden, und dieselben Formen, welche so lange Zeit nicht ohne Grund in diplomatischen Geschäften bequem gewesen, mußten auch in ihrer Unbequemlichkeit geduldet bleiben. Nichts wäre kürzer gewesen, als daß die vier großen Mächte, welche den Kriegsbund gegen Napoleon geführt, unter einander einig ihren Willen ausgesprochen und zum Gesetz erhoben hätten. Die Übereinstimmung hätte nicht gefehlt, sie brauchte nicht erst gegründet, sondern nur gegen Andrang und Beimischung von außen bewahrt zu werden. Allein jene Mächte durften sich nicht befugt glauben, nachdem sie eben das Joch gebieterischer Gewaltherrschaft, das auf Europa gelastet, zerschlagen, diesem ein neues aufzulegen, und ihre Mitverbündeten würden dasselbe nicht willig angenommen haben. Auch konnte der Wille jener Mächte hinsichtlich einer Menge von Fragen, von denen sie selbst nur mittelbar berührt wurden, nicht unbedingt schon entschieden haben; es galt hier die Ansprüche zu wägen, das Rechte zu erkennen, das Angemessene zu finden. Also Berathung überhaupt, Mitwirkung für die höher Betheiligten, für die Untersten wenigstens Gehör, konnten nicht versagt werden. Hier aber für einen so noch nie dagewesenen Fall Form und Maß zu ermitteln, das war keine geringe Aufgabe, und auch deren Lösung durch ein bloßes Gebot nicht möglich.

Als nächste diplomatische Anknüpfung für den Kongreß galt der Pariser Friede, und die acht Mächte, welche diesen unterzeichnet hatten, oder ihm beigetreten waren, standen in erster Reihe. Aber durch Zutritt und Stimme konnte hier keine Gleichberechtigung erlangt werden, jeder Hof trat mit dem eigenthümlichen Gewicht seiner Macht, seiner Lage und Verhältnisse ein; dieser wesentliche Unterschied konnte durch Stimmenmehrheit so wenig als durch Selbstverläugnung aufgehoben werden, und es war undenkbar, daß die unangreifbare Größe Rußlands nur gerade so viel gelten sollte, als Schweden, oder daß Spanien, verheert und erschöpft, das siegskräftige England aufwöge. Dazu kam noch der Übelstand, daß Staaten, welche an Umfang und Kraft, vielleicht auch sogar an Verdienst um die gemeinsame Sache, wenigstens gleichberechtigt schienen, in der Zahl jener acht Mächte doch nicht begriffen waren. So Dänemark, die Niederlande, Sardinien, der Pabst, für welche doch grade die Stimmung sehr günstig wirkte und vorzugsweise sorgte. Die deutschen Angelegenheiten, welche, noch ungeordnet, in jenem obersten Rathe nur durch Österreich und Preußen mitvertreten waren, sollten erst wieder zu einem Ganzen emporgebildet werden. Hier tummelten sich die streitendsten Ansprüche, die vielartigsten, verwickeltsten Forderungen. Um nur erst festen Boden zu gewinnen, bemächtigten sich die fünf Höfe von Wien, Berlin, München, Hannover und Stuttgart der Berathung, von der sich aber die mittlern Staaten und zuletzt auch die kleinsten nicht gutwillig ausgeschlossen sahen, und zu der die Mediatisirten und einstige Körperschaften sich eifrig andrängten.

Die höheren politischen Fragen von allgemeiner Wichtigkeit wurden in hergebrachter diplomatischer Weise größtentheils durch Notenwechsel zwischen den Großmächten allein verhandelt; die Gegenstände, welche mit jenen Lebensfragen nicht nothwendig zusammenhingen, und theils bestimmte Länder, theils einzelne Klassen, theils auch durchgreifende Allgemeinheiten betrafen, waren an besondere Ausschüsse von Bevollmächtigten, zumeist der großen Höfe gewiesen, wo die Geschäfte durch Sitzungen und Protokolle geführt wurden. Außer den deutschen Gebiets- und Verfassungsfragen standen deren auch für andre Länder manche höchst wichtige zur Entscheidung, und neben den Ausschüssen hiefür waren noch andre für die Abschaffung des Negerhandels und für die Zähmung der afrikanischen Seeräuber aufgestellt.

Kam auf solche Weise die Einleitung und Vertheilung der Arbeiten endlich zu Stande, so fehlte doch viel, daß dies gleich von Anfang vollständig gelungen wäre, und daß der eingeschlagene Gang von allen Seiten die nöthige Förderung erfahren hätte. Allem andern zuvor mußten die politischen Fragen in Betreff des künftigen Besitzstandes der großen Mächte unter diesen abgemacht sein; diese Grundlage schien bereits fest gelegt, allein bei näherem Eingehen fanden sich manche Stellen noch unsicher, andere wurden erst jetzt wankend. Die Häupter der Kabinette, welche bisher die Sachen geführt, wußten recht gut, was sie im Einzelnen wollten und im Ganzen wünschten, und die besondern Bestimmungen, die sie theils als Gesammtheit gegenüber von Frankreich sich ausbedungen, theils unter sich vorher schon getroffen hatten oder nachträglich festsetzten, ließen ihre Ansprüche und Er-

wartungen deutlich genug hervortreten. Thatsächliche Überlegenheit wird in der Welt unter allen Umständen anerkannt, und wo das Recht der Mindermächtigen, und schon ihr Vortheil sogar, von der Macht, wie hier unläugbar der Fall, beachtet und mitvertreten sind, da findet sich eine in der Natur der Dinge begründete Unterordnung von selbst. Dies war auch das allgemeine Gefühl in Betreff des Kongresses, und den vier Hauptmächten, sofern sie einig waren, mochte niemand eine Art von Diktatur bestreiten. Ohne Zweifel wäre es für Europa und insbesondere für Deutschland vortheilhaft gewesen, wenn alle Entscheidungen lediglich in jener höheren Region, ohne die trübende Einmischung beschränkter, von unten emporsteigender Eifersuchten und kleinlicher Betriebsamkeiten, hätten gefaßt werden können, und der Widerspruch würde unerheblich geblieben und bald verstummt sein. Jedoch fiel die Sache weit anders aus. Innerhalb der Machtverbindung wurden Trennungslinien sichtbar, die sich durch hinzutretendes Einwirken leicht in Zwiespalt vertiefen ließen. Es fehlte nicht an solchem Einwirken, wodurch bald Macht gegen Macht stand, und anstatt einer freien, reichen Darbietung ein mißtrauisch berechnetes und doch gerade dadurch verkümmertes Ergebniß davongetragen wurde.

Zweierlei Einflüsse sind in solchem Betreff hauptsächlich hier anzuführen. Bei uns Deutschen hatten sich in der öffentlichen Meinung die außerordentlichsten und theilweise seltsamsten Erwartungen mit dem verheißenen Kongresse verknüpft. Die Deutschen waren allerdings in einem besondern Zustande, wie keine der andern Nationen, mit denen sie verbündet den Sieg errungen hatten.

Rußland und England, Schweden, desgleichen auch Preußen und Österreich, standen da in alter fester Gestalt, und brauchten die Früchte des Sieges nur an sich zu ziehen und in das Bestehende aufzunehmen. Polen und Italien, schon längst ohne Selbstständigkeit, und auch von Napoleon nur mit einem Scheine derselben bethört oder gereizt, folgten dem Loose der Eroberung, wobei sie nicht wesentlich zu verlieren schienen. Spanien, Portugal, Dänemark standen, wenn auch erschüttert, auf altem Boden. Die Niederlande erfreuten sich eines gewonnenen neuen Bestandes, die Schweiz ihrer theilweisen Erneuung und allseitig ausgesprochenen Sicherheit. In Deutschland war alles zersetzt, das Aufgelöste zum Theil wieder neu gebunden, zum Theil preisgegeben und verloren. Die Franzosenherrschaft hatte hier am stärksten und nachhaltigsten, aber nicht gleichmäßig eingewirkt, sondern nach den Zeiten und Gegenständen sehr verschieden; alle Wechselgebilde der letzten dreißig Jahre waren hier geschichtlich abgelagert, und nebeneinander wiederzufinden, eine Verwirrung von Zuständen, die in der größten Abweichung von einander nur darin übereinkamen, daß allenthalben die alten Verhältnisse zerstört, die neuen nicht abgeschlossen, und Recht, Unterdrückung, Sieg, Verdienst, Vortheil und Verlust wunderlich gemischt waren. Die Zwischenzeit, während welcher das Fremde geherrscht, hatte zu lange gedauert, und zu vielerlei Eigengebildetes entstehen lassen, als daß man sie und ihre Gebilde gradezu für nicht gewesen erklären konnte, und wo dieser Versuch gleichwohl gemacht wurde, da brachte er nur Verwirrung und Beschämung hervor. Das Alte ungetheilt herzustellen, war im Allgemeinen unmöglich, und

daher im Einzelnen ebenfalls, sofern dieses der Anknüpfung an ein Ganzes, worin früher ein so großer Werth gelegen, jetzt entbehren mußte. Wenn Kaiser und Reich nicht wieder auflebten, so konnten es auch die ehemaligen Reichsstände und Reichsverhältnisse nicht, weil jene höchsten Bedingungen eines solchen Daseins fehlten. Soviel des Neuen hatte man in die Verbündung, als der Sieg noch nicht entschieden war, aufgenommen, so wirksam hatte es Antheil an ihm genommen und war durch ihn eben auch selbst miterstarkt, daß hier sowohl das erworbene Recht als auch die wirkliche Macht eine rücksichtsvolle Ausgleichung auferlegten. Aber die großen Regierungen wollten auch jene Wiederherstellung des Alten nicht, weil ihr eigner Vortheil dagegen war.

Legte sich dem vorbereiteten politischen Entwickelungsgange dieses Gewicht deutscher Verhältnisse und Bedürfnisse drückend auf, und mischte sich von daher ein neues, in noch ungestalter Kraft unberechenbares, volksthümliches Element in die Verhandlungen, welche schon kein rein diplomatisches Geschäft mehr darstellten, sondern auch gleichsam staatsgerichtliche und fast parlamentarische Vorgänge in sich aufnehmen mußten, — so drang von anderer Seite ein politischer Einfluß heran, der ebenfalls in unerwartet begünstigtem Anwachsen die bisherigen Berechnungen verwirrte und bedrohte. Dies war der Einfluß des wiederhergestellten Frankreichs. Allerdings hätten früherhin die Sieger alle Macht und Befugniß gehabt, dem besiegten Frankreich den Zutritt zu Verhandlungen zu versagen, welche gleichsam der letzte Abschluß derjenigen Ereignisse und Bestimmungen sein sollten, durch die, ohne Frankreich und gegen Frankreich, dieses

selbst erst wieder in seiner jetzigen Gestalt erstanden war. In der That konnte es unbillig dünken, und gefährlich sogar, dieses noch gährende und in vieler Hinsicht dem übrigen Europa fortwährend feindliche Frankreich in die Gemeinschaft der bevorstehenden Staatenberathung als gleichberechtigtes Mitglied unbedingt aufzunehmen; allein die Aufrichtigkeit der Versöhnung schien diesen Beweis des Vertrauens gewähren zu müssen, das wiedereingesetzte Bourbonische Herrscherhaus durfte ihn dringend fordern, und nicht die Großmuth der Gesinnungen allein, sondern auch wichtige Gründe der Staatsklugheit hatten für die Zulassung entscheiden müssen, denn es war allerdings von großer Bedeutung, den neuen Festsetzungen, welche die Grundlage des künftigen politischen Bestandes von Europa werden sollten, den Antheil und die Mitverpflichtung eines Staates nicht fehlen zu lassen, der seiner Lage und Beschaffenheit nach unfehlbar binnen kurzem wieder in die Reihe der großen Mächte zu treten berufen war. Blieben auf jeder Seite dieses Wechselfalles Schwierigkeiten, die sich nicht beseitigen ließen, so folgt daraus nicht, daß sie nicht bedacht worden wären, wie denn überhaupt Vorsicht und Erwägung in denjenigen Dingen, welche für die Kabinette selbst wichtig waren, diesen wohl selten gefehlt haben. Aber dem Antheil und Einfluß Frankreichs mochte man in keinem Falle den Umfang voraussetzen, zu welchem er sich in der That bald erhob. Hierin wiederum war der Aufschub des Kongresses besonders verhängnißvoll. Die kurze Zwischenzeit, der Verlauf desselben Sommers, welcher die Heere der Verbündeten sich trennen und in die zum Theil weite Heimath zurückkehren sah, war vollkommen hinreichend,

die lebhaften, durch Schmach und Hoffnung im Innern aufgereizten Franzosen als ein nach außen unter der neuen Herrschaft wieder ziemlich vereintes und zum Kriege starkes Volk aufzustellen. Wäre der Kongreß, wie es anfangs bestimmt war, einige Monate früher begonnen und rasch zum Schlusse geführt worden, so würde Frankreich aller Wahrscheinlichkeit nach keine bedeutende Rolle haben spielen können noch wollen, und seine Theilnahme mehr eine formale geblieben sein. War aber einmal Raum zur Vorbereitung und Entwickelung gegeben, so fiel aller Gewinn auf die Seite derjenigen Kräfte, die sich in Deutschland und Frankreich dem vorausgezeichneten Gang und Zwecke des Kongresses wachsend entgegenwälzten, während die zwischen den Mächten bestehenden Verabredungen in demselben Maße an Einigkeit und Festigkeit nur verlieren konnten. Doch dürfen wir, wenn wir billig sein wollen, auch wegen dieses verhängnißvollen Aufschubes nur die Sache selbst und die Gesammtheit der Leitenden, nicht aber Einzelne beschuldigen, deren keiner diese Zögerungen in seiner Gewalt hatte, wenn auch, was zu bezweifeln, deren Folgen so klar, als sie nachher zu übersehen waren, vorgelegen hätten, außerdem daß diese auf mancher Seite auch erwünscht oder doch weniger zu fürchten sein konnten.

Während aber die Geschäfte stockten oder ihren Anfang noch unsichtbar zu spinnen hatten, war der Weltschauplatz erfüllt von regem Leben, und in raschem Wechsel drängten sich Gestalten und Ereignisse. Die Anwesenheit der größten Herrscher, so vieler königlichen und fürstlichen Häupter, der höchsten Frauen, um-

geben von der Blüthe der vornehmsten Geschlechter aller Länder, rief in täglich wiederkehrenden Anlässen alle Pracht und Üppigkeit der Kaiserstadt zu erneuerter Bewegung auf. Feste folgten auf Feste, die Schau- und Tanzlust erhielt volle Befriedigung. Treffend scherzte der alte Fürst von Ligne: „Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas!“ und das glückliche Wort flog schnell durch ganz Wien, ja durch Europa, zum Ergötzen auch derer, die es treffen konnte; denn wo ein Allgemeines krankt, fühlt sich der Einzelne kaum noch verantwortlich.

Das moderne Fest ist wesentlich militairisch; der frühere kirchliche, der spätere höfische Karakter öffentlichen Prunkes ist ganz in den militairischen übergegangen, welcher am verständlichsten zu der Menge spricht, und ihr durch Ernst und Tüchtigkeit noch am meisten Ehrfurcht gebietet. Das Fest im Prater am 18. Oktober, zur Feier der Schlacht von Leipzig, war in diesem Betracht eines der allgemeinsten, prunkvollsten und würdigsten. Die Kriegsfürsten und die geringsten Krieger hielten zusammen gemeinschaftlich Mahl, und alles Volk nahm Theil an dem großen Anblick. Sechszehntausend Mann wurden unter freiem Himmel gespeist, der die Festlichkeit durch das schönste Wetter begünstigte, und das Wiener Volk setzte den Freudenrausch fort bis tief in die Nacht hinein. Die Einigkeit der großen Herrscher schien bei diesem Gedächtnisse des gemeinsamen Sieges aufs neue sich zu verbürgen. Gleichen Eindruck empfing die öffentliche Meinung von der sechs Tage darauf gemeinsam von den Monarchen unternommenen Lustreise nach Pest, wiewohl diese auch schon zu mancherlei eifersüchtigen Bemerkungen Anlaß gab.

An Glanz und Geschmack ragte besonders ein von dem Fürsten von Metternich gegebenes Fest hervor, wo die große Welt alles, was ihrer durch Schönheit und Auszeichnung würdig schien, herangezogen hatte. Das Fest blieb lange Zeit für die Theilnehmer der Gipfel aller prächtigen Erscheinung, und weit und breit wurde davon gesprochen. Eine begeisterte Schilderung, noch ganz des empfundenen Taumels erfüllt, schrieb Koreff mit dithyrambischer Feder, und gab sie in den Österreichischen Beobachter, wo man sie mit Vergnügen nachlesen und sich den unmittelbaren Eindruck vergegenwärtigen wird. Ein zweites Fest, dessen Pracht und Herrlichkeit alles überstieg, was man bis dahin gesehen hatte, war ein Karrousel in der dazu wunderbar ausgeschmückten und erleuchteten Reitbahn, wobei besonders die österreichischen Kavaliere durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorriefen.

In einer andern, minder hohen, aber allgemein anziehenden und beschäftigenden Sphäre, in der des Theaters nämlich, erwarb die mimische Tänzerin Bigottini den größten Beifall und Ruhm. Von ihrer Darstellung der Nina war der ganze Kongreß entzückt, und wiewohl Kenner manches an ihrer Kunst zu tadeln und sie namentlich mit der einst bewunderten Vigano nicht zu vergleichen fanden, so durften sie gegen die übermächtige, herrscherliche Bewunderung kaum laut werden. Unter den einheimischen Talenten glänzte vor allen die großartige Sängerin Anna Milder, und war des tiefsten, allgemeinsten Eindrucks immer gewiß. Da hier des Theaters gedacht ist, so muß ich auch der Gastrollen der aus-

gezeichneten Künstlerin Auguste Brede gedenken, die durch ihr feines gebildetes Spiel den schönsten Beifall gewann. Späterhin betrat die gewaltige Sophie Schröder die Bühne, und setzte besonders die Ausländer in Erstaunen, die solche Wirkungen bisher nur dem französischen Theater möglich geglaubt hatten.

Nicht bloß der Abend, fast jede Tageszeit hatte ihre besondere Schauluft. Frühmorgens zogen die Truppen zu Paraden und Kriegsübungen aus, wobei sehr oft die Monarchen selbst in zahlreicher Begleitung erschienen und durch ihre Beeiferung gern einen Stand und ein Fach ehrten, dem sie ganz persönlich angehören wollten. Die Mittagszeit bot häufig die auserlesensten Musikaufführungen, worin von jeher Wien durch die außerordentlichsten Hülfsmittel, so wie durch wahre Liebe und großartige Pflege der Kunst, sich hervorthat. So lange das Wetter günstig blieb, war die Bastei der allgemeine Versammlungsort zum Spazirengehen. Hier sah man Arm in Arm den Kaiser Alexander mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, den Fürsten von Metternich mit dem Herzoge von Coburg, in Haltung und Benehmen die schönsten Erscheinungen, die man sehen konnte. Dagegen schritten Lord und Lady Castlereagh am hellen Sonnenlichte wie zum Maskenball einher, nicht merkend, wie sehr sie bemerkt wurden. Die beiden Großfürstinnen, Katharina, verwittwete Herzogin von Oldenburg, und Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, geliebte Schwestern des Kaisers Alexander, gewährten das schönste Bild der mit herrscherlicher Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit, und nicht ohne freudigen Antheil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürstin Katharina

die seltenste Begabung geistigen Hochsinns und leuchtenden Verstandes näher zu würdigen im Stande waren, daß diese Prinzessin auf's neue eine deutsche Landesmutter zu werden bestimmt sei; ein Name, den sie als Königin von Würtemberg später im wahrsten Sinne großartig bewährte; leider sollte der schöne Beruf dieses Lebens von nicht langer Dauer sein! Glücklicher war hier in Weimar; noch heute strömen ihm ununterbrochen die Segnungen des Ernstes und der Anmuth, welche sich dem Dasein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Goethe mir einst mit Wahrheit schreiben konnte, daß sie jeden Stand zu erhöhen geeignet gewesen wäre, und selbst auf dem höchsten noch persönliche Bewunderung erregt. Ferner sah man den zwar im letzten Kriege nicht zur Befehlführung berufenen, aber darum nicht minder in Ruhm strahlenden Erzherzog Karl; den tapfern, so ritterlichen als freisinnigen Prinzen Wilhelm von Preußen; den in frischestem Kriegsruhme ausgezeichneten Kronprinzen von Würtemberg mit dem Freiherrn vom Stein; den schon früh für das Vaterland wie für Kunst und Bildung erglühten Kronprinzen von Baiern mit dem Sieger von Hanau, dem Feldmarschall Fürsten von Wrede; den Großherzog von Baden, jung, blaß, ungünstig angesehen, und wie zum Opfer vorherbestimmt; die Herzogin von Sagan nebst ihren Schwestern; den Grafen und die Gräfin von Bernstorff, letztere eine der ersten Schönheiten des Kongresses; die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo; den Kardinal Consalvi und an seiner Seite Bartholdy'n, der ihm die Menschen und Verhältnisse erklärte; den jungen Marquis von Custine mit dem Grafen von Noailles; den Großherzog von

Sachsen-Weimar, auch hier der leutselige Fürst voll geistiger Aufmerksamkeit und menschenfreundlichen Sinns, — doch jedes Aufzählen ist hier ein thörichter Versuch, und mit Einem Worte, ganz Wien und der ganze Kongreß flossen hier in bunter Mischung durcheinander, und man konnte die Bastei eine diplomatische Börse nennen, wo auch die Geschäfte gar sehr zur Sprache kamen. Nur Gentz und Humboldt, bemerkte man, wurden niemals dort gesehen, worin man etwas Bezeichnendes finden wollte. Dagegen versuchte der badische Forstjunker von Drais, in diesem bunten Gedränge seine fußgetriebenen Wagen und seine damals neuerfundnen Draisinen, welche der Großherzog von Weimar die fahrende Ritterschaft unsrer Tage nannte, und in denen der Doktor Jassoy deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung sehen wollte.

Doch so ausschließlich heiter und ergötzlich konnte nicht alles hergehen, daß nicht auch Verdruß und Unheil sich eingedrängt hätten, wozu immer den Menschen, nach Maßgabe ihrer Menge und Verhältnisse, eine Zahl von Loosen ausgetheilt ist.

Wir haben schon des Verdrusses gedacht, der einem wackern Manne durch den Freiherrn vom Stein zugefügt worden. Ähnliche Vorfälle, von denen einer den Fürsten von Talleyrand traf, dem auf einem Feste durch einen Offizier Grobheiten gesagt wurden, zeigten durch ihre Folgenlosigkeit, daß die Diplomatie schon weniger empfindlich sei. In letzterm Betreff gab der dem englischen Gesandten Lord Stewart, Bruder von Lord Castlereagh, zugestoßene Handel am meisten zu reden; mit Wiener Fiakern in Streit gerathen, ließ der Lord auf offner Straße

sich in Thätlichkeiten ein, welche eine ganze Weile zur Belustigung der Zuschauer fortdauerten, bis endlich die Kämpfer getrennt wurden, worauf beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Dem Ansehen des tapfern englischen Generals that dies Ereigniß bei seinen Landsleuten keinen Eintrag, so wenig als einige andre Ungezwungenheiten, die man ihm nacherzählte oder eigentlich nachrühmte, denn es fehlte nicht an Leuten, welche dem Engländer die Freiheit, ungestraft so manches Herkömmliche zu überschreiten, höchlich beneideten. Ein besondrer Unglücksfall traf den hannöverschen Bevollmächtigten Grafen von Münster, und erweckte den allgemeinsten Antheil; seine Pferde wurden scheu, er wurde umgeworfen und schwer beschädigt, so daß er lange die Heilung abwarten mußte.

Aber auch ein Todesfall, gleich im Beginne des Kongresses, ereignete sich auf wahrhaft bedauernswerthe Weise. Ein altgedienter ehrbarer Diplomat, von dem Schlage derjenigen, welche grade durch ihre zuverlässigen Fähigkeiten innerhalb einer Sphäre der Brauchbarkeit festgehalten werden, wo ihr Name zu keiner Berühmtheit gelangt, war von einem auswärtigen Posten in die Hauptstadt heimgekehrt. An einem Hoffeste Theil nehmend, dachte er aus besondern Gründen bald wieder fortzugehen, als er unerwartet zu einem Spieltische befohlen wurde, wo denn zu verweilen ihm Ehre und Pflicht sein mußte. Er hoffte sein Ungemach durch Willensstärke zu bezwingen, wenigstens hinzuhalten, seine Belesenheit hielt ihm zu rechter Zeit das Beispiel des Herzogs von Saint-Simon vor, der in weniger gebieterischen Umständen das Unglaubliche in solcher Art geleistet. Allein unser gequälter Diplomat fing bald an, die Erzählung Saint-Simon's

prahlerischer Übertreibung zu beschuldigen, bald aber vergaß er Beispiel und Nachahmung völlig. Die Mitspielenden empfanden einige Unruhe. Der Diplomat wurde roth und blaß; mit bedauerlichster Theilnahme sahen ihn die Andern an. Man stand endlich auf, und wandte sich von dem Unglücklichen ab, der nun Freiheit bekam, sich eiligst zu entfernen. Er begab sich nach Hause, und nachdem er sein Mißgeschick überlegt, auch bald erfahren, wie dasselbe niemanden zweifelhaft geblieben und schon allgemein bekannt geworden, glaubte er die Schmach nicht überleben zu dürfen, und in einem Anfall von Verzweiflung erschoß er sich! — Man bedauerte ihn ungemein, und konnte sich doch nicht erwehren, die Geschichte durch alle möglichen Erörterungen der Kasuistik zu treiben, wie der Arme sich am schicklichsten zu benehmen gehabt, und welche Aushülfe ihn noch in den verschiedenen Stadien hätte retten können. Humboldt versicherte, er würde in solchem Falle ruhig sein Theil, die Andern möchten dann ebenso das ihre getragen haben, in keinem Fall würde er sich aus solcher Ursach erschießen, — was man ihm von mancher Seite fast als zu demokratisch verdenken wollte.

Späterhin, mitten im Laufe des Kongresses, erweckte ein andrer Todesfall die allgemeinste Theilnahme. Der Fürst von Ligne, der anfangs nur leicht erkrankt schien, aber scherzend verhieß, er werde dem Kongresse, der sich in Schauspielen aller Art schon ersättigt, nun doch noch ein neues bereiten, nämlich das Leichenbegängniß eines österreichischen Feldmarschalls, machte den Scherz nur allzu schnell wahr, und schied aus einer Welt, die er lange belebt und erfreut hatte, zuletzt aber doch nicht ganz mehr

als die seinige erkannte, so sehr er sie auch durch Laune und Fügsamkeit noch sich anzueignen strebte. Sein Verlust wurde aufrichtig betrauert, und viele bereuten, die letzten Strahlen dieser Geistessonne nicht eifriger aufgesucht zu haben. Mit ihrem Verlöschen war in der That ein ganzes Zeitalter hinabgesunken, dem wohl hin und wieder noch ein Zeuge, aber nun kaum ein Vertreter noch übrig war.

Viel zu reden gab auch der plötzliche Tod des hessen-homburgischen Geheimen Rathes Majors von Sinclair, der in der diplomatischen Welt noch kaum bekannt war, aber in der litterarischen eines verdienten Rufes genoß. Er hatte den Cevennenkrieg dramatisch bearbeitet, und unter dem Namen Crisalin sowohl diese Dramen als auch andre Dichtungen in Druck gegeben. Sein schottischer Ursprung zeigte sich wie im Namen so auch im ganzen Wesen, ein feuriges Blut trieb ihn zu raschem Handeln, und in früheren Jahren, zugleich Soldat, Hofmann und Dichter, machte er einen fast abentheuerlichen Eindruck. Jetzt, in reiferem Alter, hatte sich seine Heftigkeit sehr gemäßigt. Er hielt sich viel zu Friedrich Schlegel, und auch ich sah ihn öfters, durch frühere Verhältnisse in Berlin auf seine Bekanntschaft angewiesen. Plötzlich erfuhr man eines Morgens, er sei über Nacht vom Schlagfluß getroffen, und in einem Hause, wo man ihn nicht kannte, und wo niemand ihn gesucht hätte, todt gefunden worden.

Nach so vielem Vorläufigen und Beihergehenden, welches denn doch in unsrem Falle, wie fast immer im Leben, mit den Hauptsachen nahe zusammenhängt und sie vielfach bedingt, müssen wir wohl wieder mit einigen

Worten der Geschäfte gedenken, welche rasch genug mit steigendem Ernst und Nachdruck zur Sprache kamen. Zuvörderst aber dürfen wir eine Reihe von Bildnissen derjenigen Männer vorüberführen, denen die Verhandlungen vorzugsweise vertraut waren, und von deren Einsicht, Gesinnung und Geschicklichkeit sie großentheils abhingen. Unsre Aufzählung wird keine nach dem Staatskalender sein, weder die Personen wollen wir alle vollständig angeben, noch ihre Züge ausführlich zeichnen, sondern nur die der eignen Erinnerung sich vorzugsweise darbietenden, des Rechtes und Vortheils vollkommen eingedenk, daß wir Denkwürdigkeiten schreiben, welche ihresgleichen noch viele voraussetzen oder gewärtigen, denen erlaubt ist, Lücken zu haben, weil sie selber vielleicht so am besten andre ausfüllen.

An der Spitze des Kongresses, wenn wir die Monarchen selbst, wie billig, außerhalb der diplomatischen Kategorie lassen, stand unläugbar der Fürst von Metternich; in ihm erkannte man schon im voraus den Präsidenten dieser hohen Versammlung, die ihn auch bald ausdrücklich dazu erwählte. Da Österreich gleichsam den Wirth machte, die Eingeladenen bei ihm zu Gaste und in Obhut waren, so vereinigte der Minister dieses Staates mit dem vollwichtigen Ansehn, das ihm als solchem überall inwohnen mußte, das ihm auch in Paris und London nicht hätte fehlen können, und mit der ohnehin wirksamsten Geltung der bedeutenden Persönlichkeit, zugleich allen Vorzug und Einfluß, den das Zuhausesein, das Zugebotestehen der ganzen Örtlichkeit, mit Einem Worte das Recht des Wirthes, hier unberechenbar ge-

währte. Ich habe von der schönen und einnehmenden Erscheinung des Fürsten schon bei andrer Gelegenheit gesprochen, über seine staatsmännische Bedeutung und Eigenheit im Allgemeinen manches aufgezeichnet, was aber in spätere Zeit als die des Wiener Kongresses fällt, und hier daher noch keine Stelle findet; demnach für diesesmal, bis der Augenblick sich ergiebt, wo die Ausführung eines solchen Bildes zu versuchen sein wird, muß ich mich beschränken, einige der Züge, welche sich während des Kongresses darbieten, vorläufig einzutragen.

Die persönliche Bedeutung des Fürsten zeigte sich schon in dem merkwürdigen Umstande, daß ihm, dessen Vorrang alle andere Bevollmächtigte anerkannten, auch der Kaiser Alexander, der von den Monarchen am meisten persönlich in politische Verhandlung einging, für solchen Fall kaum noch als ein Höherer gegenüberstand, sondern der russische Kaiser und der österreichische Minister als zwei gleiche Kämpfer auf demselben Boden geraume Zeit um den Preis des Sieges rangen. Anfangs schien das Verhältniß als ein durchaus günstiges, und hätte als einträchtiges unwiderstehlich alle andern Verhältnisse des Kongresses beherrschen müssen; allein es erfolgten Abweichungen, Verstimmungen, und endlich völlige Entzweiung, wobei doch der gute Grund unerschüttert blieb, auf welchem die achtungsvolle Anerkennung nie verloren ging, und späterhin rückhaltloses Vertrauen sich wiedererzeugen konnte.

Für Österreich war an zweiter Stelle der Freiherr von Wessenberg. Er gehörte zu den unterrichteten, hellsinnigen, arbeitsamen Männern, von denen die Geschäfte stets gefördert werden. Die Selbstständigkeit seines Wol-

lens hemmte jedoch seinen Einfluß in manchen Regionen, wo nur durch Anschmiegen vorgerückt werden kann; der Verstand, der sich nicht unterordnet, ist bald unbequem, und wird allmählig zur Seite gedrängt.

Die den Umständen entsprechendste und dadurch wichtigste und brauchbarste Thätigkeit war ohne Zweifel in Gentz vorhanden. Auch von ihm ist schon anderweitig zur Genüge gesprochen, und ich werde hier nur einiges nachtragen. Der österreichische Hofrath stand sichtbar weit über diesem äußern Rang und genoß eines europäischen Ruhmes und Ansehns. Seine Stellung in den österreichischen Staatsgeschäften gab ihm schon Bedeutung genug, aber als Führer des Protokolls der Kongreßberathungen, als Mitglied so mancher Ausschüsse und Kommissionen, als kundiger Berather und lichtvoller Darsteller wurde er nach allen Seiten auch den höchsten Personen wichtig, und die ersten Staatsmänner gingen mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit um. Damals konnte kein Zweifel aufkommen, wer Gentz sei und was es mit ihm auf sich habe; die Betheiligten wußten es nur zu gut, und suchten die Früchte seines Geistes und seines Talents für sich zu ärnten. Er vermochte vielerlei Ansichten zu erfassen, mannigfache Interessen dialektisch zu vertreten, und sein Gespräch wurde durch seinen Reichthum belehrend für Freund und Feind; aber wo es bestimmte Fragen galt, wirkliche Festsetzungen von unmittelbarer Anwendung, da verläugnete sich seine glänzende Beweglichkeit, und wer ihn europäisch, oder englisch, oder vorzugsweise deutsch, oder auch etwa von Alters her noch etwas preußisch wünschte, der fand ihn zunächst und hauptsächlich doch nur österreichisch. Dafür

mußte er viel Mißwollen und Gehässigkeit von Seiten derer leiden, deren eigenwilligen Erwartungen er nicht entsprach. Daß er einer der wichtigsten, thätigsten und geschicktesten Männer auf dem Kongreß gewesen, bezeugt auch ausdrücklich Herr von Gagern, der mit ihm unmittelbar zu verhandeln hatte. Humboldt rühmte von ihm, daß unter seinen Händen nichts ungeschickt bliebe, und daß immer, wo er eingriff, die Sachen eine angemessene, haltbare Gestalt bekämen.

Wenn hier das Bild Friedrichs von Schlegel sich anreiht, so ist es keine diplomatische Thätigkeit — deren er gar keine hatte — sondern andere Bedeutung, in der sein Name mit dem von Gentz mag verbunden werden. Er war, gleich diesem, ein norddeutscher Gelehrter, ein ausgezeichneter Schriftsteller, durch mancherlei Geschicke in den österreichischen Staatsdienst gekommen. Als beide Männer noch in Berlin zusammenlebten, haßten sie einander, und besonders war damals der schon antirevolutionair gesinnte Gentz dem noch heftig die republikanische Freiheit anstrebenden Schlegel ein Gegenstand tiefen Abscheu's. Jetzt aber verehrte Schlegel nicht nur die politische Denkart des ehemaligen Gegners und suchte ihn darin noch zu überbieten, sondern er mußte in ihm persönlich auch eine Art Vorgesetzten anerkennen, dessen Gunst und Billigung er nicht entbehren durfte. Gentz war ohne allen Rachsinn, sah nur auf den jetzigen guten Willen, und glaubte, daß wenigstens der Name des Mannes von Nutzen sein könnte, dessen Dienste ihm doch sehr zweifelhaft schienen, ja dessen Gesinnungen er noch mit einigem Mißtrauen betrachtete. Denn Schlegel war katholisch geworden, während Gentz immer protestantisch

geblieben war, und nur der politischen Seite Österreichs angehörte, wogegen jener die katholische Seite vorzugsweise ergriffen hatte, und es nicht verhehlen konnte, daß in den häufigen Fällen, wo die Sache des Staates und die der Kirche sich trennten, er ohne Frage der letztern zu folgen vorziehe. Aber in Wien wollte man auch an die Aufrichtigkeit seiner katholischen Überzeugung wenig glauben, und der fremde Neubekehrte war seinen neuen Staats- und Kirchengenossen vielfach verdächtig, ein bloß ehrgeiziger Heuchler zu sein. Die unzweifelhafte Hochachtung nur, welche hochstehende Gebildete dem geistvollen Schriftsteller zu bezeigen fortfuhren, und die Bürgschaft, welche darin gleichsam für die Wahrheit und den Ernst seiner neuen Richtung lag, halfen einen Namen aufrecht erhalten, dem jede Erinnerung an die berüchtigte Lucinde doch immer wieder einen Flecken anhing. Besonders war in jener Hinsicht für Schlegel Wilhelm von Humboldt von Wichtigkeit, der als preußischer Gesandter mit seinem ganzen Ansehn ihn stützte. Auch er hatte, wie Gentz, ihm aus früherer Zeit mancherlei zu verzeihen, und that es mit heitrer Großmuth. Im Schlegel'schen Athenäum waren demjenigen, der beweisen könne, Ramdohr's Charis gelesen zu haben, die ästhetischen Versuche Humboldt's als Belohnung zugesagt worden; häufig wurde des bittern Scherzes noch jetzt gedacht, nur Humboldt wollte ihn vergessen haben. Zum Unglück war auch Herr von Ramdohr jetzt, als preußischer Diplomat und Hardenberg's Landsmann und Bekannter, ein bedeutenderer Mann geworden, als der Schriftsteller je hätte werden können. Die ganze Vergangenheit lastete auf Schlegel als ein Ungemach, und es hatte etwas Be-

lustigendes, wie er die jetzt öfters unvermuthet auf ihn fallenden Rückschläge seiner früheren Unarten halb trotzig halb weinerlich hinnahm. In eigentlichen Geschäften wurde er nicht gebraucht, hatte aber so eben die Aufmerksamkeit durch sein dem Fürsten von Metternich gewidmetes Buch über alte und neue Litteratur auf sich gezogen, ein ausgezeichnetes, geist- und kenntnißreiches Werk, welches für das Haupterzeugniß seines Lebens gelten kann, und dessen Ruhm und Erfolg nur durch die unheimliche Beimischung verkümmert wurde, die ein in sich ganz herber, und nur im Ausdrucke noch schüchterner Glaubenseifer dazu geliefert hat. Durch sein Denken und Sprechen, besonders auch über so viele vaterländische Gegenstände, mußte Schlegel im Getriebe so lebhafter Verhandlungen, wo alles Deutsche so ernstlich in Frage kam, auch ohne unmittelbar geschäftliche Theilnahme doch immer Einfluß erlangen. Er und seine geistvolle, wohlwollend-eifrige Frau hatten einen großen Kreis; alles was irgendwie den Bereich der weiterverbreiteten und in Kunst und Litteratur immer entschiedner herrschenden romantisch-mittelalterlichen Bildung berührte, alles was mit deutschen Gefühlen anknüpfen wollte und doch auf mittlern Stufen verweilen mußte, so wie auch mancher feurige Sinn, der sich der höchsten Blüthe des Orients, den damals noch neuen von Schlegel eingeführten Sanskritstudien zuwenden mochte, ganz besonders aber alles der katholischen Kirche Angehörige, fand oder suchte hier einen Anhalt. Manche diplomatische Personen ließen hier gern sich belehren und berathen, wenn sie auch selten den Rath gebrauchen konnten, die Anwalte der deutschen katholischen Kirche nährten ihre Hoffnungen hier, und selbst

der vom Pabste zum Kongreß abgesandte Kardinal Consalvi benutzte die ihm dargebotene Willfährigkeit zu mancherlei Erkundigungen und Arbeiten. Doch fand der kluge Italiäner, dem es für das Heil der Kirche oft mehr auf weltliche Einsicht als auf geistigen Eifer ankam, bald viel ersprießlichere Dienste in dem zwar akatholischen, aber sich ihm ganz widmenden Freunde Bartholdy, der schon als preußischer Generalkonsul für Italien bezeichnet war, und daher das ihm wichtigste Verhältniß fleißigst anbaute. Für Schlegel war dieser Vorzug, der einem sonst von ihm, auch bei eingetretener Verwandtschaft, fast übersehenen Mann gegeben wurde, ein wahrer Schmerz, und er klagte mit Bitterkeit, daß die katholische Kirche sich selber nicht in dem Sinne vertreten wolle, der nach seiner Überzeugung der einzig rechte sei; eine Klage, die sich ihm auch in Betreff Österreichs wiederholte, denn grade diejenigen Ansichten, welche er sich als wesentlich österreichische einredete, konnte er am wenigsten geltend machen, und so fand er auch eher bei den fremdesten Staatsmännern Gehör, als bei den österreichischen, wie denn schon Gentz die Träume von mittelalterlichen Herstellungen als die unbrauchbarsten Hirngespinnste verwarf, und der Fürst von Metternich für dergleichen Grübeleien in seinem von drängenden Lebensfragen erfüllten Tagewerke kaum eine Mußestunde haben konnte.

Später kam aus Tyrol, wo er an den Verwaltungsgeschäften Theil genommen, Adam von Müller nach Wien, und stellte sich als Mittelglied zwischen Gentz und Schlegel. Jenem gehörte er durch alte Freundschaft und Verehrung, so wie insbesondere als Schüler im Staatswesen an; mit diesem verband ihn der Übertritt zum katholischen

Glauben und der Eifer für denselben. Er hatte nicht die Geschäftskunde von Gentz, aber so große Leichtigkeit und Gewandtheit, daß er sich in alles hineinarbeiten konnte, und seine schriftstellerische Beredtsamkeit schien in manchen Fällen die des Meisters sogar zu übertreffen. Er war überzeugt, dieser habe ihn aus Eifersucht so lange von Wien entfernt gehalten, und werde ihn auch jetzt nicht dort lassen, sondern ihm lieber eine vortheilhafte Anstellung anderswo verschaffen, wie sich auch in der Folge als richtig erwies, indem für Müller das österreichische Generalkonsulat in Sachsen errichtet wurde. Vorher genoß er eine Zeit lang der persönlichen Nähe und ausgezeichneten Gunst des Fürsten von Metternich, der gewiß erkannte, daß höchstens in Müller einigermaßen für Gentz ein Ersatz als möglich zu denken sei. Müller hatte jedoch die Schwäche, daß fremde und ihm entgegenstehende Meinungen ihn heftig beunruhigten, und in seiner Nähe sie zu dulden wurde ihm zur größten Pein, weshalb er alle Mittel aufbot, die Menschen, mit denen er lebte, zu bereden, zu bekehren. In diesem Bemühen, und um Vertrauen durch Vertrauen zu gewinnen, theilte er alles mit, was er irgend wußte und dachte, und nicht nur seine eignen Geheimnisse, sondern auch die, welche er von Gentz und Schlegel wußte. Sein Freund Wiesel, dessen weltlichem Verstande er staunend einst gehuldigt hatte, jetzt aber in religiösen Dingen gern die katholische Gläubigkeit aufgeredet hätte, benutzte diese Schwäche, und pumpte nach Belieben alles aus ihm heraus, was die innerste Heimlichkeit, Hoffnung, Kühnheit, oder Besorgniß der Parthei war, womit er dann seinen Hohn trieb, und den Freund zärtlich zu lieben dadurch beweisen

wollte, daß er demselben in seinen Verrücktheiten, wie er es nannte, möglichst Abbruch that!

Preußen war bei dem Kongresse auf reiche und vortreffliche Weise vertreten. Der Fürst von Hardenberg hatte den ungemeinen Vortheil, als Staatskanzler an der Spitze nicht nur der auswärtigen Angelegenheiten, sondern aller Zweige der Staatsverwaltung zu stehen. Sein Alter, seine durch vielfache Lebens- und Staatsgeschicke bewährte Erfahrung, seine neuste, durch die glänzendsten Erfolge bezeichnete Laufbahn, sein muntrer, umsichtiger Geist und seine menschenfreundliche Liebenswürdigkeit, alles vereinigte sich, ihm das größte Ansehen und die wirksamste Bedeutung zu geben. Zahlreich waren in Wien die ausgezeichnetsten Staatsmänner versammelt, jedes Verdienst und jeden Vorzug sah man hier glänzen, aber unter den Hochbejahrten konnte keine Persönlichkeit dem Fürsten von Hardenberg den Preis der edlen, ausdrucksvollen, durch Würde und Milde wohlthuenden Erscheinung streitig machen, wie unter den im kräftigen Mannesalter stehenden dieser Preis eben so sehr dem Fürsten von Metternich gebührte. Hardenberg war noch in seinen weißen Haaren ein schöner Mann, dem man es ansah, welch außerordentliches Glück er einst bei Frauen gemacht hatte, ja der diesem Lebensreize noch jetzt weniger nachging, als begegnete, und dem die gesellige Welt in jeder Weise nur immer Gunst und Vortheil darbringen mußte. Dabei litt er an einem Gebrechen, das die damit Behafteten verdrießlich zu machen pflegt, ihn auch in der That gewaltig hinderte, jedoch seine heitere Anmuth nie störte, und auch seiner lebhaften, scharfen, und geistreichen Auffassung wenig Eintrag that. Er war nämlich

harthörig, nach wechselnden Umständen bald mehr bald weniger, doch immer beschwerlich genug für ihn und die Andern, und die ihm nicht sehr vertrauten Stimmen wurden ihm nur durch erhöhte Stärke oder durch reine Volltönigkeit verständlich.

Ihm als Kongreßgesandter zur Seite stand der Freiherr Wilhelm von Humboldt. Zwischen ihm und dem Staatskanzler bestand während der ganzen Dauer des Kongresses das vertraulichste, ungetrübteste Einverständniß und beide Männer ergänzten einander im besten Sinne. Dem Staatskanzler als solchem ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und grade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine äußere Verläugnung und innere Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleiche wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneisenau's, welches eben so einzig und ersprießlich während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenberg's war schon in dessen Haupte von Humboldt's Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Ersteren immerfort als erwünschte Förderung in sich trug. Der Muth und Fleiß beider Männer wetteiferte in jeder Anstrengung. Was Humboldt während

des Kongresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben, auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Thätigkeit; hier ist hauptsächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter feiner und angenehmer Bildung, bei lässiger Scherzweise, eine große Schärfe und innere Festigkeit besaß, und sich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt. Der Staatskanzler trug die Last der gesammten Staatsgeschäfte in allen Zweigen, doch ging die diplomatische Thätigkeit für jetzt nothgedrungen jeder andern voran. In diesem Gebiete arbeitete Hardenberg vieles ganz selbst und ganz allein. Manche der wichtigsten Noten, besonders als der Kampf um Sachsen am höchsten und bedenklichsten schwebte, schrieb er in durchwachten Nächten mit eigner Hand, und lieferte Meisterstücke der Klugheit, der Angemessenheit, der nachdrücklichen Stärke; eine ihm eigene Grazie und Sicherheit bezeichnet diese Arbeiten auch im Stil als die seinigen.

Wichtige Unterstützung für die auswärtigen Geschäfte fand er in dem Staatsrath Jordan, der seinerseits wieder Andre zu beauftragen hatte; für die innern Angelegenheiten besaß er den unschätzbarsten Gehülfen an dem Geheimen Staatsrath Stägemann, der an Einsicht, Erfahrung, Raschheit und Gediegenheit des Arbeitens wie an unermüdetem Fleiß als ein schwer zu erreichendes Vorbild dastand. Die statistischen Gegenstände waren bei dem Staatsrath Hoffmann in besten Händen. Andre besondere Gegenstände waren dem ehemals in Schlesien wegen revolutionairer Umtriebe lange in Verhaft gewese-

nen Geheimen Rath Zerboni di Sposetti, noch andre dem Hofrath Bartholdy übertragen. Von allen diesen Männern ist theils schon geredet, theils wird weiterhin die Rede von ihnen sein.

Der Geheime Staatsrath Küster, preußischer Gesandter in Stuttgart, war nach Wien gerufen, nicht wie Herr von Gagern ohne jeden Grund berichtet, pour rectifier les erreurs de monsieur de Humboldt, sondern um selber den Fehlgriffen, die aus Spannungen in Würtemberg entstehen und durch ihn allzu leicht eine preußische Farbe bekommen konnten, entrückt zu sein. Da er einmal in Wien war, so wurde natürlich auch seine manigfache, besonders in deutschen Sachen zuverlässige Geschäftskenntniß benutzt. — Im Verlaufe des Kongresses kamen auch noch der Finanzminister Freiherr von Bülow und der Kriegsminister von Boyen nach Wien.

Wollte man fragen, wie so diese herrlichen Gaben und Kräfte, besonders die so glücklich vereinigten Talente Hardenberg's und Humboldt's, nicht größere Erfolge gehabt, auf dem Kongresse nicht entscheidender gewirkt, sowohl für Preußen unmittelbar, als für die von demselben vertretenen Grundsätze, — so müssen wir die also Fragenden — in wie großer Anzahl sie auch sein möchten — unbedenklich einer irrigen Voraussetzung, einer falschen Beurtheilung der Möglichkeiten und Wirklichkeiten zeihen. Uns hat die ruhige Betrachtung und fortgesetzte Erwägung dieser Dinge im Verlauf der Jahre den Schluß aufgedrängt, was allerdings im Augenblick selbst anders scheinen konnte, daß, wie die Verhältnisse einmal waren, Preußens Betheiligung bei dem Kongresse in keinerlei Hinsicht eine zurückstehende gewesen, sondern daß

der Ertrag und Gewinn, wenn auch nicht vollkommen der gewünschte, doch immer ein außerordentlicher gewesen. Wenn eine sehr verbreitete Meinung diese Ansicht noch heute, oft mit bitterer Anklage und schwerem Seufzen, bestreiten möchte, so ergiebt sich hieraus nur die Höhe der Ansprüche, zu welcher die Nation sich durch die Erfolge selbst gesteigert hatte.

Die Behauptung, daß Preußen in den Verhandlungen weniger ehrenvoll und erfolgreich gewesen, als auf dem Kriegsfelde, wäre durch genaue Erörterung Punkt für Punkt erst zu erweisen. Nur sind freilich in den Kämpfen der Kabinette die streitenden Kräfte nicht so mit Zahlen auszudrücken, wie in Schlachten und Gefechten die der Sieger und Besiegten, der Angriff und der Widerstand setzen sich aus gar mannigfachen Bestandtheilen zusammen, und wer die Schwierigkeiten und Hindernisse durchschaut, gegen welche Hardenberg und Humboldt unausgesetzt angingen, der wird das von diesen beiden Staatsmännern Geleistete wahrlich nicht gering anschlagen. Doch dies im Einzelnen auszuführen, dürfte auch heute, wiewohl ein Vierteljahrhundert seitdem verflossen, noch zu früh sein, und möge dies künftigen Mittheilungen vorbehalten bleiben! —

Von Seiten Rußlands nahmen an den Berathungen der Fürst von Rasumoffskii, der Graf von Stackelberg und der Graf von Nesselrode Theil, wobei jedoch die persönliche Einwirkung des Kaisers keinen Augenblick zu fehlen schien. Die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo standen in dieser Zeit noch nicht in erster Reihe, zu der sie jedoch bedeutend vorrückten. Die russischen Diplomaten und Generale hatten sich überhaupt zahlreich

eingefunden, und ihr Benehmen und ihre ganze Erscheinung wirkten bedeutend ein; mit dem Grafen Goloffkin, der gegen den Ausgang des Kongresses wieder nach Stuttgart gesandt wurde, ist hier besonders noch der Freiherr von Anstett zu nennen, der in der Folge als russischer Gesandter am deutschen Bunde längere Zeit wichtig war; Rasumoffskii, von Bignon aus dem genommenen Standpunkte ganz treffend geschildert, war fast in Wien einheimisch und vereinigte in seiner Hand Fäden, die sonst wohl selten zusammenkamen.

Für England traten Lord Castlereagh und sein Bruder Lord Stewart, ferner Lord Clancarty und Lord Cathcart, später auch der Herzog von Wellington auf. Castlereagh war ohne persönlichen Schimmer, seine Ansichten galten für beschränkt, seine Meinung schien oft von äußeren Eindrücken abhängig, und sein Verhandeln geschah mehr im Sinne eines Sachwalters, als eines Staatsmannes. Er sprach viel, ohne viel zu sagen; auch wußte man längst, daß er im Parlamente nicht als Redner glänzte. Seinen Lieblingsausdruck „features“ gebrauchte er auch hier mit Übermaß und Ungeschick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der solcherlei nicht umkommen ließ. Die schwierigen Verhältnisse, die er für sich, wenn er wieder zu Hause sein würde, im Parlamente voraussah, bestimmten oft hauptsächlich, worauf er bestand und worin er nachgab, und brachten vielen Gegenständen entschiednen Nachtheil. Clancarty war der sorgsame, fleißige Arbeiter, dem die Einzelnheiten sich leicht in gute Übersicht stellten, und der vieles ordnen half.

Schweden hatte den Grafen Karl Axel von Löwenhjelm als Bevollmächtigten gesandt, einen geistvollen und

gewandten Diplomaten, der den Vortheil seines Landes und Königs gut wahrzunehmen wußte; die Lage der Dinge war von der Art, daß mehr Mißliches und Übles vermieden, als Erwünschtes erlangt werden konnte.

Don Gomez Labrador, ein geübter, in seiner Aufgabe fester Geschäftsmann, wohnte für Spanien den Verhandlungen bei, doch nur in sofern es spanische Anliegen zu vertreten gab, dann aber mit Eifer und Beharrlichkeit. Den Gesandten Portugals wurde dasselbe nachgesagt. Der Graf von Palmella hatte den Ruf eines klugen und kühnen Staatsmannes, und auch seine Gehülfen, Saldanha da Gama und Lobo da Silveira, wurden sehr geachtet, aber mit Nachdruck traten sie nur in der Sache des Negerhandels auf, dessen Abschaffung England forderte und Portugal und Spanien verweigerten. Von portugiesischer Seite machte sich durch gesellige Annehmlichkeit und glänzenden Aufwand der bei dem Kaiser von Rußland beglaubigte Gesandte Marquez von Marialva am meisten bemerklich, durch hellen Verstand und scharfe Einsicht aber der nachherige Gesandte in Wien, Rodrigo Navarro, der früher in Berlin und dort in den gebildeten Kreisen einheimisch gewesen war.

Die Vertretung Frankreichs ruhte auf vier Namen, von denen aber der des Fürsten Talleyrand die andern weit überragte. Über den berühmten Erzdiplomaten ist so viel geschrieben worden, von Thiers an, der ihm mit eindringendem Blicke in das geheimste Innere nachgegangen, bis hinab zu dem sittenrichterlichen Eifer, der ihn plump einen Schuft nennt, — daß es schwer sein würde, hier über sein Wesen etwas Neues zu sagen. Die Rolle, welche er auf dem Wiener Kongresse in zwei Rich-

tungen, erst trennend und dann einend, mit Geschicklichkeit und Erfolg gespielt, tritt in den Ereignissen sprechend genug hervor. Ich muß indessen bemerken, daß ich einen besondern Bezug mit ihm hatte. Schon lange mit einer Arbeit über Mirabeau beschäftigt, konnte ich das Verlangen nicht unterdrücken, den noch lebenden Zeugen und Freund jener großen Persönlichkeit über sie zu verhören. Man wandte mir ein, solches ganz außer der Zeit liegende Ansinnen würde nicht nur fruchtlos, sondern auch, als dreist und ungereimt, mir selber in dem Urtheile des Mannes schädlich sein. Ich glaubte das nicht, und ließ ihm meinen Wunsch eröffnen. Freundlichst kam er demselben entgegen, er hielt alles Schriftstellerische, sofern er nur irgend ein Talent dabei wahrzunehmen glaubte, für höchst beachtungswerth, und wollte seine Vergangenheit gar gern in mildem Lichte sehen lassen. Bevor jedoch die Mittheilungen erfolgten, zu denen auch Handschriften aus den Pariser Schätzen herbeizuziehen gewesen wären, sah ich mein Vorhaben von der Gewalt der Tagesfluthen überwogt, und ich versäumte weitere Anknüpfungen. Was für ein Bild aber der merkwürdige Mann, theils durch sich selber, theils durch das aus seiner Nähe über ihn Aufgenommene, mir von sich zurückgelassen, das darf ich wohl hier einschalten, indem das Urtheil jener Zeit sich in der Hauptsache auch noch für das heutige geben kann. „Talleyrand gehört zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei Wechsel am Ende doch nur zu deutlicher Selbstsucht führt. Das Gefühl für Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark genug, den Ereignissen zu widerstehen; eben so wenig bestand die Vorspiegelung va-

terländischen Ruhmes und Nutzens, die seinen Antheil an Napoleon's Staatsführung veredeln sollten, und die er Andern und auch wohl sich selbst einzureden suchte. Der persönliche Nutzen bestimmte die Anschließung an die Bourbons, wie früher die an Napoleon. Diese Triebfeder bildete sich bei ihm desto mehr in Geldgier aus, je schlimmer ihn frühere Armuth gedrückt hatte, und es scheint bei ihm Hauptmaxime alles Handelns geworden, um jeden Preis die Wiederkehr solchen Druckes zu vermeiden. In seinem ganzen Benehmen scheint das Priesterthum noch durch, dem er zuerst angehörte; die Verschlossenheit, die Ruhe, die gesellige Leichtigkeit, der nachdrückliche Ernst und geistreiche Witz, welche sich in ihm vereinen, haben viel Priesterart. Er weiß sehr gut, daß seiner innern Überlegenheit sein äußeres Auftreten nicht entspricht, und hält dieses daher mit Fleiß in engen Schranken. Den schwärmerischen Ideen, die ihn nicht mehr beherrschen, hat er darum noch nicht alle Neigung entzogen, im Gegentheil, er nimmt mit Vorliebe die Richtungen seiner Jugend wieder auf, und ließe sich sein Eigennutz mit den früheren Gestaltungen verbinden, er sähe diese am liebsten wieder die Welt beherrschen. Man darf bezweifeln, daß er es mit den Bourbons ernstlich meine, oder nicht wenigstens zu der alten Bahn der Orleans'schen Faktion hinneige. Auf gleiche Weise, wie an jenen Ideen, hält er auch an seinen alten Freunden fest, mit aufrichtigem Herzen und treuem Sinn; es müßte schon arg kommen, daß er sie verläugnete. Die Gelehrten und Schriftsteller begünstigt er auf alle Weise, und sucht sie für sich zu gewinnen, weil er ihren stillen Einfluß wohl zu würdigen weiß. Die große Erfahrung und Übersicht,

die er zu den Geschäften mitbringt, und die Geistesschärfe, mit der er gleich das Nächste wirksam faßt und bewegt, würden ihn bei dem Kongresse mehr, als er es schon ist, bedeutend machen, wäre ihm nicht die Achtung der Bessern entzogen, und raubte sein verstecktes und ränkesüchtiges Wesen ihm nicht das Vertrauen, selbst derer, die ihn beauftragt haben. Er arbeitet wenig und ungern, und sein größtes Talent ist, Andre für sich arbeiten zu lassen, und selbst die bedeutendsten Menschen in dieser Art sich unterzuordnen. Überhaupt versteht er besser, die auf seiner Seite wirkenden Menschen, als die ihm gegenüberstehenden zu gebrauchen. Wo es auf Handeln ankommt, läßt er sich durch nichts irren, kennt weder Liebe, noch Haß, folgt keinem Nebeneindruck, sondern ganz einfach und bestimmt seinem wohlüberlegten Vorhaben; keine fremde Eigenschaft wirkt auf ihn, und es bliebe wenig gegen ihn auszurichten, wenn er nicht doch das Geld zu sehr liebte, und die Waffenentscheidung immer fürchtete."

Außer Talleyrand waren noch der Herzog von Dalberg, der Graf von Latour-du-Pin und der Graf Alexis von Noailles von französischer Seite bevollmächtigt. Den Namen Dalberg, hier auch jetzt wieder, wie schon bei Napoleon's Zeiten, im Dienste Frankreichs zu sehen, wurde von den Deutschgesinnten wie ein Hohn empfunden, und der Herzog, in welchem überdies der Bonapartist nicht erloschen schien, mußte darüber manche Bitterkeit hinnehmen; ein Preuße, gegen den er sich etwas überheben wollte, gab ihm sein Theil öffentlich in Gesellschaft, so daß an keine Widerrede zu denken war. Als trefflicher Arbeiter bei der französischen Gesandtschaft muß

La Besnardière genannt werden, der aber auch den früheren Verhältnissen mehr als den jetzigen ergeben schien.

Sardinien gehörte nicht zu den acht Mächten, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, nahm jedoch auf dem Kongreß eine bedeutende Stellung und war nächst den Niederlanden derjenige Staat, der die meiste und fruchtbarste Begünstigung erfuhr. Sein Bevollmächtigter der Marquis von Saint-Marsan hatte keine schwierige politische Aufgabe, seine persönliche führte er mit Würde und Bescheidenheit; kaum zwei Jahre früher in Berlin als Gesandter Napoleon's mit der Strenge und dem Argwohn des Gewalthabers beauftragt, hatte er die Härte seiner Rolle zu mildern gewußt, und so konnte er jetzt als Vertreter seines angestammten Fürsten getrost allen denen begegnen, mit denen er in seiner frühern Eigenschaft zu thun hatte. Auch in Wien bewies er aufs neue seine Menschenfreundlichkeit; der Freistaat Genua sollte zufolge früherer, besonders abseiten Englands betriebener Beschlüsse, mit Sardinien vereinigt werden, hatte jedoch Abgeordnete nach Wien geschickt, um wo möglich seine Selbstständigkeit zu retten; der Versuch war fruchtlos, und die Abgeordneten wurden zurückgewiesen, doch durch Saint-Marsan's Verwendung auf glimpfliche Weise und ohne daß ihnen weitere Gehässigkeit gefolgt wäre.

An Abgeordneten der schweizerischen Freistaaten war kein Mangel, wohl aber an Zusammenhang und Nachdruck in allem, was hier zu wünschen und zu bezwecken war. Der General Caesar von Laharpe, einstiger Lehrer des Kaisers von Rußland und jetzt von demselben als Freund behandelt, wirkte mehr durch persönliches Vertrauen, als mit politischem Gewicht; die demokratisch

Gesinnten Troxler, Rengger und Charles Pictet hatten weder mit ihm noch untereinander sich gehörig verabredet, aber auch ihr aristokratischer Gegner Zerleder wußte sich mit seinen Gesinnungsgenossen nicht zu finden und seine Sache wenig anzubringen.

Nicht an Gunst der Gesinnungen, wohl aber an Gunst der Umstände fehlte es den Abgeordneten des Malteser-Ordens, welche dessen Herstellung betreiben sollten. Ihr Bemühen fand Anklang, allein die Insel Malta war unwiderruflich englischer Besitz, und da an ihrer Statt kein andrer Boden zu ermitteln war, so fiel die Sache von selbst. Mit einem verwandten Betriebe hatte sich aus eigner Macht der englische Admiral Sir Sidney Smith beauftragt; er wollte die Unterdrückung der afrikanischen Raubstaaten. Das persönliche Ansehn des berühmten Seehelden und die öffentliche Stimme unterstützten seine Vorschläge nachdrücklich genug; aber seine eignen Landsleute wurden beschuldigt, seinem Eifer im Stillen entgegengewirkt zu haben.

Unter den Bevollmächtigten, welche die deutschen Angelegenheiten beriethen, verdient besonders der hannöversche die ehrenvollste Erwähnung. Wir können wegen des Wesens und Wirkens des Grafen von Münster auf die treffliche Schilderung von Hormayr verweisen, wo das Verdienst des Mannes gehörig beleuchtet wird. Sein Unfall entzog ihn den vaterländischen Berathungen nicht lange, und er wurde hier bald ein Vorkämpfer für die Verfassungsgrundsätze, nach welchen sowohl das Ganze der Verbindung als auch die einzelnen Staaten geordnet werden sollten. Doch muß man sagen, daß er mehr politische Gesinnung als Einsicht hatte, vorgefaßten Abnei-

gungen nicht leicht entsagen konnte, und hiedurch jetzt und in der Folge sich selbst und Andern manchen unnützen Verdruß bereitete.

Für Baiern trat der Fürst von Wrede ein, von dessen kriegerischem Ansehen man mehr Erfolg erwartete, als von irgend einer diplomatischen Feinheit und Bedächtigkeit. Auch überwog im gegebenen Augenblicke gar leicht ein rauhes Wort, und erfreute sich, in Behauptung und Widerspruch, manches scheinbaren Sieges; aber im Ganzen fiel der Gewinn keineswegs so groß aus, und man sah zuletzt die Geschäfte in mancherlei Nachtheilen und Ungewißheiten abschließen, an denen man noch lange zu tragen hatte, und die nachher noch oft beklagen ließen, daß nicht der Graf von Montgelas von Seiten Baierns zum Kongreß geschickt worden. Man hatte dies anfangs, wo noch das Erzdeutsche allein zu gelten berechtigt schien, für unmöglich gehalten, und das Zusammentreffen eines Stein und Montgelas hätte niemand verantworten mögen. Doch würde der umsichtige, fest und klug vorschreitende Staatsmann hier gar wohl an seiner Stelle gewesen sein.

Würtemberg versuchte seinen eignen Weg zu gehen. Der König griff allen Kongreßbeschlüssen vor, gab seinem Lande eine Verfassung, die freilich alsbald im Innern desselben heftigen Streit erregte, und kehrte, der erste von allen in Wien versammelten Fürsten, noch vor jedem Ergebniß der Berathungen, in seine Staaten zurück. Seine zurückgebliebenen Bevollmächtigten konnten wenig Boden finden; wo sie einsprechen wollten, ging meist schon Baiern mit größerem Gewicht voran, und sich diesem eng anzuschließen, wollte wieder bedenklich scheinen.

In der Mitte des Novembers waren die Berathungen des Ausschusses für die deutschen Angelegenheiten unterbrochen worden. Die Bevollmächtigten der in jenem Ausschuß nicht vertretenen deutschen Staaten erhoben den bestimmten Anspruch, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Sie waren deshalb schon zusammengetreten, und handelten als Körperschaft. Baden trat in gleichem Anspruche für sich allein und fast allzu trotzig auf; sein Bevollmächtigter, der Minister von Hacke, der für solche Aufgabe weder Haltung noch Bedeutung genug hatte, verließ Wien, und die ihn ersetzenden badischen Diplomaten, unter denen auch der Oberkammerjunker von Berstett, konnten ebenso wenig die begonnene Rolle durchführen. Nun brachten auch die Mediatisirten ihre Begehren an, und das Gedränge wurde nur immer größer. In dieser schwerfälligen Verwirrung von Ansprüchen und Forderungen, gerechten doch unhaltbaren, ungerechten und doch nicht zu beseitigenden, statthaften und unstatthaften, bewegte sich wunderbarerweise die deutsche Sache doch immer vorwärts, und der Eifer und Fleiß der damit Beauftragten ließ nicht nach, den Schwall dieser Angelegenheiten so unverdrossen zu bearbeiten, zu sichten, zu erhellen, bis nach und nach das Ganze, an dem schon Viele verzweifelten, doch endlich zu einiger Gestalt gelangte.

In dieser hochverdienstlichen Thätigkeit, die nach außen wenig Schein hatte und daher auch bei weitem nicht den Dank erwarb, der ihr gebührte, zeichneten sich mehrere Männer aus, von denen einige hier namhaft zu machen sind. Von Seiten Dänemarks erschienen die Grafen Christian und Joachim von Bernstorff, ein treff-

liches Brüderpaar, dessen Eifer und Ansehn immer auf die Seite der redlichen Gesinnung und der guten Zwecke trat. Der Kurfürst von Hessen hatte den Minister Grafen von Keller und den Geheimen Rath von Lepel beauftragt; ich hatte die Freude als Kanzlei-Angehörigen dieser Gesandtschaft den edlen Jakob Grimm wiederzusehen, den Sprachgewaltigen, wie ihn Goethe treffend genannt; der ehrliche treue Deutsche hatte für das Vaterland nur glückliche Aussichten, und wollte keinen Zweifel an deren Erfüllung erlauben; er wurde mir fast gram, daß ich ihm ein andres, freilich düstres Bild unterschieben wollte. Er ahndete nicht, daß er so viele Jahre später die Mangelhaftigkeit deutscher Zustände im eignen Geschick erproben würde. Ein Mann wie er mußte vor allem am Wort, und besonders am geheiligten, dem Eide, beharren, und sein Eifer hierin war schon in frühster Zeit so groß, daß er bei jederman gleichen voraussetzte. Für Mecklenburg-Schwerin sprach der ehrenfeste, freimüthige Minister von Plessen, der späterhin am Bundestage so bedeutend wurde; für Nassau der Minister Marschall von Biberstein; für Lippe und Waldeck der Präsident von Berg; von den Herzoglich sächsischen Bevollmächtigten wirkte besonders der weimarische Geheime Rath von Gersdorf eifrig ein, von den Gesandten der freien Städte der bremische Senator Smidt und der hamburgische Syndikus Gries. Die Mediatisirten fanden Anhalt und Mitte ihrer Berathungen bei der entschlossenen und klugen Fürstin von Fürstenberg, welche als Wittwe-Vormünderin die Rechte ihres Sohnes mit Kraft vertrat; dem Geheimen Rath Gärtner aber war die geschäftliche Behandlung jener durch ganz Deutschland verzweigten Angele-

genheiten vertraut, und er führte sie nicht ohne Geschicklichkeit; nur weil er sich gern rühmte, daß er so vieler hohen Häupter chargé d'affaires sei, und diese wohlgefällig herzählte, konnte er dem Witz nicht entgehen, er sei mehr als chargé, er sei surchargé d'affaires!

Viel früher schon, käm' es hier auf eine andre Ordnung, als die der darstellenden Bequemlichkeit an, hätte ich des Freiherrn von Gagern erwähnen müssen. Er war von Seiten der Niederlande zugleich mit dem Freiherrn von Spaen bevollmächtigt. Herr von Gagern hat selber über sich schon so ergiebig gesprochen und ich habe dies Gesprochene so ausreichend wiederbesprochen, daß etwas Neues vorzubringen hier schwer sein würde. Ich will wahrhaftig seine Verdienste nicht schmälern, er hat deren um die deutschen Angelegenheiten unläugbar sehr mannigfache, und hat auf dem Kongresse, wie nachher am Bundestage und auf den darmstädtschen Landtagen, manches zeitgemäße, kühne und wirksame Wort ausgesprochen, das von jedem andern Munde ungesagt geblieben wäre, vielleicht auch weil kein andrer es so hätte sagen wollen. Denn die Manier des Herrn von Gagern besteht darin, daß er manches, was in schlichter und bündiger Weise zu sagen ganz unmöglich wäre, oder in solcher Weise gesagt das bedenklichste Ärgerniß und wohl gar die schärfste Ahndung zur Folge hätte, daß er dergleichen theils in pedantisch gelehrte, theils in pretiös elegante Formen hüllt, daß er durch stetes Einführen und Mitspielen seines Ich's, wobei die persönliche Eitelkeit, man weiß nicht ob mehr gewinnt oder leidet, und durch burleske Sprünge und Zusammenstellungen den Hörer gleichsam befängt, unterhält, aufregt, und ihm,

inzwischen derselbe sich an dem Muthwillen ergötzt und sich solchen Possen weit überlegen glaubt, unversehens alle beabsichtigten Haken einsetzt und Stiche und Drucker giebt, die er im ersten Augenblicke unter dem mannigfachen Gebärden und Luftfechten fast nicht merkt, aber darum nicht weniger hat und tragen und verarbeiten muß! — Wenn manche Erfolge oder Genugthuungen nur auf diese Weise zu erlangen waren, so gebührt dem Herrn von Gagern die Ehre, sich zu dieser Weise verstanden und gleichsam geopfert zu haben. Allein uns bleibt doch kein Zweifel, daß es in den meisten Fällen vorzuziehen sei, die vaterländische Sache manches Gewünschte lieber mit der Würde und dem Ernste des Schweigens vermissen zu sehen, als daß sie mit einem unter traurig lustigen Gaukeleien erbeuteten Lappen, der ihr doch nicht die Blöße deckt, bettelstolz einhergehe.

An den deutschen Berathungen nahmen spät auch Bevollmächtigte des Königs von Sachsen Theil, nachdem dieser durch den Kongreß in die Regierung der ihm verbliebenen Lande wieder eingesetzt worden. Sie fanden das Meiste schon gethan, oder dergestalt eingeleitet, daß wenig mehr zu ändern war. Die Hauptführung dieser Angelegenheiten blieb, ungeachtet alles Zudranges und auch wirklichen Einflusses der Andern, doch immer in den Händen Österreichs und Preußens, und so oft beide völlig übereinstimmten, war ihr Übergewicht entschieden. Folgte dies Übergewicht auch schon aus der allgemeinen Stellung der politischen Verhältnisse, so wurde dasselbe doch fortwährend im Besondern stets erworben und verdient durch den hellen Geist und den wachsamen, unverdrossenen Fleiß, welchen Wessenberg und ganz vor-

züglich Humboldt von Anfang bis zu Ende diesen schwierigen Arbeiten widmeten. Wenn sogleich die Zeitgenossen, und noch viel stärker die Nachlebenden, an den Ergebnissen vieles auszustellen fanden, Versäumnisse und Übelstände beklagten, so traf dies — die Verhandlungen bezeugen es — vorzugsweise diejenigen Bestimmungen, für welche namentlich Preußen eine andere Fassung gewünscht hatte.

Den Vordergrund aller mannigfachen Bewegung nahmen aber fortwährend die Gebietsfragen ein, welche das Schicksal Polens und Sachsens betrafen, und für die sich die Theilnahme täglich steigerte. Daß Sachsen mit Preußen vereinigt werden sollte, war von allen verbündeten Hauptmächten schon völlig zugestanden, die anderen aber hatten hierbei nicht einzureden, als insofern man es ihnen gestattete. Eine andere Frage jedoch war die Vereinigung Polens mit Rußland. Der Kaiser Alexander hatte seine Forderungen in diesem Betreff nie bestimmt angegeben, sondern nur immer allgemein ausgesprochen, daß Rußland in Polen, Preußen in Deutschland, und Österreich in Italien ihre Entschädigungen und Gewinne zu nehmen hätten. Auch hierüber war man einverstanden, aber nicht über das Maß der Ausführung. Die russische Macht schien im Glanze des Sieges mit jedem Tage bedeutender; sie bis an die Weichsel vorrücken zu sehen, flößte die stärksten Besorgnisse ein. Österreich und England tauschten zuerst ihre Bedenken aus und Frankreich sprach — anfangs noch schwachen, aber bald schon stärkeren Lautes — in ähnlichem Sinn; trat

auch Preußen noch bei, so stand Rußland allein, und man durfte hoffen, dessen Erwerbungen durch gemeinsamen Widerspruch nach Wunsch einzuschränken. In diesem Absehen wurden die Fragen über Polen und Sachsen eng verflochten und Preußens Ansprüche auf Sachsen schienen dann am wenigsten bestritten, wenn seine Stimme die Ansprüche Rußlands in Polen zu beschränken mitwirken würde. Jedoch eine solche Abwendung Preußens von Rußland war undenkbar, die persönliche Zuneigung der Herrscher, die siegreiche Waffenbrüderschaft der Kriegsheere und selbst die Stellung der politischen Verhältnisse, sowohl im Ganzen als namentlich für Preußen, knüpften und geboten die engste Anschließung. Der Widerspruch der gegenüberstehenden Mächte gegen Rußland in Betreff Polens, dehnte sich nun auch gegen Preußen hinsichtlich Sachsens aus.

Die sächsische Frage erhob sich aber auch aus eignen Kräften, und wurde der Kampfplatz, wohin alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung sich zusammendrängten. Frankreich fand hier den günstigen Ansatz neuen politischen Einflusses. Die angestammten Herrscherrechte als unverlierbare darzustellen, entsprach der eignen Lage der Bourbons, und in dem dem Könige von Sachsen den treuen Verbündeten — nicht sowohl Napoleon's als Frankreichs — zu retten, zugleich aber den verhaßten Siegern den Gewinn zu schmälern, entsprach der nationalen Stimmung der Franzosen. In Sachsen selbst tauchten die alten Verhältnisse und Neigungen, die der Krieg niedergehalten, wieder auf, und verstärkten sich durch die Fortdauer der thatsächlichen Unentschiedenheit, in der alles schwebte; auch im übrigen Deutschland traten Zwei-

fel und Überlegungen hervor, an die früher kaum gedacht worden war. Besonders schien Baiern die neue, sich befestigende Größe Preußens mit Eifersucht anzusehen. Auf diese Weise fand die schon schwebende politische Frage mannigfach nachdrückliche Aufregung.

Indeß war auch die Sache Preußens in der öffentlichen Meinung wohl gegründet und hatte in Deutschland nachdrückliche Zustimmung. Der Franzosenhaß, wie er in Stein lebte, die Vorstellung, Preußen müsse als Kern eines kräftigen, unantastbaren Deutschlands groß und stark sein, die Hoffnungen eines leidenschaftlichen, auch in Sachsen durch die Kriegseinflüsse vielfach aufgeregten Volksgeistes, und noch sonstige Triebfedern und Gründe sprachen laut und kräftig für Preußen. Zu den Heerführern und Staatsmännern, welche man hier an der Spitze der Angelegenheiten sah, hatte man allgemein das größte Zutrauen, es schien nur Gewinn, hier sich anzuschließen, hier mitzugehen.

Die Störung, welche dieser Gegenstand in die Einigkeit der Kabinette von Österreich und Preußen warf, blieb noch in mäßigen Schranken, und sowohl Metternich als Hardenberg waren persönlich bemüht, die Wirkung nicht auf die deutschen Verfassungssachen übergehen zu lassen. Auch von Seiten Englands mischte sich gegen Preußen keine Bitterkeit ein; Lord Castlereagh, der kurz vorher die Überlassung Sachsens an Preußen für gerecht und zweckmäßig erklärt hatte, entschuldigte seine nunmehr entgegengesetzte Meinung kläglich damit, daß er die Kämpfe berücksichtigen müsse, die er nach dem Kongresse würde im Parlamente zu bestehen haben! Um dem englischen Staatssekretair in dieser Sache freiere

Hand zu machen, wäre es nützlich gewesen, daß unsere Geschäftsführer in London sich mit den Häuptern der Opposition unmittelbar verständigt hätten, indem diese für manche Vorstellungen und Aufschlüsse vollkommen zugänglich waren und überhaupt ihre Angriffe nur auf ihren Minister richteten, gegen Preußen selbst aber keine Feindschaft hatten. Indeß fehlten zu solchen Annäherungen die Wege, und Muth und Geschick, sie zu bahnen. Heftiger und feindlicher aber stellte sich die Einsprache jener beiden Mächte gegen Rußland, und der Kaiser Alexander schien mehrmals im Begriff, alle weitere Verhandlung abzubrechen.

In dieser Zeit, wo die freien Stimmen aus England wieder ungehindert zu uns kamen, und auch die Franzosen aus ihrer Besiegung hervor dreist und vorlaut in Tagesblättern über alles mitsprachen, war nicht minder den Deutschen ein freies Wort verstattet, und es fehlte nicht an kühnen, ja verwegenen Führern desselben. Eine Schrift über Stein's Verwaltung der von den verbündeten Heeren eroberten Länder, von einem seiner treusten und wackersten Gehülfen, dem preußischen Kammergerichtsrath Eichhorn, wahr und freimüthig verfaßt, machte großes Aufsehen, und ich eilte, sie in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung anzurühmen. Bald nachher kam auch eine besondere Rechenschaft der vom Fürsten Repnin geführten Verwaltung Sachsens als kleine Schrift heraus, die der sächsische Geheime Finanzrath von Oppel geschrieben hatte. Stein freute sich ungemein dieser Veröffentlichungen, und meinte jede deutsche Regierung müsse künftig dies Beispiel nachahmen und von allen Einnahmen und Ausgaben öffentliche

Rechnung ablegen. Görres, der feurige Redner des gefürchteten Rheinischen Merkurs, Arndt, Jahn, und viele andre wackre Männer, deren Namen nicht zu gleicher Berühmtheit wie diese besonders Begabten durchgedrungen, setzten mit der Feder muthig fort, was das Schwert begonnen hatte; die genannten Stimmen waren alle preußisch, und der preußischen Sache, wenn auch im Einzelnen oft unbequem, doch im Ganzen förderlich. An eine durchgreifende Maßregel, die Preßfreiheit zu beschränken und die Ausdrucksweise zu zügeln, wäre damals nicht zu denken gewesen, man konnte kaum den Willen, noch weniger aber die Mittel dazu haben. Aber auch preisgeben durfte man dieses Gebiet nicht völlig. Gentz, der mit wichtigern Sachen beschäftigt war, wies auf das von ihm verlassene Feld seine Nachmänner hin, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Woltmann, lauter norddeutsche Kräfte, wie man sieht, und die, gleich ihm selbst, fast unmittelbar aus Preußen in Österreichs Dienste getreten waren. Adam Müller, noch in Innsbruck, schrieb im Boten aus Südtyrol, Woltmann, der sich in Prag angesiedelt hatte, in der Prager Zeitung, Friedrich Schlegel aber hatte sich hamburgischen Blättern zugewendet, und war deßhalb der wichtigste. Seinen Aufsätzen, die doch meist nicht so arg gedruckt wurden, als sie abgefaßt waren, wurde theils in denselben Blättern, theils in der Augsburger Allgemeinen Zeitung entgegen gewirkt. Bartholdy, Karl Müller, ich selbst, und andere, höherstehende Personen, nahmen an diesem Kampfe manchen Antheil, größtentheils als Freiwillige, und durften sich unbedenklich das Übergewicht zuschreiben, indem schon unsere Stellung die günstigere war. Betroffen

wünschte Gentz eine Unterredung mit mir, und schlug mir — wie er andeutete — nicht ohne höhere Ermächtigung, ein Abkommen vor, dergleichen Fehde stets zu gewissen Rücksichten herabzustimmen und wechselseitige Begünstigungen nicht auszuschließen; er verhehlte mir nicht, mein künftiges Verhältniß in Wien werde sich hiernach bedingen, und er glaubte von dieser Seite her mich ganz zugänglich zu finden. Meine Antwort überzeugte ihn vom Gegentheil, während sie völlig zweifelhaft ließ, ob ich überhaupt in der vorausgesetzten Weise thätig sei. Den Staatskanzler, dem ich die gehabte Unterredung sogleich mittheilte, ergötzte der Vorgang, und er bemerkte, was mein künftiges Verhältniß in Wien betreffe, so brauche mir daran nicht so viel zu liegen. Stärkere Widersacher, als in Österreich, erhoben sich uns in Baiern, durch eine Zeitschrift Allemannia, welche es sich vorzüglich zum Geschäft machte, den Rheinischen Merkur zu bekämpfen, und dabei mit Talent und Kenntniß die neuere hauptsächlich aus den französischen Einflüssen hervorgegangene Geschichtsentwicklung gegen die älteren, die man aus deutschen Quellen heranbringen wollte, nachdrücklich vertheidigte.

Der Kaiser von Rußland erkannte den Zusammenhang seiner Sache mit der preußischen, und war nur bedacht, diesen durch enge Bundesgenossenschaft zu befestigen. Höchst wichtig war für die politische Lage der Umstand, daß die in Frage stehenden Länder bereits von russischen und preußischen Truppen besetzt waren. Polen, im Umfange des von Napoleon gestifteten Herzogthums Warschau, befand sich als Eroberung, welche von den Russen allein vollbracht worden, ganz natürlich in deren

Gewahrsam. Sachsen aber, durch die verbündeten Waffen erobert, war in Gemäßheit der gemeinsam angeordneten Austheilung den russischen Behörden untergeben. Der Kaiser Alexander jedoch, um die künftigen Verhältnisse klar auszusprechen und thatsächlich zu befestigen, hatte sich schon längst erboten, Sachsen den Preußen einzuräumen und dies war endlich am 8. November erfolgt. Die öffentliche Verkündigung des russischen Generalgouverneurs Fürsten Repnin, daß die Verwaltung des Landes an Preußen übergehe, konnte sich auf die Zustimmung der übrigen verbündeten Mächte berufen, da diese früherhin die Maßregel gebilligt hatten, allein jetzt, um so viel später und bei ganz veränderten Umständen, mochte solchem Vorschritte Preußens, der doch nicht zu hindern war, jene Zustimmung schwerlich noch folgen.

Die Verhandlungen wurden schärfer, der Zwiespalt deutlicher, schon fürchtete man seinen offnen Ausbruch, die Besorgnisse wurden allgemein. Der Einfluß Frankreichs wirkte besonders nachtheilig und drängte sich geschickt ein; er strebte den Annäherungen entgegen, zu welchen auf beiden Seiten die Gesinnungen ursprünglich doch stets geneigt waren, und suchte neue Verbindungen zu knüpfen, für welche er wieder die Mitte zu werden hoffte. Der Fürst von Talleyrand richtete seine Betriebsamkeit nach allen Seiten, seinen stärksten Eifer jedoch widmete er den englischen Verhältnissen, von hier aus glaubte er die anderen um so leichter zu gewinnen. In der That schien Lord Castlereagh ihm ein nicht allzu schweres Spiel zu machen, das Übergewicht des Geistes übte sein Recht. Stimmten aber Frankreich und Eng-

land überein, so durfte Österreich den Verbundenen eine Bedeutung zuerkennen, der sich anzuschließen unter den waltenden Umständen kaum vermeidlich war. Die Wirkung auf die Staaten zweiten und dritten Ranges blieb nicht aus, die Niederlande, in Deutschland Hannover und Baiern, reihten sich der neuen Verbindung an. Die Franzosen nahmen schon wieder eine drohende Sprache, die Zeitungen verkündigten Truppenbewegungen gegen den Rhein, nannten die Marschälle, welche den Befehl führen sollten. Daß dies alles im Namen der erst wiedereingesetzten, den Siegern verpflichteten, noch kaum befestigten Bourbons geschehen konnte, dünkte beinahe fabelhaft. Allerdings zeugte diese Wendung von Talleyrand's Geschicklichkeit, und man durfte ihn rühmen, die Schwäche so schnell in Stärke verwandelt zu haben. Allein, um diesen glänzenden Erfolg zu erringen, wie einseitig betrachtete er die Verhältnisse, wie blind ließ er außer Acht, welcher Boden eigentlich die Bourbons in Frankreich trug, die noch offnen Abgründe der Revolution vergaß er, den schon wieder gezückten Degen Napoleons sah er nicht, und wandte nur alles auf, um den Mächten, welche gegen solche wesentliche Gefahren zu Schutz und Hülfe anzurufen waren, Frankreich im eitlen Flimmer diplomatischer Wichtigkeit erscheinen zu lassen. In Wahrheit, hat Talleyrand in diesen Verwicklungen sich als geschickter Unterhändler gezeigt, so hat er sich doch keineswegs als großer Staatsmann erwiesen. Auch ohne das unerwartete Ereigniß, dessen gewaltiger Stoß alle Berechnungen zerrüttete, würden die der Talleyrand'schen Politik sich schlecht bewährt haben. Und ein europäischer Krieg mußte wo nicht Frank-

reichs Geschick, doch unfehlbar das der Bourbons, in Frage stellen.

Preußen konnte, wie überhaupt in Deutschland, so auch in Sachsen eines starken Anhanges versichert sein; die umsichtigen, vorstrebenden, thatkräftigen Geister waren ihm zugeneigt, und wenn später eine andre Stimmung vorherrschte, so war dies wie der Wechsel der Jahreszeiten, die allgemeinen Verhältnisse wirkten unwiderstehlich ein, und die vom Herbst entlaubten Bäume hatten darum nicht weniger im Frühling geblüht! Nicht minder günstig stand die Sache Rußlands in Polen. Der Kaiser Alexander war zuerst als Beschützer des polnischen Heeres und dann der gesammten Nation aufgetreten, und schien berufen alles in Wahrheit zu erfüllen, was Napoleon nur trügerisch verheißen hatte. Die Polen fühlten, nur in dieser mächtigen Hand könne ihr Volksthum neu erstehen, sie erkannten als möglich, daß in ihr einst wieder das Zerstückelte sich zusammenfügte und ein großes Volksdasein herstellte. Der Kaiser hatte den Fürsten Adam Czartoriski persönlich als Freund und in allen polnischen Angelegenheiten als Rathgeber in seiner Umgebung, und die beste Bürgschaft seiner Absichten für Polen war dieser Name des bewährten Vaterlandsfreundes. Nach Warschau, an die Spitze der aus dem letzten Kriege geretteten und wiedervereinten polnischen Truppen, sandte er von Wien aus seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, eine Wahl, die alsbald wenigstens durch die große Vorliebe sich rechtfertigte, welche der Prinz für die Polen zeigte. Bei dem gesteigerten Widerspruche, der sich in Wien der Verbindung Polens mit Rußland entgegensetzte, lag die Auffassung nahe,

diesen Widerspruch als gegen das Bestehen und Gedeihen der Polen selbst gerichtet anzusehen, und wenn es zum Kampfe kommen sollte, konnte dieser die ganze Kraft des polnischen Volksgeistes mächtiger als je vorher in's Feld rufen. Wirklich rief der Großfürst, durch eine Bekanntmachung vom 11. December, die Polen auf sich zu bewaffnen für die Vertheidigung ihres Vaterlandes, für die Bewahrung ihrer Selbstständigkeit. Bei schon erklärtem Kriege hätte man nicht stärker sprechen können. Diese Aufwallung machte auf den Kongreß starken Eindruck, man erkannte den Ernst und die Bedeutung eines Zusammenstoßes, der solche Elemente auf den Kampfplatz führen würde, falls es zu diesem Äußersten kommen müßte. Indessen hatte schon im voraus die Staatsklugheit der Gegner eingelenkt, und so großen Machtverhältnissen gegenüber den allzu herben Eifer gemäßigt; grade in dem Augenblicke, da der Aufruf des Großfürsten in Wien bekannt wurde, zeigten die Verhandlungen mindere Spannung, und so wollte man beiderseits auf den Zwischenfall, der jene wieder mehren konnte, kein zu großes Gewicht legen.

Wollte der Drang dieser Mißverhältnisse und das Hinschwinden so mancher Hoffnung die Seele gar zu sehr verdüstern, den Geist Widerwillen und Ermattung niederschlagen, so kam das tägliche Leben glücklich zu Hülfe, und seine heilsame Fluth quoll und strömte durch die rauhesten Geschäfte. Der Wiener Tag schien aus besonderem Stoffe gemacht, was er berührte nahm er in sein Behagen auf; was jederman täglich muß und will, und

doch meist nur gleichgültig abthut, essen und trinken, sich ergehen, umherschauen, alles wurde in dieser Lebensgewöhnung unwiderstehlich zum Vergnügen und Genuß. In den höchsten Kreisen, versteht sich von selbst, mußten die Festlichkeiten und die glänzenden Versammlungen aller Art täglich wiederkehren, und wie sich diese Fülle von obenher stufenweise theils der sehenden theils der hörenden Neugier ergoß, so übte auch das Volksleben hinwieder nach oben seine Anziehung. Gekrönte Häupter scheuten nicht den Strudel bürgerlicher Belustigungen, die verwöhnteste Vornehmheit bequemte sich zur Kost vorstädtischer üppig-derber Herbergen; die Theater waren gefüllt, und die untern meist von der großen Welt, die obern oft von der kleinen, sie wollten einander wechselseitig sehen; an den Winterfreuden, die sich überall aufthaten, war weder Politik noch Geldkurs merkbar.

Der Fürst von Ligne starb, aber sein Witz auf den Kongreß lebte munter fort, und verflocht sich mit manchem andern, den scherzende Laune oder böslicher Muthwillen demselben Gegenstand widmete. Der Anblick dieses schwankenden Getümmels, der schneidenden Gegensätze, die daraus hervortraten, das Schwelgen der Sinne und das Kargen des Geistes, die Höflichkeit der Formen und die Grobheit der Meinungen, wirkten herausfordernd auf die Menschen ein, und es war fast niemand, der nicht auf seine Weise sich über das Schauspiel, zu dem er selbst mit gehörte, lustig gemacht hätte. Als die Hoffnung eines friedlichen Ausgangs der Verhandlungen sehr getrübt war, und wohlmeinende Menschen den Gedanken kaum ertrugen, daß wieder Krieg, und Krieg zwischen den eben noch Verbündeten, entstehen könne, nahm

auch mein trefflicher Meyern sich diesen Zustand tief zu Herzen, und behauptete in seiner bei aller Güte doch scharfen Weise, die Herrscher sollten festsetzen, daß, wenn wieder Krieg würde, alle Diplomaten, die vergebens am Frieden gearbeitet, unerbittlich mit zu Felde ziehen müßten, und zwar zusammen in eine Kompanie Jäger vereint, unter einem altgedienten Hauptmann, der sie nicht schonte; er wollte seinen Kopf zum Pfande geben, daß dann kein Krieg würde. Überhaupt fing in dieser Zeit die Gewohnheit an, die noch immer fortdauert, den Diplomaten, welche bis dahin eine äußerst geehrte und zart behandelte Klasse waren, alles Böse nachzusagen, sie herabzusetzen und lächerlich zu machen, und ich weiß recht gut, wer in dieser Art das erste Wort gesprochen! Kamen zunftgerechte Mahler und Zeichner, die eine so erlauchte Versammlung in getreuen Bildnissen ehrerbietigst der Nachwelt überliefern wollten, so zeigten sich vornehme Talente bemüht, die Personen und Vorgänge in Zerrbilder zu bringen, und es wurden in dieser Art verwegne Dinge versucht. In einer Gesellschaft, wo prinzliche und militairische Munterkeit zusammenfloß, warf man die Frage auf, welches die lächerlichste Figur auf dem Kongresse sei, und man beschloß die Sache kongreßmäßig zu verhandeln, mit Protokollen, Noten, statistischen Tableaux, Ausschüssen, und so weiter. Von sieben oder acht Namen, die man nach vielen Debatten endlich gleichsam auf den engen Aufsatz gebracht hatte, konnte keiner die erforderliche Mehrheit erlangen und auch bei diesem Ergebniß wollte man sich freuen, daß es, wie behauptet wurde, so ächt kongreßmäßig sei. Endlich vereinigten sich die Meinungen für zwei Individuen, unter welchen der Preis

getheilt wurde. Natürlich lassen wir dergleichen Geheimnisse auf sich beruhen.

Wenden wir uns lieber zu Gegenständen reinerer Theilnahme, zu heiterer Kunst und Bildung. Die Reichthümer Wien's in dieser Art waren unerschöpflich, und breiteten sich dem Liebhaber immer staunenswürdiger aus. Wer sich auf Alterthümer, Mahlereien, Bildwerke und sonstige Kunstsachen einließ, der konnte bald seiner Forschungen und Gewinne kein Ende mehr absehen. Von allen diesen Sachen war noch wenig Lärm gemacht, sie standen als ruhiger Besitz aufgehäuft, sowohl in den Kaiserlichen, als in den nicht minder reichen Privatsammlungen, und harrten stolz des einsamen Kenners, ohne die Augen der Menge anzulocken. Merkwürdiges dieser Art zu erforschen und zu genießen, war niemand aufgeweckter und sorgsamer, als der Herzog von Sachsen-Weimar, der in allen Obliegenheiten und Geschäften seiner fürstlichen Verhältnisse immer noch Tage und Stunden genug fand, seine stets rege Wißbegier zu befriedigen und seiner Theilnahme für alles Bedeutende nachzugehen. Wir sahen mit ihm eine damals erst vor kurzem aus dem Schlosse Ambras in Tyrol nach Wien gebrachte Sammlung von Waffen, Kunstsachen und Kostbarkeiten, der Inhalt war völlig vergessen und man machte die überraschendsten Entdeckungen. Seit zehn Jahren hatte Goethe's Übersetzung des Cellini deutschen Lesern lebhaften Anreiz gegeben, dem berühmten Salzfasse des florentinischen Künstlers nachzufragen, aber niemand, und Goethe selbst nicht, wußte eine Spur, und man mußte

das kostbare Werk für verloren achten. Wie triumphirte der Herzog, nun seinem Goethe melden zu können, das Kleinod sei aufgefunden, wohlerhalten, er habe es mit eignen Augen gesehen! Wirklich befand sich das Salzfaß in der Sammlung von Ambras, und unbegreiflich war nur, wie solange Zeit — nicht die Kunst, denn das begreift sich nur all zu wohl — aber das Gold unbeachtet bleiben konnte.

Musikalische Genüsse boten sich von allen Seiten dar, Konzerte, Kirche, Oper, Salon, Virtuosen und Dilettanten, alle gaben ihr Bestes. Der Fürst Anton Radziwill, der in seiner Komposition des Goethe'schen Faust schon weit vorgerückt war, und hier seinem musikalischen Hange mit aller Innigkeit folgte, war mir Anlaß, meinen wackern Beethoven wieder aufzusuchen, der aber seit ich ihn nicht gesehen an Taubheit und mürrischer Menschenscheu nur zugenommen hatte, und nicht zu bewegen war, unsern Wünschen gefällig zu sein. Besonders wollte er mit den Vornehmen nichts mehr zu schaffen haben, und drückte seinen Widerwillen mit zürnender Heftigkeit aus. Auf die Erinnerung, der Fürst sei der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dessen frühen Tod er so sehr betrauert hatte und dessen Kompositionen er höchlich schätzte, gab er etwas nach, und wollte sich den Besuch gefallen lassen. Doch hat sich schwerlich ein näheres Verhältniß angeknüpft. Auch verzichtete ich darauf, den verwilderten Künstler wiederum zu Rahel zu führen, denn Gesellschaft machte ihn unwillig, und mit ihm allein, wenn er nicht spielen mochte, war gar nichts anzufangen. Übrigens war sein Namen, wenn auch berühmt und verehrt, noch keineswegs auf der

Höhe der Anerkennung, die er seitdem erstiegen. In der hier zusammengeflossenen gemischten Menge erhielt sich italiänische Leichtigkeit und Anmuth vor deutschem Ernste unverkennbar vorherrschend.

Einiger feinen und auserlesenen Gastereien muß ich hier erwähnen, zu welchen bisweilen Gentz die Blüthe der Gesellschaft bei sich vereinigte. Die vornehmsten und schönsten Damen, die angesehensten Staatsmänner und Tonangeber sahen es als eine Gunst an, von ihm eingeladen zu werden, und immer war auf die Anwesenheit und Unterhaltung solcher Personen zu rechnen, welche durch Geist, Seltsamkeit, Ruhm, Gewicht oder sonst einen Anreiz die Bedeutung des Tages hatten. Der Herzog von Weimar war nicht der letzte, solchen Genuß zu schätzen und zu suchen. Talleyrand verschmähte dergleichen Gelegenheit nicht, neue Verbindungsfäden anzuspinnen. Humboldt gehörte aus jedem Rechte hierher. Ich erinnere mich eines Mittags, wo der Graf und die Gräfin von Bernstorff, die Gräfin von Fuchs und viele andere Personen, die man zu sehen oder zu hören erfreut war, mit uns dort zu Tische saßen, aber die ganze Gesellschaft völlig verstummte, um einzig die Wunder zu vernehmen, welche Bollmann von den Vereinigten Staaten Nordamerika's zu erzählen hatte. Das ganze Land war uns durch den langen Seekrieg fremd geworden, noch fremder die Vorstellung eines solchen Freistaats, dessen Entwicklung das fabelhafte, ja schreckbare Beispiel zeigte, daß gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzustellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen. Durch die Naivität der Fragen eines anwesenden Diplomaten, des-

sen unermüdliche Wißbegier nie befriedigt werden konnte, wurde der Vortrag nach und nach ein vollständiger, mit schlagenden Beispielen ausgestatteter Kursus republikanischer Grundlehren und Vorbilder, wie man grade hier bei dem Monarchenkongresse am wenigsten für möglich gehalten hätte. Gentz fühlte sich durch das Gewicht der Sache wie zerschmettert, und beunruhigt wie bei einem Attentat, das in seiner Gegenwart versucht worden. Der gute Bollmann aber hatte kein Arg dabei; sein Sinn war weder für die Übelstände der Freiheit noch für die Vortheile des Königthums blind.

Die Verhandlungen indeß, deren Spannung einen Augenblick nachzulassen geschienen, zogen sich bald wieder straffer und stellten nunmehr besonders Preußen in den Vorkampf. Es hieß bereits, Hardenberg werde abreisen, und Preußen keinen Theil mehr an dem Kongresse nehmen. Daß der Widerstreit, den ursprünglich Frankreich anfachte und nächst ihm England verschuldete, jetzt vorzugsweise das Ansehn bekam, als sei Österreich dabei Hauptführer, betrübte auf preußischer Seite die für Deutschland Wohlgesinnten, welche alles Heil von der Eintracht der beiden Mächte gehofft hatten, und diese Hoffnung auch jetzt noch festhielten. Aber andre, die Sache schroffer und vereinzelt fassende Gesinnungen wurden erbittert, und zeigten sich rasch bereit, die Forderungen des Rechts und der Ehre mit dem Schwerte zu behaupten. Wirklich nahmen die Kriegsgerüchte schon überhand, man fragte nach Stellung und Zahl der Truppen, und suchte Richtung und Umfang des neuen Unheils zu

ermessen. In Berlin, wo man mit Ungeduld der Langsamkeit des Kongresses spottete, rief man schon laut, nicht Hardenberg, sondern Blücher müsse die Sache führen, und der greise Feldherr war nicht der letzte in jugendlichem Muth und Übermuth. Scharfe Äußerungen dieser Art konnte man auch in Wien hören, und sie verfehlten ihren Eindruck nicht. Ein im December daselbst gedichtetes Kriegslied, über dessen Verfasser niemand ungewiß sein konnte, weil so tapfere Dichterhand nicht zweimal existirte, ging in Abschriften umher. Darin hieß es frisch und kühn:

„Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die schwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif den tapfern Stahl!

Denn dort ein feiger Mammeluk,
Und hier ein Jesuit —
Das grinst uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht:

Das hängt an unser Hochgesims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt die Hund' auf uns, voll Grimms,
Und mehr noch voll Geschrei's:

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unsrer Jagd.
Auf, Kugelnblitz! Auf, Lanzenpfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben sie! Geschoß Apolls,
Verkünd' es durch die Gaun!
Was sie geschürzt, das Eisen soll's
Auf ihrem Kopf zerhaun."

Was sie geschürzt, das Eisen soll's auf ihrem Kopf zerhaun! Das klang furchtbar in das diplomatische Geflüster und in die Munterkeit der Feste, und wurde Losung und Feldgeschrei nicht nur preußischer Stimmen allein. Ich habe Männer, von denen man es nicht gedacht hätte, bei diesen Zeilen erschrecken, andere ebenso sie mit Jubel aufnehmen sehen.

Unter banger Ungewißheit war der Jahreswechsel eingetreten und das Jahr 1815 begann in angstvoller Spannung. Es war ein sonderbarer Eindruck, als wir den Zustand unerfüllter Wünsche und peinlicher Hinhaltung auch von einer Seite ausgesprochen fanden, woher wir dergleichen am wenigsten erwarten konnten. Wir lasen in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung Verse von Goethe zum zweiten Januar, wo es gleich zu Anfang hieß:

„Sagt, wie schon am zweiten Tage
Sich ein zweites Fest entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben sie die Allgewalten
Endlich schöpferisch entschieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

„Nein! — dem Würdigen, dem Biedern,
Winden wir vollkommne Kränze," u. s. w.

Und so feiert der Dichter anstatt des großen vaterländischen Stoffes, der da fehlt, den kleinen örtlichen, der sich darbietet, nämlich das Jubiläum eines wackern herzoglich sächsischen Staatsdieners. Dieses fast bescheidene und doch so bestimmte „Nein" aus des Dichters Munde

that auf Alle, die es vernahmen, eine unbeschreibliche Wirkung, und aus der stillen Luft von Weimar in die trübgährende Atmosphäre von Wien versetzt, und hier den zu hundertmalen hergesagten Fragezeilen immer so rasch und klar sich anschließend, klang es zuletzt wie die bitterste Satire, wie der strafendste Hohn. Solch ein Wort ist um so schärfer, je harmloser dasselbe nur die schlichte Thatsache ausspricht; der ungeheure Beifall, den später in Frankreich die Lieder von Beranger erwarben, beruht lediglich hierauf, und der französische Dichter würde jenes „Nein" unsers deutschen, als Refrain zu Ende seiner Strophen sieben- oder achtmal wiederholt, leicht zum dauernden Kongreßliede verarbeitet haben. Bei uns tauchte das vereinzelte Wort, nachdem es eine Weile zur Genugthuung gekränkter Gemüther gedient, bald wieder in das litterarische Element zurück, aus dem es einen Augenblick hervorgeschnellt war.

Auf der Gegenseite hatten sich die Beeiferungen in ihrem gesuchten Verein bald weiter, als es der anfänglichen Absicht gemäß sein konnte, fortgerissen gesehn. Gewiß war es nicht die Meinung, daß die Sachen zum Kriege kommen sollten. Aber diesen in Aussicht stellen hieß ihn auch bereiten, und als die Sprache Preußens, aus einer festen und starken, nun auch eine drohende zu werden schien, Hardenberg ein Wort hinwarf, das keinen Hinterhalt übrig ließ, da schlossen Österreich, England und Frankreich förmlich ein Bündniß, und verpflichteten sich durch einen am 3. Januar 1815 unterzeichneten Vertrag zu wechselseitiger Unterstützung. Die Sache war geheim betrieben worden, und geheim sollte auch der Vertrag bleiben. Öffentlich mitgetheilt hat ihn

zwölf Jahr später zuerst Herr von Gagern, wenn dieser aber zugleich meint, Rußland und Preußen hätten gar nicht um sein Dasein gewußt und der Kaiser Alexander erst durch Napoleon den nähern Inhalt erfahren, so ist dies ganz irrig, denn das Bündniß war auf der Stelle bekannt, und der preußische Kreis genugsam davon unterrichtet. Schon Bartholdy hatte von den Engländern den Anlauf der Sachen längst erlauscht. Überhaupt wird das Richtige und Wahre auch im politischen Fache leicht und schnell gewußt, nur verliert es sich gewöhnlich in einer Masse von mit überkommenem Falschen, welches den Draußenstehenden oft völlig verwirrt, das aber der Eingeweihte sonder Mühe erkennt und ausscheidet.

Dieses Bündniß war der Hochpunkt der Spannung, die hierauf nicht weiter ging, sondern alsbald wieder nachließ. Den Theilhabern mochte die genommene Stellung doch schon bedenklich scheinen, und ein Rückschritt wünschenswerth dünken. Die Nachgiebigkeit erfolgte indeß zuerst von derjenigen Seite, wo Macht und Selbstständigkeit am wenigsten zu bezweifeln waren, von Seiten Rußlands. Der Kaiser Alexander stimmte seine Ansprüche in Betreff Polens bedeutend herab, der österreichische Antheil wurde günstiger gestellt, der preußische beträchtlich ausgedehnt, Thorn und Krakau sollten freie Städte werden, und von diesen wurde später die erstere noch zu Preußen gefügt. Hierdurch bekamen auch die Verhandlungen über Sachsen eine veränderte Gestalt, und beiderlei Fragen rückten wieder gemeinsam einer, zwar noch immer herben und schweren, aber doch schon entschieden friedlichen Lösung entgegen.

Ein besonderes Schauspiel von sehr verschiedenartiger Wirkung brachte der 21. Januar. Den Todestag Ludwigs des Sechzehnten hatte die Restauration in Frankreich zu einem allgemeinen Trauerfest erhoben, und trieb damit ein partheisüchtiges Gepränge. Die Gesandtschaften im Auslande wurden angewiesen, den Tag durch kirchliche Feier zu begehen, und Talleyrand durfte nicht zurückbleiben. Er ließ in der St. Stephanskirche einen Trauergottesdienst halten, zu welchem der ganze Kongreß eingeladen wurde, und der prunkvoll sein sollte, und vielleicht kostbar genug, aber doch gering ausfiel. In Frankreich war die Feier jenes trauervollen Tages, in welcher wenig Rührung aber desto mehr Haß sichtbar wurde, eine unkluge Herausforderung; in Wien erschien sie, wo nicht grade ärgerlich, doch wenig angemessen. Man hielt es für sehr unnöthig, daß in Gegenwart so vieler Fürsten die Hinrichtung eines der angesehensten feierlich in Erinnerung gebracht wurde, man glaubte ein solches Ereigniß bleibe besser in Dunkel und Vergessenheit. Es kamen Dinge zur Sprache, die man lieber unbesprochen lassen mußte, und selbst die Person Ludwigs des Achtzehnten blieb nicht verschont, denn natürlich wiederhallten die Stimmen aus Frankreich auch in Wien. Talleyrand hatte bei der Sache auch keine richtige Stellung, sie mußte ihm jedenfalls peinlich sein; der Gedanke an die Hinrichtung des Herzogs von Enghien lag so nahe, und bei dieser Unthat schien einige Mitschuld ihm doch beizumessen; überdies hatte er mit den Verurtheilern Ludwigs des Sechzehnten bis dahin stets im besten Frieden und Verkehr gelebt. Genug, das Ganze machte einen falschen Eindruck, und nahm sich im Österreichi-

schen Beobachter zwar auch nicht sonderlich, aber doch besser als in der Wirklichkeit aus.

Unterdessen war aus England der Herzog von Wellington eingetroffen und als Bevollmächtigter an Lord Castlereagh's Stelle getreten, der nach London zurückkehrte und vorläufig wenigstens Ein Ergebniß des Kongresses mitbrachte, für das er die Theilnahme seiner Landsleute sehr erweckt wußte, nämlich die Abschaffung des Negerhandels. Der berühmte Feldherr hatte offenbar mehr Geschick für diplomatische Geschäfte als sein Vorgänger, wußte zu hören, und wenn auch nicht so wortreich, doch mehr sachgemäß zu reden. War seine Sendung darauf abgesehen, durch den Kriegsmann zu imponiren und durch sein Kraftwort die Andern zum Schweigen zu bringen, so blieb dieser Zweck verfehlt, denn man konnte bald wahrnehmen, daß recht eigentlich ein Unterhändler, und zwar ein sehr geschickter und sachkundiger, in ihm gekommen war. — Wellington fand in Wien einen Waffengefährten in dem preußischen General von Grolman wieder, der vormals unter ihm in Spanien den Krieg mitgemacht hatte. Der Umstand war ohne Zweifel den preußischen Verständigungen günstig, wenigstens sah man zwischen den beiden Kriegsmännern das freundschaftlichste Vernehmen, und Wellington zeigte bei jedem Anlasse geflissentlich, wie sehr er den Mann persönlich und in ihm die Preußen ehre. Bei Gelegenheit späterer Verhandlungen wurde viel von einem würdigen und freimüthigen Schreiben gesprochen, das der General von Grolman aus eignem Antrieb an den Herzog gerich-

tet haben soll, um denselben aufzufordern, gewisse Vorschläge mit den Augen des Kriegers anzusehen und nach den Eingebungen des Soldatenherzens zu entscheiden. Wellington, so wurde versichert, rühmte die franke Ansprache, und hätte ihr gern durch die That genügt, allein die Sachen ließen sich nicht mehr umlenken. Deßhalb, und weil überhaupt der Schritt als ein ganz unamtlicher geschehen, scheint auch jede weitere Mittheilung darüber unterblieben zu sein. Eine angebliche Abschrift, die umherlief, wurde für unächt und untergeschoben erklärt und durchaus verworfen.

Die deutschen Angelegenheiten, welche in der allgemeinen Spannung und auch in ihrer eignen bisher gestockt hatten, wurden wieder aufgenommen, ohne doch die nöthige Förderung finden zu können. Eifersucht, Ehrgeiz und Mißtrauen regten sich von allen Seiten, und der Andrang der mindermächtigen Fürsten und Staaten wurde den wohlmeinenden Absichten Österreichs und Preußens, für die Gesammtheit der Deutschen eine durchgreifende Ordnung zu gründen, immer beschwerlicher. Für diese Richtung war die Einigkeit beider Mächte fast gar nicht gestört worden, die Gesinnung der beiderseitigen Staatsmänner beharrlich die gleiche geblieben. Auch der Kaiser von Rußland nahm sich der deutschen Sache wohlwollend an, und wirkte mittels seines Ansehns und Einflusses überall für das Beste der Gesammtheit, für die Sicherung volksthümlicher Rechte. Daß die Vertreter der kleinen deutschen Länder ein Recht hatten mitzusprechen, darf man nicht bezweifeln, denn es wurde ihnen zugestanden; daß in vielen dieser Männer der redlichste

Eifer glühte und auch im Einzelnen die wichtigsten Dienste leistete, wird ihnen stets rühmlichst anzuerkennen sein; aber im Ganzen müssen wir wiederholt beklagen, daß die Gestaltung der Dinge nicht aus engerem Rath hervorgegangen und ausschließlich von den großen Stimmführern geleitet worden ist.

Durch den Zusammenstoß der Ansprüche entstanden auch solche Reibungen, welche persönliche Abmachung zu fordern schienen. Man erzählte von unerhörten Auftritten, welche Stein bei dem Grafen von Stackelberg gehabt, und wo der Reichsritter sich wie Götz von Berlichingen oder Franz von Sickingen gefühlt, die sich auch keinen Augenblick bedacht hätten, ihre Fehde persönlich auszufechten. Die großen Mächte hatten kaum wieder aufgegeben durch die Waffen ihre Sache zu entscheiden, so schien die Kampflust in die Einzelnen zu fahren, und es fehlte nicht viel, so hätte der Kongreß das Zwischenspiel eines merkwürdigen Zweikampfs gesehen. Zwei hohe Fürstensöhne, beide ritterlich und krieggeprüft, hatten schon Ort und Zeit bestimmt, ihre Mißhelligkeit auszugleichen, als noch eben Vermittlung hinzutrat und ein so unheilvolles Beispiel verhüten konnte.

Auch in weniger hohen Kreisen waren Streitigkeiten zu vermitteln, welche ohne Dazwischenkunft ruhiger Besonnenheit einen schlimmen Ausgang nehmen konnten. Ein Fall dieser Art wird künftig zu erzählen sein. Es kam die Rede darauf, ob nicht der Kongreß angegangen werden sollte, den Zweikampf allgemein abzuschaffen, und Ehrengerichte anstatt seiner einzusetzen. Gentz bat um's Himmels willen, die Mühewaltung der Diplomaten nicht

durch neue Ansuchen zu vermehren, sie abzuweisen sei schon des Leidens zu viel, nun gar aber einen solchen Gegenstand aufzunehmen, auch für ihn einen Ausschuß zu bestellen, würde ihm der Gipfel der Thorheit dünken. Jemand schlug einen Ausschuß vor, und wollte Gentzen als erstes Mitglied, was dieser sehr übel nahm, nicht darum, weil der Scherz anzüglich war, sondern weil solcher Gedanke ihn gleich im Ernst quälte und auf Tage hinaus unglücklich machte.

Konnte man auch eines Humboldt oder Gentz in dieser Zeit kaum habhaft werden, fehlte es doch an geistreichen Wortführern nicht, und lebendige Erörterungen allgemeiner Fragen fielen täglich vor. Der Oberst von Nostitz, Koreff, und der Mahler Meyer aus Rathenau, glänzten hier in erster Reihe. Letzterer war einer der begabten Menschen, deren Sinn jeden Gegenstand erfassen und in den eignen Kreis der Betrachtung ziehen kann. Ich hatte ihn früher in Dresden gekannt, außerdem war er mit dem Fouqué'schen Kreise in Nennhausen und von Halle her mit Harscher wohlvertraut; doch überflog er schnell solche Einführungsansprüche bei uns, und stand in wenig Augenblicken als ein durch sich selbst Berechtigter in größter Innigkeit. Er hatte den Befreiungskrieg rühmlich mitgemacht, dann kürzlich geheirathet, und wollte nun in Wien seine Kunst ausüben, fühlte aber bald, daß er für andere Lebensthätigkeit geboren sei und widerstand nicht, als es wieder Krieg gab, der Lust nochmals Soldat zu werden, leider zum Unheil, denn er kehrte nicht wieder! In der Schlacht von Belle-alliance wurde er mit einem Befehl beauftragt, der ihn unter die feindlichen Kartätschen führte, und er verschwand

spurlos. Den Dingen neue und unerwartete Seiten abzugewinnen, war seine Laune unerschöpflich, und sie kam aus einem tiefen und liebevollen Herzen; Jean Paul Richter, der ihn persönlich gekannt und sehr lieb gehabt, war ganz davon eingenommen. Sei diese Erwähnung hier ihm ein Denkstein, dessen sein unbekanntes Grab ohnehin entbehrt!

Von antheilnehmenden Landsleuten hab' ich hier, außer dem Grafen von Flemming, noch des Majors von Eckardstein und der Oberstlieutenants von Hedemann zu erwähnen, in welchem die günstige Vorstellung, die sich überall dem preußischen Namen verknüpfte, ihre würdigen Vertreter hatte. Ferner ist als ausgezeichnete Erscheinung Dehn zu nennen, der in schwedischen Aufträgen eben aus Norwegen eingetroffen war, und den ansehnlichsten Geschäften vorstand. Er war einer der wenigen Männer seines Ursprungs und Standes, der beide, durch wahrhafte Bildung der großen und feinen Welt und durch ausgezeichnetes Betragen, gänzlich verläugnete, und deßhalb auch in den höchsten Kreisen sich seltner Erfolge rühmen konnte. Hat er seine Denkwürdigkeiten, die er wirklich zu schreiben angefangen, nicht zu früh wieder aufgegeben, so dürften wir ein Seitenstück zu Gourville empfangen.

Die Frage über Sachsen war schon in das Geleise gebracht, in welchem sie nun unverändert ihrer Entscheidung entgegen rückte, also wenn auch nicht der Form doch dem Wesen nach entschieden, als die von mir unternommene Druckschrift erschien. Hardenberg hatte sie

Cotta'n zur Besorgung übergeben, dieser aber sie in Sachsen drucken lassen, wo sie absichtliche Verzögerung erfuhr, und um mehrere Wochen verspätet wurde. Sie trat nun gleichzeitig mit der von Niebuhr versprochenen an's Licht, und mit noch einer andern, als deren Verfasser Eichhorn genannt wurde. Die Niebuhr'sche machte, schon des Namens wegen, dann auch durch die eigenthümliche Behandlung der Sache, großes Aufsehen, doch wollte man von den beiden andern, anonym erschienenen Schriften mehr Wirkung verspüren, wenigstens war der Eindruck versöhnlicher und gewinnender. Gegen Niebuhr wollte Friedrich Schlegel auftreten, der ihm vorwarf, in römischer Welt und Geschichte möchte er heimisch sein, von deutschen Sachen aber verstände er nichts. Schlegel selbst urtheilte hier mit mehr Dünkel als Grund, und ich bestritt ihn lebhaft, konnte aber bei manchen seiner Behauptungen nur die Achseln zucken, und fragte ihn zuletzt, ob ihm denn überhaupt die Sache noch der Erörterung werth dünke, da nach seiner Überzeugung die Welt höchstens nur noch hundert und sechzig Jahre bestehen werde? Wirklich behauptete der, bei allem Geiste, von Einbildungen befangene Mann in allem Ernste, nach Verlauf dieser Zeit müsse das Ende der Welt eintreten. Aus demselben Munde nun das Lob meiner Schrift zu hören, konnte mich wenig freuen, so wie mich fast verwirrte und beschämte, daß auch Gentz sich zufrieden erklärte, und daß die Allemannia nur mäßig schalt. —

Die Franzosen suchten die sächsischen Fäden noch festzuhalten, hatten aber indeß andre aufgenommen, an

Staatliche Bibliothek Bamberg

welchen für sie viel nähere Betheiligung hing. Aus dem Sturze Napoleon's hatten sich nur zwei mit ihm Emporgekommene gerettet, Bernadotte und Murat, beide durch Anschließung an die Verbündeten. Allein wie das Beharren bei dem Feinde schon kein unnachsichtliches Vergehen mehr sein sollte, so durfte auch der Abfall von ihm nicht mehr als unbedingtes Verdienst gelten, und in Betreff Murat's war die Aufrichtigkeit ohnehin zweifelhaft. Diesen Eindringling fortwährend auf dem Throne von Neapel zu sehen, war den Bourbons unerträglich, und Talleyrand hatte förmlich darauf angetragen, das vertriebene, nur Sicilien noch beherrschende Fürstenhaus auch in Neapel wieder einzusetzen. Das Nebeneinanderstehen der beiderseitigen Abgeordneten Neapels und Siciliens auf dem Kongreß war allerdings eine seltsame Erscheinung, und schrie laut die Thatsache aus, daß hier ein Bruch, eine Lücke sei, wo kein Grundsatz hineinpasse. Der französische Antrag verursachte große Aufregung, und fand, wie die gleichzeitigen Wünsche, daß Napoleon von Elba weg und in größere Ferne versetzt würde, vielfache Zustimmung. Die geschlossenen Verträge jedoch waren ein starker Schutz, und Murat's Bevollmächtigte, Herzog von Campochiaro und Fürst von Cariati, benahmen sich als Sieger, während die sicilianischen Abgeordneten, Herzog von Serra-Capriola und Kommandeur Ruffo das Ansehen von Unterdrückten hatten. Wie die Sachen gekommen wären, wenn Murat seinen Vortheil verstanden hätte, ist schwer zu sagen, vielleicht wäre er seinem Falle dennoch nicht entgangen, den nun freilich Unklugheit und Thorheit beschleunigten. Durch die ausgesprochene Feindschaft der Bourbons auf-

Stadtbibliothek Bamberg

gereizt, im Bewußtsein der eignen Handlungsweise wenig durch die Verträge beruhigt, glaubte er durch eigne Kraft sich behaupten zu können, träumte die Eroberung Italiens und knüpfte heimlich auch mit Napoleon wieder Verbindungen an. Seine Rüstungen, angeblich gegen Frankreich gerichtet, aber zunächst und wesentlich Österreich angehend, konnten weder verborgen noch unbewacht bleiben. Lange schon zogen in der Stille immer mehr österreichische Truppen nach Italien, und als späterhin auf jener Seite die Bewegung sichtbar wurde, stand auch auf dieser Seite schon ein Heer gerüstet.

Bei dieser Gelegenheit hörte man auch öfters die Gesellschaft der Carbonari nennen, die ihr Absehen auf die Einheit Italiens gerichtet haben sollte. Wiefern Murat ihr Haupt geworden, sie durch ihn oder er durch sie stark werden könne, die Bestandtheile, Verzweigung, Form dieser Brüderschaft, gaben den Stoff mannigfacher Vermuthungen und Betrachtungen. Carpani, einer der leidenschaftlichen Italiäner, welche aus Liebhaberei Politik wie Musik treiben, und der, ganz österreichisch gesinnt, den heftigsten Haß gegen die Franzosen hegte, war über das Wesen der Carbonari, so schien es, vollkommen im Klaren, und gab uns gleich damals zuverlässigen Bericht, der sich in den spätern Zeiten durch alle reichlichen Aufschlüsse nur bestätigte. Er gestand, daß der Bund eine lockende, eine für jeden Italiäner erhebende Seite habe, und er selber stimme gleich ein, wenn Österreich das Haupt sein wolle, dagegen verwünschte er heftig jede Anschließung an Murat. Entgegengesetzte Wendungen lagen damals noch beisammen, und es schien nur von der Willkür abzuhängen, die eine oder die an-

dere vorzuziehen. Freund oder Feind, die Wahl schien offen. Niemand aber traute damals den Carbonari solche Bedeutung und Wirksamkeit zu, als wir von ihnen später gesehen haben, noch konnte man ahnden, daß das Unheil solcher Umtriebe bald in unserm stillen Deutschlande zu verfolgen sein würde!

Während sich die Blicke besorglich nach Süden wandten, und der Norden sich kaum erhellte, behielt Wien unverändert dasselbe Ansehen, immer drängten sich die Festlichkeiten und Vergnügungen, immer vereinigte wieder in Glanz und Freude der Abend, was der Morgen feindlich entzweit zu haben schien. Die lange Dauer des Kongresses minderte in nichts die gastfreie Herrlichkeit, den Reichthum und die Grazie der Bewirthung, man mußte die Hülfsquellen dieses Aufwandes für unerschöpflich halten. Die große Welt entsprach allen Forderungen, die sie an sich selber machte, und zeigte immer gleichen Eifer, gleiche Fülle. Der Zudrang mehrte sich sogar, und immer andre Fremde strömten herbei, welche den Schauplatz neu belebten. Selbst die Jahreszeit brachte den Reiz des Wechsels, die prächtigen bei nächtlicher Heimkehr von Fackeln beleuchteten Schlittenzüge, wandelte die lauere Luft in prunkvolle Wagenfahrten und Kavalkaden um. Das Gedränge der Basteien wiederholte sich im Prater, im Augarten, auf den Straßen nach Schönbrunn und Baden.

Auch an kirchlich-religiösem Schauspiel sollte es dem Kongresse nicht fehlen. Zwar Frau von Krüdener, welche vor andern Personen berufen schien, die vornehme

Welt von dieser Seite anzusprechen, auch bereits mit dem Kaiser Alexander in vertrautem Verkehr stand und bald in hohe und folgenreiche Wirksamkeit trat, war nicht nach Wien gekommen, und hätte auch unter den vorherrschend katholischen Einflüssen des Orts mit ihrer protestantischen Mystik schwerlich viel Glück gemacht. Dafür hatte Zacharias Werner sich eingefunden, der königsbergische Preuße, Verfasser der Söhne des Thals, der Weihe der Kraft und andrer Theaterstücke, der seinen lange versteckten Sinn endlich offen bekannt hatte, katholisch und bald auch Priester geworden war. Noch im vorigen Jahre hatte er in einem halb faselnden halb trunkenen Gedicht „die Weihe der Unkraft" den Sieg der Verbündeten besungen, und in seiner Weise, die alles durcheinander mischte, die protestantische Königin Luise von Preußen, als eine der Heiligen mit aufgeführt, deren Wirken im Himmel das irdische Siegeswerk mit vollbracht. Seine nunmehrigen Glaubensgenossen achteten solcher Absprünge eines verwilderten Gehirns nicht, und niemand mochte die poetische Lizenz rügen, mit der die dogmatische Unterscheidung einen Augenblick der praktischen Verbündung hier zum Opfer gebracht wurde. Allein seit Jahresfrist waren alle, bis dahin unbestimmt in einander fließenden, Meinungen und Denkarten zur Entwicklung vorgeschritten, und hatten sich gesondert und befestigt. So war denn auch Werner seitdem schon ein ganz andrer Katholik geworden, und jetzt der Erste, solche poetische Milde, welche den Nichtkatholiken den katholischen Himmel öffnet, und sie dort sogar mit dem Heiligenschein schmückt, als eine sündhafte Verirrung zu verwerfen. Er drang auf strenges Bekenntniß zur ka-

tholischen Kirche, auf unbedingte Unterwerfung unter den Pabst, und hätte sich um keinen Preis mehr erdreistet, Irrgläubigen einen Theil an der Seligkeit zuzusprechen. In den Fasten trat er als Prediger auf, und der heftige Eifer, mit dem er die Sünder zur Bekehrung rief, sein bekannter Name und Lebenslauf, wie sein wunderliches Wesen überhaupt, das den Zuhörern mit dem geistlichen Ertrag auch reichlichst weltliche Unterhaltung versprach, zogen bald die ganze vornehme Welt zu seiner Kirche hin. Mehr noch, als je vorher im Schauspiel- und Gesellschaftswesen, entfaltete er seine Fratzenhaftigkeit jetzt auf der Kanzel. Ein zweiter Abraham von Sancta Clara, hatte er bald gefühlt, was alles ein eifernder Prediger sich erlauben, was alles seine Dreistigkeit antasten, seine Willkür herbeiziehen dürfe. Recht mit Lust besprach er seine eignen, persönlichen Angelegenheiten, seine Sündhaftigkeit, seine Bekehrung und Buße, und indem er den Andern die Hölle heiß machte, schwelgte seine Eitelkeit in doppelter Selbstbespiegelung, der ehemaligen Weltlust und der jetzigen Auserwählung. Er machte wahre Theaterstreiche, nicht nur ärgerliche, sondern oft gradezu unanständige. Er gefiel sich in dem Wagniß, die Zuhörer durch zweideutige Ausdrücke aufzuregen, in Unruhe, Scham und Angst zu versetzen, ja diese bis zum Gipfel des Schreckens zu steigern, wo man ungewiß wurde, ob nicht Wahnsinn die Kanzel entweihen werde — und dann plötzlich ließ er von dieser Spitze seinen Vortrag in das gewöhnliche Geleis hinabstürzen, wo sich alles in zulässiger Weise ruhig verlief. Wer von der Predigt Kenntniß hat, wo Zacharias Werner von dem allersündlichsten und ärger-

lichsten Theile des menschlichen Körpers redet, die Eigenheiten und Unarten angiebt, durch die er sich bemerkbar macht, endlich, nach der absichtlich beunruhigendsten Aufzählung derselben, mit unerhörter Dreistigkeit fragt, ob er ihn noch erst nennen, oder gar ihn zeigen solle? darauf aber ausruft: „Die Zunge ist es!" — der hat das sprechendste Beispiel, auf wie ärgerliche Weise dieser Schäker Schimpf und Spott mit seinen Zuhörern trieb. Freilich kannte er seine Leute! Die vornehme Welt, Wiener und Fremde, waren entzückt, auch in der Kirche solchen hautgoût und das Heilige mit solchem Sinnenkitzel verquickt zu finden.

Wir haben von andern Dingen zu reden. Der Monat März hatte begonnen, er ließ sich leidlich an. Der König von Sachsen war in Preßburg angekommen, und die Mächte, in Betreff der Theilung Sachsens nun einstimmig, unterhandelten über seinen Beitritt zu dem Beschlossenen. In Wien schwebte das Schauspiel einer stattgehabten Prachtfahrt des Hofes, das heißt aller hier vereinigten Höfe, noch vor Augen, man unterhielt sich, arbeitete und schlenderte, wie bisher; — da wurden plötzlich Mittags am 7. März die Sinne geblendet, es blitzte, und ein dumpfer Donner hallte lange nach. Der Blitz war die Nachricht, daß Napoleon am 26. Februar die Insel Elba verlassen habe, und mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen nordwärts steuernd gesehen worden sei. Der Eindruck dieser Nachricht, die durch einen englischen Kurier aus Italien gebracht wurde, und sich wie ein Lauffeuer gleich durch ganz Wien verbreitete,

ist nicht zu beschreiben. Jederman fühlte, daß dieser Schlag eine Schicksalswendung sein werde, wenn auch nur des Mannes, der ihn geführt. Alle Gesichtspunkte waren durch ihn verrückt, aller Anhalt unsicher, alles Bewegte stillgestellt. Daß es Gemüther gab, die nicht aus der Fassung kamen, wird man schon glauben. Der Kaiser Alexander sagte, das Ereigniß werde ein geringes sein, sobald man es nur nicht als ein solches behandle. Der Gleichmuth des Fürsten von Metternich blieb unerschüttert, sein Blick erkannte sogar auf der Stelle, daß Frankreich bedrohter sei als Italien; aber auch Gentz, der persönlich so leicht erschreckbare Gentz, blickte muthvoll in die allgemeine Gefahr. Humboldt rief: „Vortrefflich! das giebt Bewegung!" Ich muß auch sagen, daß ich einen Diplomaten gesehn, der unter den Augen einer Dame, die seiner Huldigung versichert sein sollte, die Nachricht als die allergleichgültigste aufnahm, und mit seltener Bemeisterung nur dazu benutzte, um darzuthun, wie ganz von anderm Gegenstande jetzt Sinn und Geist ihm schon erfüllt seien! Wer aber, glaubhaften Versicherungen nach, sichtbar getroffen wurde und starr verstummte, das war Talleyrand, der in der That auch wie kein Andrer betheiligt war; doch nur im ersten Augenblicke, denn gleich im zweiten, rühmte man, habe er sich wieder in seiner Stärke, ruhig, klar und thätig gezeigt. Er fürchtete zumeist für Italien, wo er ein bedeutendes Gelingen für möglich hielt; als aber die Nachricht kam, Napoleon sei in Frankreich gelandet, fühlte man sich der näheren, drückenderen Sorge überhoben; an Frankreich schien ein solcher Einfall gleich im Beginn zerschellen zu müssen. Carpani rief mit Heftigkeit, es

sei ein Übermaß von Segen, der Himmel führe den Bösewicht grade dahin, wo seiner die unfehlbarste Strafe harre. Überhaupt, so wie man nur erst wieder sich besonnen, sich wechselseitig gesprochen, ermuthigt hatte, brachen ungehemmt die Leidenschaften aus, und Haß und Wuth machte sich in den wildesten Reden Luft. Frauen wetteiferten mit Männern, den Helden des Tages, der sie durch sein bloßes Erscheinen schüttelte und zauste, zu schmähen, zu verachten.

Diese Stimmung, welche, bei schon geringerer Besorgniß, sich nur erhöhtem Grimm überließ, wurde von Talleyrand eifrig benutzt, um Maßregeln zu erwirken, deren Gefahr seine Verhältnisse nicht verschlimmern konnte, deren Ruhm und Vortheil aber auch auf ihn günstig zurückfallen mußten. Ihn nämlich hielt die herrschende Meinung gleich für den Urheber, wenigstens für den stärksten Anstifter des kraftvollen Beschlusses, durch welchen die zum Kongreß versammelten Mächte am 13. März das Unternehmen Napoleon's feierlich verdammten, ihn selbst außer dem Gesetz, und der öffentlichen Rache geweiht erklärten. Der Eindruck dieser Erklärung war groß, wurde aber bald geschwächt durch die Nachrichten, die in rascher Folge aus Frankreich einliefen und Napoleon's reißende Fortschritte meldeten. Anstatt ihn umzingelt und gefangen zu sehen, sah man Grenoble ihm die Thore öffnen, die Truppen zu ihm übergehen, die Bourbons schwach und rathlos an Flucht denken. Eilig schritten nun die Mächte zum völligen Abschlusse der sächsischen Frage, und überwanden durch ernstliche Vorstellungen, an denen Talleyrand noch bestens Theil nahm, die bisherige Weigerung des Königs von Sachsen. Hiemit en-

dete die französische Wirksamkeit auf dem Kongreß. Als Napoleon in Lyon eingerückt war, der Marschall Ney, auf den man die unsinnigsten Hoffnungen gesetzt hatte, nichts ausrichtete, sondern sogar von seinen Truppen fortgerissen dem wiederkehrenden Kaiser sich anschloß, mußte man wohl erkennen, daß gegen diesen kein Widerstand mehr zu erwarten, Paris ihm offen und die Sache der Bourbons für diesmal verloren sei. Frankreichs Vertretung auf dem Kongresse schwand in sich selber dahin, und als am 25. März Österreich, Rußland, England und Preußen aufs neue sich zum Kriege verbündeten, war für Talleyrand nichts mehr mitzuwirken oder zu unterzeichnen.

Nachdem Napoleon ohne Schwertstreich in Paris angelangt, die Obergewalt wieder in seinen Händen und ganz Frankreich ihm zugefallen war, konnte man aus dem Gedränge von Schrecken und Angst, Wahn und Enttäuschung, von welchem die Seele bestürmt worden, erst wieder aufathmen, und den neuen, unerhörten Zustand ins Auge fassen. Wir dürfen es wohl sagen, Staunenswürdigeres und Fabelhafteres und in seiner Wirkung Gewaltigeres hat die Geschichte nicht aufzuweisen, als diesen Zug Napoleon's von Cannes nach Paris. Um das Wunder zu erklären, dachte man die albernsten Dinge aus, nur den einfachsten Zusammenhang wollte man nicht sehen. Eines nur konnte man nicht läugnen, daß Frankreich und Napoleon wieder aufs neue zu gewaltiger Macht vereint uns gegenüber standen, und daß man sich mit dieser abfinden müsse, in Krieg oder Frieden.

Oder Frieden; denn auch dieser Fall mußte sich der Einbildungskraft aufdrängen, ungeachtet der Erklärun-

gen und Bündnisse, welche der vollständigen Entwicklung des Ereignisses vorangegangen waren, und daher durch diese nun neu bedingt werden konnten. Wirklich trat Napoleon, im Wiederbesitze der Macht und getragen von dem Sturme gährender Volksbewegungen, unerwartet friedlich und gemäßigt auf, und erbot sich den Frieden von Paris anzuerkennen. Ein solches Erbieten verdiente wohl Erwägung, und der Zustand Europa's, die Verhältnisse der Mächte untereinander, mußten zu ernsten Betrachtungen auffordern. England verwahrte sich schon, in dem bevorstehenden Kriege nur gegen Napoleon, nicht aber für die Wiedereinsetzung der Bourbons kämpfen zu wollen. Sollte letztere nicht Zweck sein, so durften andere Mächte lieber sehen, daß Napoleon's Dynastie monarchisch, als daß neue Revolutionsgewalten republikanisch in Frankreich herrschten, und die noch nicht aufgelösten Verhältnisse, welche Napoleon persönlich mit Österreich verknüpften, konnten diese Macht auch für ihn selbst noch günstig stimmen. Er griff von seiner Seite diese Möglichkeit begierig auf, und benutzte sie zu verheißenden Vorspiegelungen für die Franzosen, bei Österreich zu eindringlichen Eröffnungen. Sie fanden keinen andern Eingang, als höchstens den, daß man vernehmen wollte, was er anzutragen hatte, wohin seine Absichten gingen.

Das Unternehmen Napoleon's war auf zweierlei Grundlagen berechnet, auf die eine, daß Frankreich der Bourbons überdrüssig sei, und diese Angabe war ihm so entschieden und drängend, daß sie kaum erlaubte, auch die zweite, daß der Kongreß uneinig oder auseinander gegangen sei, gehörig zu prüfen oder abzuwarten. So

gut Napoleon in jenem Betreff unterrichtet war, so schlecht war er es in diesem. Allerdings wollten die Monarchen Wien schon verlassen, die Tage des Bleibens wurden schon gezählt und die Abreise sehr nah angegeben. Allein die Trennung der Herrscher würde nicht den Frieden gestört haben, im Gegentheil waren die Verhandlungen wieder in besserem Gange, und ihre Fortsetzung gesichert. Allerdings hätte Napoleon's Wiederkehr einen ganz andern Eindruck gemacht, und seine politische Argliſt einen ungleich größeren Spielraum gehabt, wären die Häupter des Kongresses nicht mehr beisammen gewesen, und die Nachricht des großen Ereignisses jedem abgesondert zugekommen; die Gemeinsamkeit der Entschlüsse und Maßregeln würde aus der Ferne höchst schwierig zu unterhandeln gewesen sein, die augenblickliche Schnelligkeit und nachdrückliche Kraft des Zusammenseins durch nichts zu ersetzen. Aber die Zustände Frankreichs waren die entscheidendern, sie litten keinen Aufschub, und Napoleon hätte kaum zögern dürfen, auch wenn er über die Zustände in Wien weniger getäuscht gewesen wäre.

Die öffentliche Aufmerksamkeit mußte sich bei dieser Wiederkehr Napoleon's vorzüglich auch auf seine Gemahlin und seinen Sohn richten, welche während des Kongresses ihren Aufenthalt bisher in Wien und jetzt auf dem Schlosse in Schönbrunn hatten. Ein Versuch, den jungen Prinzen von letzterem Orte zu entführen, war von Paris kühn genug angelegt, mißlang aber im entscheidenden Augenblicke. Die Sache machte großes Aufsehen, hatte aber nur die Folge, daß eine strengere Bewachung eintrat.

Aber nicht auf Österreich allein richtete Napoleon

seine geheimen Betreibungen, auch andern Mächten suchte er die Vortheile darzulegen, deren sie im Bunde mit ihm, oder wenigstens durch Erhaltung des Friedens mit ihm, theilhaftig sein würden. Gar leicht ließ sich ermessen, welcherlei Verbindungen er zunächst hoffte herzustellen, auf welchen Punkten seine Lockungen zumeist Erfolg haben könnten. Überall aber fand er seine Erwartung getäuscht, nur Murat allein folgte den unheilvollen Antrieben, denen schon längst sein eigner Hang unruhig vorgearbeitet hatte. Der Prinz Eugen Beauharnais, der wohl vielfache und dringende Mahnungen empfinden konnte, sich dem Feldherrn, Vater und Kaiser anzuschließen, blieb seinem Worte getreu, Wien nicht zu verlassen, und verdiente die Zuversicht, welche namentlich der Kaiser Alexander in dasselbe setzte. Auch sah man grade in dieser Zeit beide fast täglich Arm in Arm auf der Bastei lustwandeln, und jeder Argwohn mußte hiedurch erstickt werden. So hielten auch die Polen treu an dem Kaiser Alexander, und Napoleon fand bei ihnen kein altes Vertrauen mehr zu wecken, welches auch in Deutschland nirgends gelang, wiewohl der neue Zustand schon mancherlei Unzufriedne gemacht hatte. Merkwürdig war es, daß Napoleon nicht verschmähte, auch seinen Feind Talleyrand mit Lockungen anzugehen, und daß er eine abermalige Umkehr desselben doch für möglich hielt! Der ihm durch Fouché zugefertigte Sendling Monteron, schlau, umsichtig, gerieben, sah jedoch bald, daß die Stellung der Dinge in Wien unwiderruflich entschieden sei, und die Klugheit sich besser auf dieser Seite halte, als die entgegengesetzte suche.

Das tägliche Leben wogte unverändert, die gesellschaftlichen Strömungen, als wäre nichts vorgefallen, gingen ununterbrochen, aber in Betreff der Stimmung, des Betriebs der Geschäfte und der Richtung derselben, bot alles ein ganz anderes Ansehen. Der wiedererstandene gemeinsame Feind stärkte die Bande der Vereinigung, des Zusammenhaltens, zunächst unter den großen Mächten, welche der Zwistigkeiten aufrichtig vergaßen und nur den großen Zweck vor Augen hatten, die revolutionaire Militairmacht in Frankreich nicht zu dulden. Die Verabredungen für den Krieg, die Rüstungen aller Art, die Anordnungen der Heermassen, der Truppenmärsche, die Aufbringung der Hülfsmittel, traten nun in den Vordergrund. Mit dem Herzoge von Wellington hielten die in Wien anwesenden höchsten Militairpersonen der andern Mächte häufige Berathungen, die Kriegsminister kamen zusammen, die Finanzminister wurden befragt. Bei den Österreichern stand der General Graf von Radetzky als Heerbildner und Kriegsleiter in höchstem Ruhme; die preußischen Anstalten fanden überall kräftige Förderer, die Einsichten des Kriegers und des Staatsmannes in seltnem Verein bewährte wie schon früher so auch jetzt der General Freiherr von dem Knesebeck in der höchsten politischen Sphäre, Boyen, Rühle von Lilienstern, Ribbentrop, wirkten in ihren Kreisen mit Eifer und Erfolg.

Dabei galt es die Stimmung der Völker zu beachten, die Unzufriedenheit zu beschwichtigen, den guten Willen anzuregen, den kriegerischen Eifer neu zu beleben. Nirgends waren die Gesinnungen feuriger, die Kräfte rascher als in Preußen; hier bedurfte es nicht erst der Verheißungen, wie sie durch die berühmte Verordnung

vom 22. Mai ertheilt wurden, diese Verordnung machte damals nur geringen Eindruck; willig zu jedem Opfer, über die kriegerische Leidenschaft jede andre vergessend, erhob sich die Nation dem neuen Rufe, die Linientruppen waren schnell ergänzt, die Landwehr unter Waffen, die Jägerschaaren der Freiwilligen wiedererstanden. Preußische Truppen standen die ersten schlagfertig im Feld. Dem Kriegsminister General von Boyen, dessen ungeirrte Einsicht mit fester Hand überall am rechten Ende die Sachen angriff, wurde hierbei das größte Verdienst einstimmig zuerkannt, und sein Namen dem seines großen Vorgängers Scharnhorst würdig zur Seite gestellt.

Als eine neue Gestalt in dem bunten Gedränge von Wien mußte in dieser Zeit der Turnmeister Jahn auffallen, der von Berlin zum Besuch gekommen war. Auffallen mußte der berühmte Deutschthümler schon durch seinen Bart, seine langen Haare, seine altdeutsche Tracht, nicht weniger aber durch die Entschiedenheit und den Trotz seiner Meinungen, den rücksichtslosen baaren Ausdruck seiner kurzen Rede. Bei dem Fürsten von Hardenberg zur Tafel geladen, erschien er in seiner ganzen Turndeutschheit, in gewohnter Lässigkeit des Anzugs, der Einzige in Stiefeln, und bei dem trockensten Wetter in kothigen, so daß man glauben konnte, er halte das zum Kostüm gehörig, und habe sich mühsam eigends beschmiert, wie Andre sich blank machen. Aber man konnte nicht läugnen, er war ein Mann auf eignen Füßen, und hatte durch sein Wesen großen Einfluß. Dem Finanzminister Freiherrn von Bülow, der sich gutwillig zur Verhand-

lung einiger Fragen und mehr als nöthig hergab, sagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er merkte, daß er durfte, einige Grobheiten. Humboldt's Eifer, sich durch mich ihm vorzustellen, verleitete den Kraftmann auch hier sein Spiel zu versuchen, das aber schlecht gelang, der überlegene Geist hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Fassung stehen, als wisse er selbst nicht recht, ob er gefoppt worden. Nachdem er noch eine Weile in Wien sich umhergetrieben, und genug erkannt hatte, daß dort kein Boden sei, auf dem er mit seinem Wesen Glück machen könne, kehrte er nach Berlin zurück, um daselbst, wo er auf seinem Platze war, das Kriegsfeuer in der Turnjugend anzuschüren.

In den diplomatischen Verhandlungen war ebenfalls ein neuer Schwung bemerkbar. Der Beitritt der mittlern und kleinen Staaten zu dem erneuerten Bündnisse erfolgte im Allgemeinen ohne Schwierigkeit, doch mußte ebenfalls die herkömmliche Form erfüllt werden, und die mannigfachen Verhältnisse forderten vielerlei Rücksichten. Die besondern Festsetzungen aber, des Maßes der Kriegshülfe, der Art und Weise der Leistungen, des Anschlusses und der Folgereihe der Truppen, kamen nur unter Widerspruch und Zögerungen zu Stande, und zwar erwiesen sich die kleinsten Staaten hier oft als die schwierigsten, so daß ein preußischer Staatsbeamter gegen solche Quängeleien in voller Berathung zu den Worten in Goethe's Götz von Berlichingen seine Zuflucht nahm: „Wenn ein Kaufmann seinen Pfefferſack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen und wenn Händel vorhanden sind, daran dem Reich viel gelegen, kann euch

kein Mensch zusammenbringen." Die Schwerkraft der Dinge half denn doch zuletzt die nöthige Übereinstimmung und Fügsamkeit hervorbringen.

Den ersten Stoß der neuen Kriegsrüstung zog Murat auf sich, doch nur den der Österreicher, welchen die Sachen in Italien zunächst und allein oblagen. Er glaubte die Andern zu täuschen, und war nur selbst der Verblendete. In demselben Augenblick, wo er mit Napoleon anknüpfte, versicherte er die Verbündeten seiner Treue, gleich darauf erklärte er sich offen für Napoleon, brach in den Kirchenstaat ein, und rückte mit seinen Truppen gegen die Österreicher an. Gleich der erste Angriff wurde zurückgeschlagen, und so in rascher Folge von Niederlage zu Niederlage, binnen wenigen Wochen der ganze Feldzug beendigt; die Österreicher besetzten am 22. Mai Neapel und verhießen die Herstellung der alten Dynastie; Murat suchte eine Zuflucht in Frankreich.

Dieses Vorspiel war glücklich entschieden, ehe noch der Kampf gegen Frankreich beginnen konnte, und der gute Ausgang mußte das Vertrauen der Verbündeten erhöhen, doch fühlte man wohl, daß dieser Nebengewinn wenig bedeute, so lange der Hauptschlag noch nicht geschehen, und daß Napoleon mit seinen Franzosen von anderm Gewicht seien, als Murat und die Neapolitaner. Daher, als jemand sich wunderte, daß der Einzug der Österreicher in Neapel den Geldkurs in Wien fast unverändert ließ, konnte mit Fug erwiedert werden: „damit der Kurs sich bessre, da müssen wir nicht bloß Neapolitaner, sondern auch noch Franzosen und vor allen

Dingen Zwanziger schlagen." Die Nachrichten aus Frankreich lauteten keineswegs beruhigend. Wer von Paris kam, Bourbonisch gesinnt oder Napoleonisch, bestätigte die ungeheuern Anstrengungen, welche dort zum Kriege gemacht wurden, den zwar Napoleon zu vermeiden wünschte, aber schon als gewiß ansah. Der Anhang der Bourbons war vernichtet oder ohnmächtig, auf eine Mitwirkung von dieser Seite im Augenblicke nicht zu rechnen. Als vorherrschende Richtung erschien die revolutionaire, republikanische, und die war noch mehr zu fürchten, als selbst Napoleon, der sie noch kaum bewältigte, indem er ihr nachgab; Carnot und Fouché, die er zu Ministern weniger gewählt als nothgedrungen angenommen, waren inhaltvolle Namen, deren Bedeutung auch das Ausland genugsam kannte. Der Buchhändler Schöll aus Paris, bald nachher im preußischen Staatsdienst einflußreich angestellt, und immer der Sache der Bourbons leidenschaftlich ergeben, konnte den Stand der Sache nicht anders schildern, als wie ihn auch der Graf von Schlabrendorf schilderte, der freiheitliebende, volksgesinnte, der in jener wichtigen Zeit mir ausführliche Mittheilungen machte, von denen leider nur der kleinste Theil an mich gelangen konnte. Wenn man die Verhältnisse im Zusammenhang erwog, durfte man zweifeln ob es rathsamer sei, die Franzosen gleich anzugreifen, wodurch man ihnen die Unterwerfung unter ihren alten Kriegsanführer erst recht aufnöthigte, oder sie sich selber zu überlassen, da sie denn ihr neues Oberhaupt schon genugsam bändigen oder auch abwerfen würden. Ich setzte die letztere Ansicht in einer Denkschrift auseinander, bei welcher mir besonders auch die Gegensätze vorschwebten, in welche der Krieg uns

stellte, dessen Zweck sich schon ganz in das Gegentheil des vorigen zu verkehren drohte.

Wunderliche Erscheinungen in der That begleiteten die neue Bewegung. Mein Freund Justus Gruner, Generalgouverneur in Düsseldorf, erließ Aufrufe und hielt Reden, die durch ihren Fanatismus erschreckten, und fast ärger waren als alles, was die Franzosen in dieser Art je geliefert. Auch in Berlin, wo der kriegerische Eifer so rein und edel war, zeigte sich der politische Sinn dürftig, oder auf unsichrer Bahn; die Wortführer der letzten Jahre wußten noch immer nur von Franzosenhaß, und der sollte auch jetzt noch alles machen, da doch die Fragen der Zeit inzwischen sehr gewechselt hatten. Ich selber hatte das Unglück, in dieser Zeit einen Aufsatz zu schreiben, der fanatischer ausfiel, als ich es meinte und wollte, und von dem ich späterhin erfahren mußte, daß ihn der General Graf von Gneisenau, der von dem Verfasser nichts wußte, in zehntausend Abdrücken hatte vervielfältigen und überall austheilen lassen!

In Wien entstand während der Zwischenzeit, in der man sich besinnen und die Verhältnisse überlegen konnte, auch sehr natürlich die Frage, wiefern etwa die Umstände zuließen oder gebieten könnten, daß Österreich, in Folge seiner besondern Verbindung, die Herrschaft Napoleon's in Frankreich sich gefallen ließe, und zwischen ihm und den andern Mächten den Frieden vermittelte. Der Hof und das Kabinet haben diesen Gedanken wohl keinen Augenblick gehegt, aber angesehene Männer sprachen ihn freimüthig aus, und am meisten verbreitet war er in der zahlreichen Klasse, die dem Volk am nächsten steht, ohne schon das Volk zu sein. Daß Gentz, wie versichert wird,

im Augenblick der Schwäche, wo ihn die Verwirrung und Ungewißheit des Krieges erschreckte, diesen friedlichen Ausweg näher angesehen habe, ist glaublich genug.

Jedenfalls hatten die Mächte des Kongresses nicht für überflüssig erachtet, ihre gegenüber von Napoleon und Frankreich genommene Stellung nochmals umständlich zu erörtern und das Ergebniß öffentlich darzulegen. Nach reifer Prüfung hatten sie gefunden, daß ihre früheren Beschlüsse zu behaupten und der Krieg gegen Napoleon ungesäumt mit vereinten Kräften zu beginnen sei. Demnach mußte jeder Zweifel schwinden und alle Thätigkeit sich der ausgesprochenen Richtung zuwenden.

Der Kongreß konnte aber nicht schicklich auseinander gehen, ohne die noch schwebenden dringenden Fragen zu lösen, und namentlich auch den deutschen Angelegenheiten schließlich eine feste Gestalt zu ertheilen. Demnach wurde die sächsische Sache ernstlich wieder vorgenommen, und mit allgemeiner Zustimmung am 18. Mai endlich zum Abschlusse gebracht. Die deutschen Sachen aber behielten auch unter dem drohenden Krieg und den Sorgen des Augenblicks ihre zögernde und schwierige Art; ja die Bedenken und Einsprüche, kaum noch Hauptsachen betreffend, schienen grade zuletzt alle Stärke und Starrheit aufzubieten, und mit unsäglicher Anstrengung und Nachgiebigkeit der leitenden Mächte kam endlich am 8. Juni die deutsche Bundesakte zu Stande. Und auch da noch fehlten Würtemberg und Baden, die erst in der Folge ihre Unterzeichnung nachlieferten. Die Urheber selbst aber erklärten ihr Werk für mangelhaft, übereilt im Drange der Noth, und künftiger Ausbildung vorbehalten.

Die Gesammtheit aller zu Wien eingegangenen Gebiets-

und Verfassungs-Beschlüsse wurde sodann, nebst den besondern Verträgen und Erklärungen, in eine allgemeine Urkunde zusammengefaßt und am 9. Juni als Akte des Wiener Kongresses von den Bevollmächtigten unterzeichnet. Sämmtliche deutsche Staaten wurden später zum Beitritt aufgefordert. Damit aber auch hier die Schwäche menschlicher Dinge gleich äußerlich sichtbar würde, versagte der Bevollmächtigte Spaniens, Don Gomez Labrador, seine Unterschrift, nachdem er die Gründe seiner Weigerung einige Tage vorher durch eine dem Fürsten von Metternich übergebene Note dargelegt. Von den acht Mächten, die ursprünglich zusammen getreten waren, unterzeichneten demnach nur sieben, und außer der von Spanien ausgesprochenen stolzen Verwahrung erging alsbald auch noch ein nachdrücklicher Einspruch, durch den Kardinal Consalvi im Namen des Pabstes, gegen alle Verfügungen, welche der Kongreß irgendwie zum Nachtheil der katholischen Kirche getroffen habe.

Damit schloß der Wiener Kongreß. Doch die Enden der hier abgebrochnen Fäden hingen weit hinaus, und wurden jetzt oder später mit aufgenommen und weitergesponnen. Zu untersuchen, was im Ganzen geleistet, was gewonnen oder versäumt worden, ist hier nicht unsere Aufgabe. Im Allgemeinen dürfen wir wohl das Gleichniß einer großen Überschwemmung heranziehen, wo es zuvörderst gilt, die noch rettbaren Gegenstände, eigne und fremde, möglichst bald auf das Trockne zu bringen, da denn freilich oft das eine Theil schon an der Sonne liegt, während das andre noch im Wasser schwimmt, und

wobei auch nebenher manches Stück gewonnen wird, das man kaum gehofft und nicht in ersten Werth gestellt hatte. Auf das Trockne aber wurde viel gebracht, und es ist nicht die Schuld des Kongresses, wenn spätere Arbeiter die Sache nicht gehörig weiter besorgt oder gar Manches zerbrochen haben. Die neue Feststellung und Gewährleistung des Besitzstandes wie auch mancher Verfassungsrechte wurde die Grundlage eines neuen Staatensystems, das in seinem Äußern seit zwanzig Jahren allerdings manche Veränderung erfuhr, im Wesentlichen aber noch fortdauert und der Boden ist, auf dem wir stehen.

Inzwischen waren aus allen Gegenden und Fernen die großen und kleinen Heereskräfte unablässig gegen den Rhein und die Niederlande in Bewegung. In Belgien sammelte Wellington die englisch-niederländisch-hannöversche Kriegsmacht, Blücher gleich daneben die preußische; die russischen, die österreichischen Truppenmassen zogen dem Mittel- und Oberrheine zu. Viele der bisher in Wien vereinigten Fürsten, Staatsmänner, Generale, waren in ihre Heimath zurückgekehrt oder dem neuen Kriegsrufe gefolgt. Auch die großen Herrscher hatten ihre Abreise längst beschlossen, und verließen endlich Wien, um demnächst im Feldlager aufs neue zusammenzutreffen.

Wir waren durch den Frühling hindurch und tief in den Sommer hinein gegangen, und sahen die winterlich vollgedrängte Kongreßstadt nach und nach leer werden, die ländliche Umgegend öffnete sich, die weite Ferne zog an, und nach und nach verlor sich, was nicht dem

Mittelpunkte der Geschäfte angehörte. Auch wir genossen des Aufenthaltes nur noch als Scheidende; denn es war längst ausgesprochen, daß ich nicht in Wien bei der Gesandtschaft, sondern fortan in der Umgebung des Staatskanzlers bleiben und meine Arbeiten unmittelbar von ihm empfangen sollte. Unsre Gesellschaft war zerstreut, Graf von Flemming und Baron Franz von Eckardstein, Meyer aus Rathenau, waren zum Kriegsdienst abgegangen, desgleichen Tettenborn, Bentheim, Nostitz und Andre unsres Kreises, nur wenige Landsleute und näher Befreundete weilten noch. Wir machten schöne Fahrten in der herrlichen, reichen Gegend, genossen der frischen Sommerluft im Augarten, in der Brigittenau, in Schönbrunn, Nußdorf, auf dem Kallenberg, in Weidling am Bach, oft wir Beide allein, zuweilen in Begleitung eines lieblichen Wiener Kindes, das uns durch seine Zuneigung und sein unübertreffliches Wienerischreden gar sehr erfreute. So lief der prächtige Kongreß mit seiner Hof- und Staatswelt und neuer Kriegsflamme für uns persönlich in friedliche Bilder ländlich-idyllischer Tage aus, bis die Mahnung des nahen Scheidens uns erinnerte, daß auch wir den Störungen angehörten, von denen die Welt erfüllt war. Ich war benachrichtigt, dem Staatskanzler nach Berlin, demnach in das Hauptquartier zu folgen. Rahel wollte die Wendung der Dinge in dem sichern Wien abwarten, und war dringend eingeladen für die nächste Zeit an dem Landhausleben der Frau von Arnstein bei Wien und in Baden Theil zu nehmen. Solcher guten Obhut und Gesellschaft für sie versichert, reiste ich am 11. Juni mit dem Geheimen Staatsrath Stägemann, dem ich als Reise-

gefährte zugewiesen war, von Wien ab. Wir gingen über Linz und Prag nach Berlin, wo Hardenberg noch vor uns eintreffen mußte, und in Friedens- und Kriegsgeschäften ein neuer Strudel unser harrte. —

Biographisches.

Louise Herzogin von Bourbon.

Ein französisches Buch, in Barcelona während sturmvoller Kriegsjahre gedruckt, ohne namhaften Verfasser, nicht öffentlich ausgegeben, sondern nur in wenigen Abdrücken an Freunde verschenkt, und außerdem eines höheren, von den Richtungen der Zeitläufte ganz abgewendeten Inhalts, — ein solches Buch war gewiß bestimmt, ungekannt und unbeachtet an seinen Zeitgenossen vorüberzugehen. Die große Seltenheit, welche sonst wohl zum Anreiz wird, sogar Werthloses aufzusuchen, verbarg diesmal auch das Werthvolle wirklich, und entzog der ohnehin anders beschäftigten Aufmerksamkeit einen Stoff, auf den sie in manchem Betracht wohl hätte begierig sein können.

Nicht ohne freudiges Genügen, wie es der eifrige Sammler empfindet, dem ein langegesuchtes Stück endlich zu Theil geworden, seh' ich diesen litterarischen Schatz vor mir ausgebreitet, schon den Blicken ein Wohlgefallen, noch mehr aber dem forschenden Sinn, der in den merkwürdigen Inhalt vertrauter einzudringen strebte. Durch glückliche Sorgfalt eines Freundes ist jahrelangen frucht-

losen Nachfragen und Bemühungen endlich der Erfolg gewährt, und eine hohe und eigenthümliche Erscheinung, von der bisher nur einzelne Schimmer durchgedrungen, tritt in hellerem Lichte hervor, an welchem, ich zweifle nicht, manches Auge sich erfreuen, manches innre Gedeihen sich weiterbilden wird. In dieser Voraussetzung möge folgender Bericht und Auszug hier seine Stelle finden.

Der Titel des Buches, von dem die Rede ist, lautet wie folgt: „Correspondance entre Mad. de B... et Mr. R... sur leurs opinions religieuses MDCCCXII." Der Druckort ist nicht angegeben, allein es steht außer Zweifel, daß derselbe Barcelona sei, Papier und Lettern bezeugen die spanische Ausstattung, und kleine Ungenauigkeiten und Irrungen des Textes die spanische Setzerhand. Zwei Bände, jeder gegen fünfhundert Seiten stark, dem Drucke nach in Oktav, dem breitrandigen Papier nach aber in Quart, lassen schon in diesem Aeußern ein Werk erkennen, bei welchem buchhändlerische Rücksichten nicht vorwalteten. Nur wenige Abdrücke wurden genommen, und darauf die Formen zerstört. Einzig für einen engen Kreis gleichgesinnter Freunde bestimmt, konnten doch nicht alle Abdrücke so bewacht werden, daß nicht in der Folge einige auch in fremde Hand gerathen wären. Daher konnte die französische Zeitschrift „Chronique religieuse" von dem Buche reden, die spanische Inquisition im Jahre 1819 davon Kenntniß nehmen, der Bischof Grégoire in seiner Histoire des sectes religieuses darüber Bericht geben. Schwerlich ist des Buches noch an andern Orten, als diesen dreien, irgend gedacht worden.

Herausgegeben, und dem größern und bedeutendern Theile nach geschrieben, hat diese beiden Bände die Herzogin von Bourbon, eine Prinzessin, deren Name schon längst allen Freunden Saint-Martin's theuer und verehrt war, der sie als seine Freundin und Glaubensverwandte gepriesen hatte. „Zwei Wesen giebt es in der Welt — sagt er an einer Stelle — in deren Gegenwart Gott mich geliebt hat; und wiewohl eines dieser Wesen eine Frau ist (meine B.), so habe ich doch beide so rein lieben können, wie ich Gott liebe, und sie folglich in der Gegenwart Gottes lieben können"; ein Lob, welches, jemehr man darüber nachdenkt, an Bedeutung wächst, und in Saint-Martin's Munde zur unwidersprechlichen Bürgschaft wird, daß die schönste und reinste Blüthe höheren Menschenlebens in seiner Freundin erschlossen war. Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die äußern Lebensumstände dieses eigengearteten Wesens, dem an geistiger Lieblichkeit und Stärke schwerlich viele aus so hohen weltlichen Sphären dürften gleichzustellen sein.

Louise Marie Therese Batilde, Tochter des Herzogs von Orléans, war geboren am 9. Juli 1750, und hatte als Prinzessin von Geblüt eine zwar sorgfältige, aber zugleich beschränkte und vorurtheilsvolle Erziehung erhalten, deren nächster Zweck dahin ging, ihr vor der Welt soviel als möglich persönlichen Glanz und Ansehn zu geben. Allein das von innerem Drange bewegte Gemüth bedurfte höherer Richtungen und Gegenstände, und wandte sich, nach schnell vorübergegangenem Anreiz der großen Welt und ihrer Leidenschaften und Kämpfe, zu den Gebieten der Religion und der Wissenschaft. Da ihr Geist

jedoch beide in einem andern Sinne nahm, als damals gewöhnlich war, ihre Frömmigkeit sich ohne düstern Eifer und dumpfen Wahn zeigte, ihre Forschung nicht bei oberflächlichen Ergebnissen dünkelhaften Witzes stehen blieb, so war sie den Frommen wie den Weltgesinnten unverständlich. Dem Aufsehn, welches ihre Geisteswendung hätte machen können, entging sie durch den natürlichen Hang, ihr Leben still nach innen zu richten, und das Aeußere leicht aufzugeben oder harmlos hinzunehmen, indem sie durch launige Heiterkeit den Widerspruch ausglich oder milderte.

Ihre Verheirathung mit dem Herzoge von Bourbon, Sohne des Prinzen von Condé, war ohne beiderseitige Neigung und Wahl erfolgt; in den Verhältnissen der königlichen Familie schien die Verbindung vortheilhaft, und man übersah dabei sogar, daß der Herzog, um sechs Jahr jünger als seine Gemahlin, gegen sie fast noch ein Kind war. Anfangs lebten beide in zärtlicher Eintracht, und dem noch nicht siebzehnjährigen Gatten gebar die Herzogin am 2. Aug. 1772 einen Sohn. Die Mutter litt achtundvierzig Stunden bei der Niederkunft, und sie selbst und das Kind schwebten in größter Gefahr, letzteres, kaum athmend, mußte durch Umschläge von Weingeist aufgereizt werden, und gab nun erst Lebenszeichen. Gleich darauf setzte ein Lichtfunken die weingeistgetränkten Tücher in Flammen, und nur die schleunigste Hülfe rettete den Prinzen, der aber wieder durch ein Entzündungsfieber noch längere Zeit tödtlich bedroht wurde. Diese Umstände und Vorgänge mußten auf das Gemüth und Gedeihen der Mutter trübend einwirken. In diese Zeit fiel zugleich der Anfang der Erkaltung und Entfernung, welche

zwischen dem jugendlichen Herzog und seiner Gemahlin seitdem stets bemerklicher wurde.

Wer auf die Sitten und Einrichtungen damaliger Zeit, besonders aber auf das Leben der höchsten Klassen zurückblickt, der wird nicht erwarten, daß die Herzogin einen Ersatz des häuslichen Glückes, dessen Anlagen hier täglich deutlicher fehlen mußten, in der Sorgfalt für das Wohl und die Erziehung ihres Sohnes habe finden können. Die Mutter hatte dabei wenig zu sagen, noch weniger zu thun; in vorgezeichneten Bahnen ging alles seinen Weg, und eine Prinzessin von Geblüt hatte andre Obliegenheiten und Aufgaben, als Wärterin oder Lehrerin eines Kindes zu sein, welches im Ueberflusse der zu Hofämtern und Dienstehren gewordenen Anstalten und Fürsorgen grade der mütterlichen Pflege am meisten entzogen war. Wundern wir uns daher nicht, daß dieses Verhältniß weder im Leben der Mutter, noch in dem des Sohnes bedeutend hervortritt! Die nächstfolgenden Ereignisse konnten nicht dazu beitragen, die getrennten Richtungen zu verbinden, im Gegentheil mußten sie zwischen Mutter und Sohn die Fremdheit nur vergrößern, ohne daß diese doch jemals einen bestimmten Ausdruck erhalten hätte.

Wir finden von dem Leben der Herzogin während der nächstfolgenden Jahre wenig Bemerkenswerthes aufgezeichnet, einen Vorfall ausgenommen, der sie plötzlich zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnahme erhob, welcher Auszeichnung sie doch gern entbehrt hätte. Gleichzeitige Berichte erzählen die Sache wie folgt. Auf einem der letzten Maskenbälle des Karnevals von 1778 machte sich der Graf von Artois unter

dem Schutze der Verkleidung den Scherz, die gleichfalls maskirte Herzogin mit empfindlichen und zuletzt unerträglichen Neckereien, zu denen ihn eine Dame, die er am Arme führte, stets heftiger aufreizte, so hartnäckig zu verfolgen, daß sie endlich wissen wollte, wer sich dergleichen erlaube, und eine Bewegung machte, dem Gegner die Maske etwas zu lüpfen; allein dieser wollte nun seinerseits die kleine Maske, welche der Herzogin kaum zur Hälfte das Gesicht deckte, herunterreißen, wobei er so ungestüm verfuhr, daß die Herzogin auf der Wange leicht geritzt wurde. Schnell verbreitete sich das Geschehene nun am Hof und in der Stadt, und bei dem Aufsehen, das hiedurch entstand, konnte die Herzogin nicht umhin, ihre Beschwerden durch den Prinzen von Condé und durch ihren Vater den Herzog von Orléans bei dem Könige anbringen zu lassen. Der Herzog von Bourbon aber wollte für seine Gemahlin als Ritter auftreten. Der König befahl Versöhnung, und die Königin suchte diese wirklich herbeizuführen, allein vergebens. Die öffentliche Meinung verurtheilte allgemein den Grafen von Artois, und besonders alle Frauen, welche bisher diesen Prinzen vergöttert hatten, erklärten sich heftig gegen ihn und für die Herzogin, deren Sache als die des ganzen weiblichen Geschlechts angesehen wurde, und hiemit fast alle Stimmen für sich hatte. Das allgemeine Geschrei und das Gebot der Ehre zwangen am Ende den Grafen von Artois, dem ausdrücklichen Befehle des Königs entgegen, sich am 16. März im Gehölz von Boulogne dem Herzoge von Bourbon zum Zweikampfe zu stellen. Nachdem sie fünf oder sechs Minuten gegen einander gefochten, erhielt der Graf von Artois eine kleine

Schramme am Arm, die Sache wurde für beendigt erklärt, und die beiden Gegner speisten darauf ganz fröhlich zusammen. Der Graf von Artois schrieb sodann an den König, und bat für sich und den Herzog gleiche Verzeihung, er selbst aber eilte zu der Herzogin in das Palais Bourbon, und machte ihr in der edlen und anmuthigen Weise, die ihm natürlich war, die vollgültigsten Entschuldigungen. An demselben Tage war Abends die erste Vorstellung der Irene von Voltaire, und die ganze glänzende Welt von Paris und Versailles, die Königin selbst mit dem ganzen Hofe, wohnten dem Schauspiele bei. Kaum erschien die Herzogin von Bourbon in ihrer Loge, als das ganze Haus von Beifall und Jubel erschallte, der sich beim Eintritt ihres Gemahls und Ritters noch zu verdoppeln schien. Aber auch der Graf von Artois wurde wegen seines letzten Benehmens mit Beifall empfangen, vielleicht nur deßhalb weniger allgemein, weil ein Theil der Zuschauer von dem Ausgang noch nicht unterrichtet war. So erwuchs für die Herzogin aus dem anfänglichen Ärgerniß der schönste Triumph und der Vorfall schien sie mit ihrem Gemahl nur näher zu verknüpfen.

Allein dieser letztere Gewinn mußte sich bald als Täuschung erweisen. Der Herzog hatte nur dem äußern Antriebe der Ehre gehorcht, und weder sein eignes Auftreten, noch das schmeichelhafte Bezeigen der Welt, konnte ihm neue Gefühle für seine Gattin geben. Ihm erschienen die sechs Jahre, um welche diese älter war, fortwährend als ein drückendes Übergewicht, und er wollte sich mehr und mehr dieser Einwirkung entziehen. Er gerieth immer tiefer in den Strudel eines Weltlebens,

das uns in zahlreichen Denkschriften genug geschildert ist, um hier keiner näheren Erörterung zu bedürfen. Ungezähmter Leichtsinn und leidenschaftliche Willkür brachten steigende Mißverhältnisse hervor, die endlich bewirken mußten, daß die Herzogin von ihrem Gemahl förmlich getrennt wurde. Sie konnte auch diesmal ihr Geschick nur hinnehmen, nicht selbstständig dasselbe bestimmen oder ordnen. Dies geschah im Jahre 1781.

Zwietracht und Widerstreit herrschten auch sonst in der Königlichen Familie, und verursachten Unruhen und Schwankungen zu einer Zeit, wo mehr als sonst festes Zusammenstehen nöthig gewesen wäre. Die politische Gährung wurde stets bedenklicher, und als im Jahre 1789 die Stürme der Revolution losbrachen, zeigte sich die Auflösung am erschreckendsten in der Nähe des Thrones selbst. Der König hatte guten Willen, der aber auf keiner Seite durchgreifen konnte, dem Eifer der Königin fehlte Einsicht und Klugheit, die Brüder des Königs trennten sich von ihm feindlich, der Herzog von Orléans trat als entschiedner Gegner auf, und förderte die Revolution aus allen Kräften.

Die Herzogin von Bourbon, in ihrer stilleren Weise wenig beachtet und dadurch um so freier, hatte sich inzwischen ganz dem Hange hingegeben, den sie für die tiefere Erkenntniß der Glaubenswahrheiten fühlte. Ihr schwungvoller und kräftiger Geist war in das Gebiet mystischer Wissenschaft gedrungen und bald in deren Geheimnisse völlig eingeweiht. Sie hatte Saint-Martin kennen lernen, und in ihm einen geistigen Führer und Freund gefunden, der in ihr fortan auch getrennt immer gegenwärtig und wirksam blieb. Wir dürfen wohl sagen,

kein edleres Geschenk habe der Himmel für den Menschen, als daß er sich ihm mittelst einer seelenverwandten Persönlichkeit offenbare. War auch die beiderseitige Freundschaft nicht zu solchen feurigen Empfindungen gesteigert, zu denen Frau von Guion und ihr Freund Lacombe oder später Fénélon sich erhoben, so bestand doch eine höhere Gemeinschaft und Innigkeit, welche über Zeit und Leben hinaus schon den Felsenboden der Ewigkeit erreicht.

Die Zahl der Mystiker und Theosophen war in Frankreich damals nicht gering, die Art aber sehr verschieden; neben dem wunderbaren Martinez-Pasqualis und dem stillsinnigen Saint-Martin zeigten sich andre, zum Theil seltsam verzerrte Gestalten, die sich in abentheuerlichen Schwärmereien ergingen; unklare Naturwirker, wie Mesmer, begabte Gaukler, wie Cagliostro, fanden sich ein, Betrug und Wahnsinn ergriffen dieselbe Richtung, in welcher Unschuld und Weisheit strebten. Diese Mischung des Hohen und Niedrigen, des Verehrungswerthen und Verwerflichen, bleibt niemals aus, wenn irgend eine große Geisteswirkung vorschreitet, und der gemeine, gehässige Sinn unterläßt dann auch nie, das Gute und Würdige nach dem Schlechten, das sich ihm anhängt, zu beurtheilen und nach diesem zu benennen. Kein Wunder, daß auch die Herzogin von Bourbon diesem Schicksal nicht entgangen ist! Ihre Gegner, deren sie in der französischen Oberflächlichkeit und Spottlust viele haben mußte, später aber auch in dem heftigen Partheigeiste der Revolution nicht wenige bekam, sind bemüht gewesen, jene ganze Richtung als eine Verirrung und Lächerlichkeit zu bezeichnen. Selbst der einsichtigere Gré-

goire enthält sich kaum dieses Urtheils, dem nur das viele Gute, welches er aus den Schriften wörtlich beibringt und redlich genug anerkennt, noch glücklich widerspricht.

Die Herzogin bekannte sich zur katholischen Kirche, allein sie unterschied die Wahrheiten des Christenthums von den Satzungen der Priesterschaft. Durch den Zustand der Religion, deren Diener in Ruchlosigkeit und Finsterniß versunken waren, mußte eine erleuchtete Frömmigkeit allerdings in Betreff der Lehren und Wege, die sie lieber in kindlichem Glauben angenommen und befolgt hätte, zu eigner Prüfung und Wahl hingedrängt sein; in diesem Sinne wird das Verderbniß der katholischen Kirche, wo dasselbe nicht den Glauben zerstört, jedesmal eigenthümliche Selbstleitung hervorrufen, die sich mehr oder weniger den protestantischen Richtungen nähern muß, sofern diese überall anzunehmen sind, wo Glauben und Geistesfreiheit einander nicht ausschließen. Wie sich die Herzogin hierin verhielt, wird später aus ihren eignen Aeußerungen erhellen, wir bemerken einstweilen die Thatsache, daß ihr guter Sinn nothwendig mit einem Zustand entzweit sein mußte, der nach allen Seiten nur Ausartung zeigte und einer verzerrten todten Gestalt den Werth anmaßte, dessen Ausdruck nur die lebendige sein konnte!

In dieser Stellung und Stimmung fand der Beginn der Revolution unsre Freundin; viele der anfänglichen Hoffnungen durften auch ihren Sinn, wie den so vieler edlen Männer und Frauen, ansprechen und verlocken, und großmüthig willigte sie ihrerseits in die Opfer, welche das Gemeinwohl auch von ihr fordern konnte.

Ihr eigner Bruder, der Herzog von Orléans, dessen Absichten und Schwächen damals noch einen Anschein trugen, der ihre künftige Gestalt nicht ahnden ließ, verwandte seinen Einfluß und seine Hülfsmittel für die Sache des Volks. Als die Unruhen stiegen und die Gewaltthaten sich häuften, denen zu entgehen die meisten Mitglieder der Königlichen Familie, und mit ihnen ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit auswanderten, gehörte die Herzogin von Bourbon zu den wenigen Personen ihres Ranges, welche das Vaterland nicht verlassen und ihr Geschick auf keine Weise von dem seinen trennen wollten. Sie konnte freilich hiebei nicht vorhersehen, welche Schrecknisse und Gräuel ihr noch zu erleben sein würden, noch wie tief und hart sie selber von den ungeheuersten Schlägen mit betroffen werden sollte. Allein nur allzu schnell entwickelten sich die Ereignisse, und bevor ein Überblick des neuen Zustandes zu fassen, neues Wählen und Entschließen möglich war, lag das Königthum zertrümmert, schmachteten König und Königin im Kerker, und drohte grausamer Tod ihnen selbst wie allen ihren Anhängern, zu denen jetzt auch schon ihre Gegner, die ersten Freiheitsfreunde gerechnet wurden.

Die Rolle des Herzogs von Orléans in diesen Vorgängen wurde mit jedem Tage unglücklicher und entsetzlicher. In ihm lebten nicht die Grundsätze, welche ein höheres Heil zu erringen hofften, und um des Zieles willen den schrecklichen Weg nicht achteten; auch hatte weder sein Geist das Maß, noch seine Seele die Kraft, in der Verirrung innezuhalten, und Unwürdiges lieber zu leiden als zu thun. Als ein willenloses Werkzeug

ließ er sich in den Strudel fortreißen, und er, dessen Ehrgeiz früher nach der Krone gestrebt, mußte bald ihn darein setzen, mit der rothen Mütze der Jakobiner auf dem Haupte den nahverwandten König zum Tode verurtheilen zu helfen, und für sich selbst jedem früheren Range und sogar dem eignen Namen zu entsagen. Die Herzogin von Bourbon sah mit Gram und Angst den Bruder in diesen Abgrund sinken, dessen Schmach ihn doch der forttobenden Volkswuth nicht entzog. Er hatte den Namen Citoyen Egalité angenommen; der Schwester, welche in ihrer Zurückgezogenheit und Stille dem Eifer des Tages nicht entging, und nicht mehr Bourbon heißen durfte, wurde zugemuthet, nach dem Beispiele ihres Bruders gleichfalls einen neuen Namen zu wählen. Die Sache war ihr so lächerlich als schmerzlich, und mit guter Laune, die ihr fast in allen Lagen verblieb, äußerte sie, daß sie dann am liebsten Citoyenne Vérité heißen möchte, aber als solche wohl am wenigsten würde geduldet werden. Man nannte sie wirklich so, und der Namen blieb ihr, ohne sie jedoch zu schützen. Dem angeklagten Bruder folgte bald auch die Schwester in's Gefängniß nach, und wenn nicht ebenso auf das Blutgerüst, so schwebte sie doch geraume Zeit in dieser Gefahr.

Es bezeugt eine große Geisteshelle und Seelenstärke, daß die Herzogin durch diese Folge von Erschütterungen in ihren ursprünglichen Ansichten und Bekenntnissen nicht wankend wurde. Sie hielt an dem Christenthume fest, wofür sie jeden Augenblick den Tod erleiden konnte, und verwarf doch eben so wenig die Revolution, wiewohl eben daher Tod und Entsetzen auf sie eindrang. Sie

fuhr fort, in jedem Ereigniſſe die göttliche Fügung zu verehren, welche überall, auch durch Leid und Strafe, nur Segen und Heil bereite. In Betreff dieſer Anſichten iſt ein kleiner Aufſatz merkwürdig, welchen die Herzogin gleich im Jahre 1789 entworfen, aber, wie der Schluß erkennen läßt, in ſpäterer Zeit beendigt hat. Wir theilen ihn als ein Beiſpiel freier Selbſtverläugnung mit, die ſich in ſolcher Sphäre nicht häufig finden dürfte.

„Religiöſe Gedanken über die franzöſiſche Revolution."

„Das Vaterland eines wahren Chriſten iſt der Himmel; folglich müſſen ſeine Gedanken ihn ſtets dahin zurückleiten, und ſeine Urtheile von einer tieferen, das heißt göttlichen, Wahrheit ausgehen, nicht von den politiſchen Wahrheiten. Ich verſtehe nichts von dieſen letzteren, beſchränkt wie ich bin an Geiſt und noch mehr an Kenntniſſen."

„Die Vorurtheile haben in mir den innern Sinn nicht verdunkelt, den jeder Menſch in ſich fühlen würde, wenn die Begier alles zu genießen, was an dieſe Welt knüpft, denſelben in ihm nicht faſt erſtickt hätte."

„Ich bin mehr abgewendet als mancher Andre von der Welt, durch den Zuſammenfluß der unglücklichen Ereigniſſe, die ich erduldet habe, demgemäß auch geeigneter, einfache und jener tieferen Wahrheit entſprechende Ideen zu empfangen. Die weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen den Anſichten der Menſchen, und dem Benehmen Gottes in Betreff ihrer, beſteht darin, daß jene wünſchen hienieden glücklich zu ſein, und daß Gott ſie ewig glücklich machen will. Sie wiſſen nicht, was erfordert wird,

um das große Werkzeug des Weltalls zu dem Ergebniß hinzuleiten, welches so viele Menschen als möglich, indem es sie gut und tugendhaft macht, für die Seligkeit gewinnen soll, und sie wollen nach ihrem engen und theilweisen Hinblicke die Ereignisse dieser Welt beurtheilen, welche insgesammt nichts anderes sind als Mittel, deren sich die Gottheit bedient, um jenen Zweck zu erfüllen."

„Ich maße mir nicht an, die Gerichte Gottes zu kennen, noch in seine Weisheit einzudringen, aber das unermeßliche und gewaltige Gebild, das sich vor den Augen meines Geistes entfaltet, wenn ich die geistliche Regierung der Seelen überdenke, erfüllt mich so mit Staunen und Schauder, daß ich darauf die politischen Gesetze als Kinderspiele ansehe, denn sie können die Laster und die Verbrechen nur zwingen sich zu verbergen, und ändern nicht das Herz des Menschen. So kann ich denn auch nicht der Meinung dessen sein, den ich vom Volke redend sagen hörte: „Man kennt nicht die Gefahr, den Bodensatz eines großen Gefäßes aufzurühren." Ist die Vergleichung richtig im rein moralischen und politischen Sinne, — denn, in der That, man weiß nicht, bis wohin eine so starke Kraft, als die eines von seinen Leidenschaften gelenkten Volkes ist, ihre Anordnungen steigern kann, — so dünkt mich das Gleichniß doch falsch, wenn Gott es ist, der das Wasser läutert, und der, indem er darauf einwirkt, alle Theile desselben flüssig macht."

„Ich kann mich daher nicht freuen, wenn ich annehme, daß die Laster nur betäubt sind, und daß sie im Grunde der Herzen ruhen wie der Schlamm zu Boden

eines Gefäßes, sondern im Gegentheil, ich bin voll Hoffnung, wenn ich mich überzeuge, daß das Wasser von Gott aufgeregt ist, und die begonnene Wirksamkeit alle Verderbniß daraus scheiden wird."

„Ich hänge keiner Regierungsform mehr als der andern an: in allen walten Menschen, folglich Laster und Tugenden. Da mein wahres Vaterland himmlisch ist, so sehe ich meine wahren Landsleute überall, wo ich Wesen finde, die sich einzig mit der Sorge beschäftigen, möglichst sicher dort anzukommen, und je mehr ich den Weg dorthin geebnet und gebahnt sehe, desto mehr empfind' ich Freude deßhalb. Wie Stacheln und Dornen erscheinen mir die Ehren, die Reichthümer, die Vorurtheile aller Art, welche die Menschen verblenden, und sie verhindern, die sanfte Stimme der Wahrheit zu hören, indem ihre Ohren durch den immerwährenden Lärm betäubt sind, den jenes wilde Gemisch um sie her verursacht. Ich fühle mich, sag' ich, beseelt von einem Hoffnungsstrahl, wenn ich zu sehen glaube, daß Gott sich derselben Arbeiten, mit welchen die Menschen ein Werk errichten, auch zu dessen Zerstörung bedient, sobald dieses weder rein ist noch der höchsten Weisheit gemäß. Sie sind zu sehr verderbt, zu weit von der Wahrheit ab, als daß sie auf sanfte und überredende Weise zu ihr zurückgeführt werden könnten; Gott muß sich der Bösen bedienen, die in seiner Hand zu Werkzeugen werden, wie die scharfen Messer in der Hand eines geschickten Wundarztes, um denen Hülfe zu bringen, die noch heilbar sind."

„Das Siechthum Frankreichs war um so mehr tödtlich, als dasselbe schon bis zum Herzen gedrungen war,

womit ich die Unordnungen meine, welche bei den Dienern selber der katholischen Religion herrschten. Wir müssen also erwarten, daß durch göttliche und für Menschenaugen unsichtbare Behandlung Gott mittelst seines immer gleichen Wirkens dahin gelange, das verdorbene Fleisch zu verzehren, und die Wunden zu schließen, welche die Menschen sich selber schlagen; er läßt sie zu diesem Zwecke durch ihr eignes Unglück die Erfahrung gewinnen, daß nur er allein es ist, der sie für immer glücklich machen kann, und daß in ganzem Umfange die erhabene Sittenlehre zu befolgen ist, welche er in seinem Evangelium vorgeschrieben und in unsre Herzen gegraben hat, damit wir ihn anbeten, wie er angebetet sein will, im Geist und in der Wahrheit."

„Wenn die armen Menschen noch lange zögern, diesen höchsten Willen zu erkennen, und wenn sie nur mehr und mehr sich in den Irrthum versenken, daß politische Gesetze hinreichen um so vielen Übeln abzuhelfen, so ist es wohl möglich, daß Gott ihnen noch schrecklichere Plagen sendet; aber auch diese werde ich stets als von einer väterlichen und erbarmungsvollen Hand geleitete sehen, welche niemals schlägt, als um zu verzeihen, und welche den unschuldigen, unter ihren Streichen erliegenden Opfern reiche Vergeltungen bereit hält. Genug, wo ich das Wirken eines gegen den Verbrecher erzürnten Gottes sehe, da sehe ich auch das eines gerechten und erhaltenden Gottes; stets aber will ich lieber die bessernde Strafe als das Vergessen eines Vaters erleiden, der bewundernswürdig selbst gegen seine undankbaren Kinder verfährt."

„Das unermeßliche und gewaltige Gebild, ich wiederhole es, seiner göttlichen Weisheit in Regierung der

Seelen, erlegt meinem Geiſte Schweigen auf, und verbietet mir die Handlungen zu richten, welche jene Weisheit in dem weiten Plan ihrer Barmherzigkeit befiehlt oder zuläßt. Ich beſchränke mich alſo darauf, inbrünſtig für diejenigen zu beten, die mir der göttlichen Gnaden am bedürftigſten ſcheinen, ohne daß ich einen Tadel auszuſprechen, noch ein voreiliges Urtheil über Ereigniſſe zu fällen wage, die vielleicht im Zuſammenhange und Plan der Vorſehung Gottes unerläßlich, für meine zu beſchränkte Geiſtesfähigkeit aber unbegreiflich ſind."

„Dieſen Worten Jeſu Chriſti nach: „Seid unterthan der Obrigkeit, gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und Gott was Gottes iſt;" und: „Wiſſet, daß ich ſanft und demüthig von Herzen bin, und daß man zum Himmel eingehet nur durch mich, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;" hab' ich alſo gefolgert: Wenn man nur durch Jeſus Chriſtus in den Himmel gelangt, ſo muß man ihm gehorchen, ihm ähnlich werden, ſeine Vorſchriften durchdenken, ſie zur Regel der Handlungen machen, und nach ſeinem Beiſpiele das Kreuz tragen; wenn er ſanft und demüthig von Herzen iſt, ſo muß man ſich erniedrigen, gehorchen, leiden, um ihn nachzuahmen und ihm zu folgen; wenn er befiehlt, den Obrigkeiten unterthan zu ſein, ſo muß man gegen jede Art von Macht, die uns regiert, die Unterwerfung in allem beobachten, was nicht gegen die göttlichen Geſetze iſt."

„Dieſe wohldurchdachten Maximen, lange Zeit durch meinen Geiſt ergründet und in mein Herz gegraben, welches ſchon der Welt überdrüſſig kein andres Glück mehr ſuchte, als das kein Menſch ihm rauben konnte, dieſe

Maximen, in Verbindung mit meinen beschränkten Kenntnissen, welche mir nicht gestatteten darüber zu urtheilen, welches die beste Regierungsform sei, — diese Maximen, sag' ich, waren die unwandelbare Regel meiner Empfindungen und meines Benehmens; überdies, in die Welt durch meine Geburt zum Befehlen, durch mein Geschlecht zum Gehorchen gestellt, und also nach freiem Willen zu wählen verstattet, habe ich geglaubt in meinem Vaterlande bleiben und mich den verschiedenen Gewalten unterwerfen zu müssen, die nach einander auf dem Schauplatz erschienen sind, ohne daß ich zu prüfen suchte, ob ihre Regierung weltlich die rechte sei, und ihre Gesetze gut. Gott erlaubt, daß sie die Oberstelle einnehmen, dies genügt mir, sie darin zu ehren, denn Jesus Christus hat nicht besonders gesagt, man solle sich den rechtmäßigen Gewalten unterwerfen, sondern überhaupt den Gewalten."

„Geboren in Überfluß und Größe, sah ich mir durch die Revolution die Mittel dargeboten, mich zu erniedrigen, ich habe sie mit Beeiferung als christliche Frau ergriffen."

„Jesus Christus hat Wehe gerufen den Reichthümern, ich habe mit frohem Genusse mir das wegnehmen sehen, was mich von der Mitte des Lebens entfernen konnte."

„Schon empfange ich innerlich den Lohn meiner Opfer durch den ungestörten Frieden, den ich seit jenem Augenblick in mir besitze, ungeachtet aller Prüfungen, durch die ich gegangen bin."

„Zwar legt man meine Handlungen und meine Empfindungen ganz anders aus; doch was liegt daran, daß

man mich, wenn ich gut handle, übel beurtheilt, daß man mich meiner Freiheit beraubt, daß man mich Demüthigungen und tausend unverdiente Leiden erdulden läßt, — ist das nicht jenes Kreuz, welches man nothwendigerweise tragen muß, um auf den Spuren unsres Herrn zu wandeln und in das Reich der Himmel einzugehen? Der große Gesetzgeber, dessen Gesetze ich zu befolgen trachte, wird mir eines Tages alles Erlittene anrechnen, und dieser Tag ist nie fern für das längste Leben, wenn man dasselbe mit einer Ewigkeit vergleicht. Alsdann werden diejenigen, die mich beurtheilt haben, die Wahrheit erkennen ihrer oder meiner Grundsätze, und welche von beiden das vollkommenste und dauerndste Glück sichere."

Man kann diesen Ansichten mancherlei entgegenstellen, man kann sie besonders als nur hingeworfen tadeln, denen ein strenger Zusammenhang und erweisende Schlußfolgerung fehlt, allein die wahre Meinung der Schreiberin zeigt sich in ihnen klar genug, und man wird den eigenthümlichen Geist anerkennen, so wie die Gesinnung ehren und bewundern müssen, die sich darin aussprechen.

Die Herzogin, welche gezwungen worden war Paris zu verlassen, wurde in Marseille verhaftet, wo sie bis zum Jahre 1796 in Gefangenschaft blieb; eine Art von halber Freiheit, die für sie dann eintrat, gestattete ihr nicht gleich den Aufenthalt in der Hauptstadt, und sie lebte nun einige Zeit in Moulins, bis sie endlich nach Paris zurückkehren durfte. Jedoch gleich im folgenden Jahre erließen die Gewalthaber der französischen Republik

die Verfügung, daß keinem Mitgliede der Familie Bourbon der Aufenthalt in Frankreich erlaubt sein sollte. Der Herzogin wurde angezeigt, sie habe sich zur Abreise zu bereiten; das Land, wohin sie geführt werden sollte, war Spanien. Gleichzeitig erhielten andre bisher verhaftete oder beaufsichtigte Personen dieselbe Bestimmung, und ein ganzer Zug von Deportirten setzte sich in Bewegung nach der spanischen Gränze hin.

Hier kehren wir nun zu dem Buche zurück, welches in diesen Reisetagen den Anlaß seiner Entstehung gefunden, und seinen ferneren Inhalt, der sich bald mit den wichtigsten Gegenständen befaßt, dem eben so aufrichtigen als anmuthigen Bericht über jene Wanderung anschließt.

Der erste, gleichsam zur Einleitung dienende Abschnitt ist überschrieben: „Voyage tragique et tendrement burlesque," und beginnt mit der Abfahrt, deren Schilderung wir in den Hauptzügen wiedergeben.

„Zwei Matronen, aus ihrem Vaterlande wegen Staatsrücksichten ausgewiesen, nahmen Platz in einer großen Reisekutsche, welche mit Paketen angefüllt, und übrigens in so schlechtem Zustande war, daß die Räder zum Theil mit Stricken zusammengehalten wurden. Eine Kammerfrau saß auf dem Rücksitz, und neben ihr ein junger Mann, der von der Behörde beauftragt war, diese Fuhre bis über die Gränze zu geleiten. Man brachte noch immer neue Pakete, die man nach allen Seiten aufthürmte, bis schon gar kein Raum mehr zu freier Bewegung war, und als endlich gar nichts mehr angebracht werden konnte, mußten die drei Frauen mit Bedauern noch manches ihnen Werthe zurücklassen."

„Es war Nacht, so daß man sich gegenseitig nur bei dem Schimmer einer fast erlöschenden Kerze sehen konnte, mit der man auf dem Hofe zum Herbeibringen der Pakete leuchtete. Nachdem unsre guten Damen von allen ihren Freunden und Dienstboten schmerzlich Abschied genommen, setzten sich die Wagen — denn es waren deren mehrere zu derselben Fahrt vereinigt — in Bewegung, und unsre armen Matronen, in Thränen gebadet, und von tiefstem Schmerz erfüllt, sahen sich aus ihrem unglücklichen Lande und aus den Armen ihrer theuersten Freundinnen fortgeführt."

„Lange Zeit dauerte das Schweigen, und wurde nur von Seufzern oder Thränen unterbrochen. Der Begleiter sprach kein Wort, und hielt sich in seiner Ecke, ohne daß er sich zu regen wagte. Als aber der Frühschimmer die Gegenstände zu erhellen anfing, bemerkten die guten Damen (nicht ohne einige Zufriedenheit), daß ihr Begleiter ein junger Mann von blonden Haaren war, und aus dessen blauen Augen nur Sanftmuth blickte. Als man sich wechselseitig betrachtet und die drei Matronen (denn ich kann wohl auch die Kammerfrau so nennen, da sie, wiewohl einige Jahre jünger als die Herrschaft, schon über vierzig und Mutter von acht oder zehn Kindern war), also die drei Matronen sich überzeugt hatten, daß dieser junge Mann nicht von der blutdürstigen Art sei, die nur Mord und Zerstörung athmet, begannen sie ihm einige Höflichkeit zu erweisen. „Sind Sie nicht sehr beengt durch all' diese Pakete? — fragte ihn die minderbejahrte der beiden Damen, — man könnte sie vielleicht anders ordnen?" — Ich bitte, achten Sie darauf nicht, antwortete der junge Mann, indem

er den Kopf vorbeugte, — ich bin so ganz gut. — Darauf sah man nach der Uhr, welche Stunde es sei, dann betrachtete man das Feld, auf welches die ersten Strahlen der Sonne vergoldend fielen. Aber weil man sich noch fremd fühlte, und unsre armen Reisenden von den traurigsten Gedanken erfüllt waren, so unterbrach man das Schweigen nur selten einmal durch irgend eine Redensart, die nicht viel sagen wollte. Jedoch stellte man Beobachtungen an, und fällte im Stillen sein Urtheil, was man von einander zu denken habe. So verging der erste Tag."

„Im Gasthof angekommen, wo unsre guten Damen nur Ein Zimmer hatten, unterhielten sie sich einige Zeit von ihrem unglücklichen Schicksal, und jede beklagte dasselbe nach ihrer Weise; dann aber fiel das Gespräch ganz natürlich auf den jungen Mann, der sie begleitete. Die ältere, welche unverheirathet und noch ganz jungfräulich war, deren lebhaftes Aussehn und runde Formen aber genug Lebensfülle verriethen, sagte zur Andern: „Ich glaube wir haben da einen kleinen Pinsel mit uns, denn er spricht kein Wort;" — die Andre, scharfsichtiger, oder vielleicht nur aufmerksamer auf alle Regungen ihrer Nebenmenschen, versetzte: „Ich bin dieser Meinung nicht, und halte ihn für klug, grade weil er nicht gesprochen hat," — welches die Kammerfrau mit einem Kopfnicken bestätigte."

„Diese zweite Dame, klein und mager, hatte wenig verführerischen Anschein, nur hübsche braune Augen und ein ausdruckvolles Gesicht. Betrachtete man sie, so konnte man sie wohl für fähig halten, bisweilen noch das Feuer der Jugend sich in ihr wiederbeleben zu füh-

len, trotz langwierigen Unglücks und einer aufrichtigen Frömmigkeit, die man ein wenig mit der Exaltation ihres Kopfs und ihres Herzens verknüpfen wollte, welches letztere niemals durch die eheliche Liebe völlig befriedigt worden war. Ich spreche nur von dieser, schweigen wir vom Übrigen. Sie war damals untadlich, das ist mir genug, und Geschwätz veracht' ich." —

„Nun muß ich noch die kleine Kammerfrau kürzlich beschreiben, die ihrer Herrin beigestimmt hatte, als diese gesagt, der junge Mann sei nicht dumm. Diese Frau war in ihrer Jugend sehr reizend gewesen, ihre Züge waren noch jetzt von großer Feinheit, ihr Wuchs niedlich, ihre Arme rund und voll, alles wohlgeeignet ein liebebedürftiges Herz einzunehmen. Man denke sich nun die Figur, welche diesen drei Frauen gegenüber ein junger Mann von zwanzig Jahren machen mußte; während eines Monats in demselben Wagen, und genöthigt alle seine Bewegungen möglichst zurückzuhalten! Doch enden wir diesen zweiten Tag."

Der Leser wird schon erkannt haben, daß in dem Bilde der kleinen und jüngern Dame unsre Herzogin sich selber geschildert hat, und zwar mit der heitern Billigkeit, die sich gar wohl die Wahrheit sagt, aber deßfalls auch Günstiges nicht verläugnet. Sie fährt nun fort, in kleinen, bezeichnenden Zügen die Sonderbarkeit eines so zufälligen und doch unausweichlichen Verhältnisses hervorzuheben, und erzählt die langsamen, schüchternen, aber ungestörten Fortschritte einer Bekanntschaft, welche für beide Theile täglich als unentfliehbares Lebenselement wiederkehrte. Für Personen andern Standes wäre die Lage nicht so ungewöhnlich noch neu gewesen; die Aben-

theuer jeder Postfahrt, eines Badeaufenthaltes, konnten Scherz und Ernst bunter zusammenmischen; für Prinzessinnen aber, mit denen hier in dieser Art zum erstenmal das Leben keine Umstände machte, mußte gerade das sonst Gewöhnliche den Reiz des Sonderbarsten haben, und es war sehr natürlich, daß inmitten verzweiflungsvollsten Unglücks, welches hier Personen des höchsten Ranges traf, das Übergewicht des früheren Zustandes nicht völlig erlosch, und ein geübter Gesellschaftsgeist, — in galantem Scherz, höfischer Sicherheit und steter Theatereinwirkung aufgewachsen —, auch in diesem Falle neben dem Trauerspiel die sich darbietende Improvisation eines kleinen Liebhaberstücks harmlos nicht ablehnte. Hiebei wäre wenig zu bemerken, dergleichen Spiel seltsamer Anlässe und Vorgänge bietet jede reichere persönliche Lebenserfahrung dar, nur daß meist das eigentlich Sprechende solcher Art als privates Geheimniß verschwiegen und verloren bleibt, sofern nicht ein Dichter es erfaßt. Die größere Merkwürdigkeit ist hier demnach die Lust und Offenheit, mit welcher die Herzogin, als seltne Ausnahme, das vertraulich Erlebte zu beschreiben wagt. Wir dürfen auch hiebei die Freiheiten und Scherzweisen, welche der Hof und die Nation in ihre höchste Bildung aufgenommen hatten, nicht übersehen, und müssen uns zugleich alles dessen erinnern, was die französische Litteratur von jeher in solcher Art dargeboten.

„Der junge Mann, welcher von Staats wegen die Damen zu begleiten hatte, war wie schon erwähnt etwa zwanzig Jahr alt, sanft und fein, von guter Erziehung; er hatte bei dem ersten Kriegsrufe für die Freiheit die Waffen ergriffen, mehrere Feldzüge mitgemacht, und end-

lich eine vierzehnmonatliche Gefangenschaft erduldet; geschwächt und noch leidend von so frühen Drangsalen, sollte er sich für jetzt schonen, und war deßhalb für den gegenwärtigen Ehrendienst ausersehen worden. Die Jugend in ihm errang bald ihre Rechte wieder, und stellte sein blühendes Ansehn her. Aber seine Bescheidenheit und Scheu waren so groß, daß bei der geringsten Berührung, in welche der Wagen ihn öfters unerwartet mit den Damen brachte, er sogleich erblaßte, sich beschämt in die Ecke drückte, und nur verstohlen aufzublicken wagte. Jedoch in der täglichen und wachsenden Gewöhnung nahm er dergleichen bald leichter, und indem das Zutrauen sich mehr und mehr anschloß, wurde aus dem scheuen Beauftragten der Republik ein muntrer, sehr naiver und fast kindischer Gesellschafter, den die um so viel älteren, aber gefühlvollen und aufmerksamen Damen nun auch ihrerseits als einen Freund und in vielen Dingen sogar als ein wirkliches Kind behandelten, ohne doch sein eigentliches Alter darum zu vergessen."

Nach mehreren Bemerkungen und Schilderungen, in welchen die wechselseitigen Beziehungen sich deutlicher entwickeln, wird einer kleinen Fußwanderung gedacht, zu welcher die Damen, bei dem langsamen Fahren und den schlechten Wegen, sich gern bereit fanden. Sie sollten in Brive la Gaillarde übernachten, und waren etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als sie ausstiegen, um diese Strecke zu Fuß zurückzulegen. Doch wir geben die weitere Erzählung mit den eignen Worten:

„Es wurde schon dunkel. Der artige Führer bot der jüngern der beiden Matronen seinen Arm an, die ihn auch wegen des Schmutzes auf der Straße und we-

gen der Löcher, in die sie zu fallen fürchtete, gern annahm, denn Vorsicht ist löblich, und besonders am Abend. Das Wetter war mild, der Mond ergoß seine Silberstrahlen auf das Feld und verschönte alle Gegenstände durch sein sanftes Licht. Der junge stützende Gefährte der guten Dame, welcher sich vielleicht in diesem Augenblick einer der herrlichen Entzückungen freute, die man so oft in der Jugend beim Anblick einer schönen Nacht und der ruhenden Natur empfindet, sagte zu ihr: „Ich werde lange Zeit an Brive la Gaillarde denken, keine Stadt ist mir je reizender vorgekommen, und diese wird fernerhin mein Vergleichungspunkt für alles Angenehme sein; ich werde mir sagen: Bei Brive la Gaillarde war es schöner." Der Dame entging nicht, daß er auf seine gegenwärtigen Bezüge anspielen wollte, und sie antwortete lächelnd: „Sie sehen den Ort bei der Dämmerung, morgen zeigt die helle Sonne ihn vielleicht anders." Der junge Mann richtete ohne Zweifel dergleichen galante Reden auch an seine andern Reisegefährtinnen, wenn der Zufall ihm Gelegenheit bot, sie unter vier Augen zu sprechen, oder ihnen den Arm zu geben. Aber davon ist nichts zu meiner Kenntniß gelangt, denn Aufrichtigkeit und Einfalt sind nicht gleicherweise in allen Seelen; übrigens war jedes als Frau gekleidete Wesen für unsern guten Jüngling ein Gegenstand der Anziehung, und ich glaube eine behaubte Katze hätte ihm für einen Augenblick den Kopf verrücken können, falls ihm nicht andre Gestalten zur Vergleichung vor Augen gewesen wären. Seine Naivetät in diesem Betreff, und die Bemerkungen, zu denen das Zusammensein schon veranlaßt hatte, erregten öfters die Lustigkeit der Wagen-

gesellschaft, besonders aber der kleinen Matrone, der nichts entging, und die es jedesmal wahrnahm, wenn die Empfindsamkeit des jungen Mannes eine neue Richtung nahm, welches gewöhnlich drei- bis viermal im Tage sich ereignete. Sah sie von fern eine Stadt, so fragte sie ihn neckend, ob ihm diese nicht angenehmer schiene als Brive la Gaillarde, und dann lachten beide hell auf, woran genug zu erkennen war, daß sie einander verstanden, und daß die früheren Beobachtungen nicht getäuscht hatten."

„Gleichwie die Sonne fortschreitend vom Aufgange zum Niedergange den ganzen Tag die ihren brennenden Strahlen ausgesetzte Erde erhitzt, eben so suchte unser feuriger Jüngling vom Morgen bis zum Abend die halberfrornen Herzen der drei guten Damen zu erwärmen, mit denen er sich den ganzen Tag eingeschlossen fand. Diese sinnreiche Anspielung war schon ausgesprochen, als die Blicke unsres jungen Mannes in aufmerksamer Betrachtung des Profils der kleinen Kammerfrau betroffen wurden, und die ältere Matrone sagte dabei, in das Feld hinaus blickend: „Ah, die Sonne neigt sich zum Niedergang!" Er faßte den Scherz gleich auf, und lachte wie toll. Eine zufällige Berührung seines Ellbogens mit dem der Kammerfrau schien elektrisch zu wirken und ihn so zu begeistern, daß er einige Verse mit Zartheit herzusagen begann, worin die Worte vorkamen: „Ja, dein Profil entflammet mich!" Die Kammerfrau, wohl sehend, daß sie gemeint sei, zog schweigend ihre Tabacksdose hervor, und bot ihm sogleich eine Prise; denn ein Herz ist ja nicht von Erz, wie ehrbar und zurückhaltend es auch sei, und man weiß wohl, daß alles dienen muß,

wenn die Sprache, aber nicht das Gefühl stumm ist. So war bald keine unscheinbare Handlung, keine zufällige Bewegung mehr, die nicht etwas zu sagen, zu bedeuten haben mußten. Für unsre Beobachterin war nichts komischer, als alle die kleinen Listen der menschlichen Empfindsamkeit, die niemand einzugestehen wagt, aber jeder wohl bei seinem Nebenmenschen bemerkt oder doch zu bemerken glaubt. Unsre kleine Matrone jedoch machte sich dergleichen zum Vorwurf, und wollte sich in dieser Art nichts erlauben; sie hätte den Andern eben solche Zurückhaltung gewünscht, als sie selber seit vielen Jahren sich auferlegt hatte; aber der Versucher ist so schlau, die Jugend so verführerisch, und die gegenwärtige Gelegenheit so fortgesetzt, daß ich nicht zu behaupten wage, sie habe die Würde ihres Alters während dieser grausamen Reise nicht etwas aufgegeben, und nicht auch bisweilen die Tugendstrenge, deren sie damals sich rühmte, bei Seite gesetzt."

„Der junge Mann, so muthwillig als zärtlich, suchte jede von uns besonders zu bereden und glauben zu machen, sie allein sei es, und keine ihrer Gefährtinnen, die ihn beschäftige. Jüngere, als unsre Matronen, hätten sich vielleicht durch dieses Spiel täuschen lassen, aber ich glaube nicht, daß man billigerweise sie dessen beschuldigen könne." —

Doch wir tragen Bedenken, unsre wörtlichen Auszüge fortzusetzen, wobei wir dem guten Willen der Leser bei allem Vertrauen doch vielleicht allzuviel zumuthen müßten. Solcher kleinen, von idyllischem Reiz erfüllten, und keineswegs bedeutungslosen Vorgänge, die an manche Schilderung in Rousseau's Bekenntnissen erinnern, und

an Zeichnung und Wärme ihnen nicht nachstehen, werden nach und nach mehrere dargestellt, und mit freier Munterkeit behandelt. Als ein Wunder wird der Wagen erwähnt, der in seinem jämmerlichen Zustande täglich die schlechtesten Wege durcharbeitete, und dabei trefflich hielt, ohne auch nur eines neuen Nagels zu bedürfen. Die heftigen Stöße und Rucke, die öfters die Gesellschaft gegeneinander warfen, dienten ihr zur Belustigung, und man meinte, ein guter Engel müsse für den alten Kasten besondre Sorgfalt haben, daß er nicht bei solchen Anlässen zusammenbreche. Die Herzogin rief im Schrecken immer den Engel Michael zu Hülfe, und da der junge Mann diesen als seinen Schutzpatron bekannte, so kam man überein, ihn selber als guten Engel zu bezeichnen, welcher Namen ihm dann, auch bei den ernsthaftesten und traurigsten Dingen, und bis in die spätesten Jahre, verblieb. So natürlich und unschuldig war der Ursprung dieser Anrede, welche der Unverstand in der Folge mißdeuten und als Unschicklichkeit auslegen wollte, wie selbst Grégoire zum Theil noch thun möchte! Es kann nicht genug wiederholt werden, daß dergleichen individuelle Lebensäußerungen nur in ihrer eignen Sphäre anzuschauen und zu würdigen sind.

Führen wir aber auch einen großen Theil des in dieser Erzählung Auffallenden und Bedenklichen zu dem Gewöhnlichen zurück, das sich aus dem gemeinsamen Elemente des Zeitalters, der Nation und des Standes hervorgegangen zeigt: immer bleibt noch genug übrig, um diese Produktion auf dem Gipfel der Seltsamkeit zu erhalten, und sie als eine der reizvollsten, wunderlichsten, in spielender Anmuth ernsthaft gehaltreichsten zu bezeichnen.

Denn das Eigenthümlichste derselben ist, daß aller Scherz und alle Laune, die sich in der Sache wie in dem Vortrag finden, nur gleichsam die muntern Wellen sind, nicht nur der Anlaß und das Mittel, sondern sogar der Stoff selber, woraus die höchsten Erörterungen und der reinste Gewinn sich erheben. Mit der Heiterkeit und Laune ist die tiefste Frömmigkeit vereint, die hier unter solcher Hülle lebendiger und kräftiger wirkt, als unter der eines finstern Ernstes möglich wäre, der ohnehin nur immer eine niedre Stufe andeutet.

Der junge Mann hatte gleich von Anfang neben der Munterkeit, die seinem Alter natürlich war, sowohl die besten Gesinnungen überhaupt und einen aufrichtigen Hang zur Tugend, als auch eine so innige Liebe zu seiner Mutter gezeigt, daß man ihm auch jedes andre Gute zutrauen durfte. Die Herzogin benutzte diese günstige Gemüthsart, um von den Gegenständen mit ihm zu sprechen, von denen sie stets erfüllt war, und die allein ihr wahrhafte Beschäftigung gaben. Die Wahrheiten der Religion ihm aufzuschließen, sie wenigstens ihm zu nähern und seinen Geist für sie zu bereiten, wurde ihr gleich Bedürfniß, und dieser Aufgabe widmete sie fernerhin mit seltener Beharrlichkeit den besten Eifer. Die verschiedensten Ansichten standen sich hier entgegen, und wurden freimüthig ausgetauscht. Der junge Mann bekannte sich als franken Deisten, dem das Christenthum ein leidiges Pfaffenwerk war, und nur in seiner reinen, von den Bekennern aber unaufhörlich entstellten und verläugneten Moral noch Werth hatte; in den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts war er wohlbelesen, und trug deren Meinungen mit Geläufigkeit vor. Dies er-

weckte jedoch keinen Unfrieden, und wenn im Widerspruche der Ernst die Freundlichkeit doch zu verscheuchen drohte, so führten Scherz und Neigung sie immer leicht zurück.

Indem wir dieses ganze Verhältniß uns lebhaft vorzustellen suchen, werden wir unwillkürlich auf die Bemerkung geleitet, daß fromme Innigkeit, je sichrer und reiner sie ist, um so leichter in kindliche Tändelei und spielenden Muthwillen übergeht, besonders wenn in zarten Gemüthern eine vornehme und feine Bildung fortwirkt; auf solche Weise sehen wir Fénélon und Frau von Guion einen vieljährigen, fast kinderhaften Briefwechsel führen, Zinzendorf in seinen Liedern bis in's Alberne verfallen, Saint-Martin frommen Witz aussprechen; auch sonst mag Lieblichkeit und Wärme des Herzens oft keine andre Äußerung finden, als in Lustigkeit und Possen, wie dies an der edlen Gräfin Agnes Stolberg sichtbar war, von der Goethe sagt: „Durchaus spielt sie die Stelle des Engels Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Fachs, in Verwunderung gesetzt hätte?" Den Ausdruck „Engel Grazioso" sprechen wir für unsre Herzogin bestens an, und fänden für deren Verhältniß und Benehmen vielleicht noch ein glücklicheres Gleichniß, wenn wir die Einzelheiten des Umganges der Fräulein von Klettenberg mit dem jungen Goethe aufweisen könnten.

In der That ist es schon auffallend genug, was Goethe von seiner frommen Freundin erzählt, daß er sie durch seine Zweifel und Widersprüche niemals erzürnt habe, und sie wegen seines Seelenheils in völliger Ruhe

gewesen sei. Ganz in derselben Weise verhält sich unsre Herzogin gegen den jungen Deisten und Freigeist, und was er auch sagen mag, die für sie frevelhaftesten Äußerungen nimmt sie gelassen auf, versucht sie als Irrthümer darzulegen, und Güte und Zuversicht für den Irrenden bleiben unerschüttert.

Freilich war sie auch selbst in dem Falle, solcher Nachsicht vielfach zu bedürfen, und ein strengkirchlicher Katholik würde ihren Glauben in vieler Beziehung mangelhaft gefunden haben. Doch für den jungen Deisten kam dergleichen nicht in Betracht, für ihn war sie die von dem Erlösungswerk innigst überzeugte und heiß durchdrungene Christin, und als solche ein Phänomen, wie ihm bisher nicht begegnet war.

Eine veränderte Anordnung des Reisezuges, welcher sich auf vernachlässigten Straßen, bei Pferdemangel, durch Unsicherheit der Gegenden, und selbst wegen absichtlicher Zögerungen der Reisenden nur langsam fortbewegte, trennte unerwartet unsre Damen von ihrem jungen Begleiter, und da er mit einem Theile der Wagen zurückbleiben mußte, so wußte man nicht, ob man ihn je wiedersehen würde. Die zwei Tage voll Trauer, Unruhe, Besorgniß und Verlangen, welche in der Ungewißheit verstrichen, ließen schneller, als es das fortdauernde Zusammensein gekonnt hätte, die Empfindungen reifen und aufbrechen, welche man gegenseitig im Stillen für einander nährte. Als der junge Mann am dritten Tage wieder seinen frühern Platz einnahm, war auf beiden Seiten die größte Befriedigung sichtbar. Hiezu kam, daß die Herzogin den jungen Mann schon als ihren geistlichen Pflegebefohlnen betrachtete. Sie hatte ihn bei

einer traurigen Erzählung in leidenschaftliche Rührung ausbrechen sehen, und sogleich die heißesten Gebete zum Himmel aufgesandt, daß sein Herz in diesem Augenblicke durch heiligende Gnade berührt werden möchte, die ihn zu Gott führen könnte. Sie empfing überzeugende Beweise, daß ihr Gebet erhört worden, und fühlte sich nun nur desto inniger angezogen, für die Rettung dieser Seele ferner thätig zu sein. In Perpignan, wo der Zug der Verwiesenen einige Tage verweilen mußte, und schon die bevorstehende Trennung auf unsre Reisenden betrübend einwirkte, nahmen auch die religiösen Unterhaltungen eine höhere Stimmung an. Die Herzogin hatte schon einige Tage früher unter dem Titel: „Ideen über den Menschen" für ihren guten Engel einen besondern Aufsatz niedergeschrieben, den jener hier schriftlich beantwortete. Der Gegensatz trat auf das schärfste hervor, die Entfernung zwischen beiden Theilen schien unermeßlich, und das nahe Scheiden nahm schon jede Zeit und Gelegenheit der Erörterung.

Allein die zarte Neigung und das vertrauliche Wohlwollen, welche in beiden Herzen Wurzel geschlagen, hielten nur fester die Seelen verbunden, in welchen die Überzeugungen noch so weit auseinander lagen. Die letzten kleinen Vorgänge und Begegnisse, durch welche die Gemüther jene Neigung schon offner bekannten, und in denen das Vorgefühl der nahen Trennung dem früheren Scherz nun auch etwas leidenschaftlichen Ausdruck beimischte, lassen wir die Herzogin wieder selbst erzählen:

„Am Tage vor der Abreise, als unsre Reisenden mit den Beamten der Regierung zu Tische saßen, ließ einer derselben das Bild seiner Geliebten herumgehen,

die sehr hübsch, aber etwas hoch in Farbe war; unsre kleine Matrone, nachdem man aufgestanden war, sagte dem guten Engel diese Bemerkung, und als er darauf erwiederte, der Mahler habe die Person gewiß in einem Augenblick aufgefaßt, wo das Feuer der Liebe für ihren Freund sie entflammte, so versetzte sie lachend: „Gewiß, das ist es, aber mir, ich gesteh' es, sind die Wangen lieber, die sich entfärben." Bei diesem Worte stützte er die Hand gegen die Mauer, an der er stand, und wurde blaß wie der Tod. Unsre arme Fromme fühlte aber zu spät, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen. Erröthete sie? erblaßte sie? ich weiß es nicht. Aber wie sich benehmen bei solch' unvorhergesehenen Umständen? Thun als bemerke man nichts, und für ein andermal die Übereilung der Zunge besser zügeln! Dies that sie auch, und gelobte sich es für die Zukunft; wiewohl zu schweigen, wenn man gewohnt ist laut zu denken wie die Kinder, nicht so leicht ist, als man glauben könnte."

„Tages darauf waren alle ihre Reisegefährten mit den Beamten der Regierung ausgegangen, und die kleine Matrone mit dem guten Engel allein geblieben, der sie sogleich fragte, was sie vorzunehmen wünschte. Obgleich das Wetter nicht besonders schön war, meinte sie doch, ein Spazirgang um die Stadt würde ihr angenehm sein. „Wollen Sie, fragte er, sie auf den Wällen umgehen?' — Recht gern! — Sie gingen. Aber sie nahm nicht seinen Arm wie in der Nähe von Brive la Gaillarde. Die Kammerfrau mit einer andern Dame der Gesellschaft befand sich gerade auf einer Terrasse, und als sie jene beiden in der Ferne kommen sah, klatschte sie ihnen mit den Händen zu; Leser, wenn du scharfsinniger bist als

ich, so wirst du mir den Grund sagen, ich hab' ihn nicht errathen können."

„Als unsre beiden Spazirgänger um die Stadt herum waren, schlug der junge Mann der Dame vor, ihren Gang noch etwas zu verlängern und den botanischen Garten zu besuchen, welches angenommen wurde. Aber unsre gute Fromme war sehr müde, und setzte sich an einer ziemlich ländlichen Stelle, wo sie die Berge und den Untergang der Sonne sehen konnte. Der gute Engel setzte sich neben sie, und hier unterhielten sie sich bis zur sinkenden Nacht, wie leid es ihnen sei, nur auf so kurze Zeit einander gekannt zu haben, und nun sich trennen zu müssen, um sich vielleicht nie wiederzusehen. Sie kamen überein, daß man durch einen Monat, so zusammen verlebt, täglich vom Morgen bis zum Abend, einander besser kennen lerne, als durch mehrere Jahre im gewöhnlichen Lebensgange, und wirklich darf ich glauben, daß zwischen beiden eine wechselseitige, sehr zärtliche Beziehung, wie zwischen Sohn und Mutter, sich hätte bilden und fortsetzen können, wäre die durch die Umstände gebotene Trennung nicht so bald eingetreten."

„Während dieser lieblichen Unterredung kam die Nacht heran, und die kleine Matrone erhob sich rasch, indem sie sagte: „Aber es ist schon beinahe dunkel, und wir müssen zurückgehen." Als sie im Gasthof anlangten, trafen sie die ganze Gesellschaft versammelt, die von dem langen Spazirgange mit dem guten Engel denken mochte was sie wollte. Am andern Tage ging die Reise weiter, aber da man sich nun der Gränze näherte, wo man sich trennen mußte, so war alles traurig, und unsre armen Damen fühlten nur heftiger den Schmerz,

ihr Land und ihre Freundinnen zu verlassen, jemehr der verhängnißvolle Augenblick, der sie völlig davon scheiden sollte, näher kam. Alles nahm nun für sie eine trübe und schwermüthige Färbung an."

Zuletzt erbat der junge Mann noch die Erlaubniß, bisweilen ein schriftliches Wort an die Herzogin den Briefen einzulegen, die er an eine andre Dame von der Gesellschaft würde zu schreiben haben. Dies wurde mit Vergnügen angenommen, und auch die Erwiederung zugesagt. Als unsre Matronen nun wirklich ihren Begleiter verloren hatten, fühlten sie die größte Leere und Traurigkeit. Bald aber wurden sie durch ihre christliche Philosophie aufgerichtet und getröstet. Besonders die Herzogin ergab sich der Gelassenheit, indem sie mehr und mehr der Welt abzusterben strebte, und diesen mystischen Tod als das größte Heil pries. Mit dem Ausdruck innigen Verlangens nach diesem Heil und einem in gleichem Sinne dem Leser gewidmeten Segenswunsche schließt sie ihren anmuthig seltsamen und in seiner Art einzigen Reisebericht. —

Nun folgen die Briefe, deren vom Jahre 1799 bis 1812 hundert und vierzehn mitgetheilt sind.

Die Herzogin war in Barcelona glücklich angelangt, von den spanischen Behörden mit größten Ehren aufgenommen, und bewohnte ein artiges Haus von herrlicher Lage, fast unter den Kanonen der Festung. Sie führte hier ein sehr eingezogenes Leben, und beschränkte sich fast nur auf den Umgang einiger Schicksalsgenossinnen. Besonders wollte sie keinen Franzosen sehen, da sie von den Landsleuten aller Partheien bisher nur Verdruß und Verläumdung erfahren hatte. Das Gegentheil des Has-

ses und der Bitterkeit, in welchen die meisten Emigrirten befangen waren, zeigte sie eine Sanftmuth und Ergebung, die das Unglück ihrer Lage milderten, aber freilich auch wieder zum Vorwurf gegen sie dienen mußten. „Wozu war ich reich und Prinzessin, sagte sie, als um desto mehr verpflichtet und fähig zu sein zum Wohlthun? Ich würde mich jetzt in meiner Armuth sogar glücklicher fühlen, als in jener Zeit, wenn ich nur im Stande wäre, meine Schulden jeder Art, besonders aber die der Dankbarkeit gegen meine Umgebung, abzutragen." Die ihr ausgesetzten Jahrgelder stockten bald, und sie war genöthigt, sich öfters die dringendsten Bedürfnisse zu versagen, um nur einige Hülfsmittel für Nothleidende zu erübrigen, denen sie persönlich zu nahen pflegte, mit Gaben, mit Krankenpflege, mit Tröstungen. „Ich bin gar nicht unglücklich, sagte sie, besonders seitdem ich meinen Marstall nun in Ordnung habe, und beim Spaziren meine schwachen Füße schonen kann." Was sie, nach altem Sprachgebrauch, ihren Marstall nannte, bestand aber in einem einzigen Esel, und ihr Spaziren nur in Armen- und Krankenbesuch. In ähnlicher Weise klein und dürftig war ihre ganze Einrichtung.

Sie gedachte ihres Sohnes mit wärmster Zärtlichkeit, hoffte stets ihn wiederzusehen, machte sich die lieblichsten Bilder von ihrer Vereinigung mit ihm, die sie sogar in Frankreich möglich glaubte, sofern nur der Prinz seinen politischen Ansprüchen entsagen wollte, die sie ihrerseits völlig aufgegeben hatte. Wegen dieser gewünschten Rückkehr schrieb sie am 10. Januar 1800 an den Ersten Konsul Bonaparte, dem sie vorstellte, sie wünsche nur deßhalb im Vaterlande zu leben, weil sie daselbst

mehr als anderswo würde Gutes thun können. Ihr Schritt blieb erfolglos, und gab denen, welche davon hörten, nur neuen Anlaß sie mit Spott und Verläumdung zu verfolgen.

Das Andenken ihres jungen Freundes, des guten Engels, wie er fortwährend hieß, blieb ihr lebhaft gegenwärtig, und sie schrieb ihm zuerst, eifrig bedacht, seinen Geist auf das Heil zu lenken, das er zu empfangen berufen schien. Durch die Schuld der Umstände vergingen aber fast anderthalb Jahre, bevor ihm zu antworten möglich war; dann aber setzte sich der Briefwechsel mit geringen Stockungen regelmäßig fort. Die Herzogin schreibt mit Wärme, mit mütterlicher Zärtlichkeit, der Scherz tritt mehr und mehr zurück, der hauptsächliche und fast ausschließliche Inhalt besteht in religiösen Erörterungen, Winken, Bitten und Hoffnungen. Bewundernswerth ist die standhafte Ausdauer, die unermüdliche Geduld und Güte, mit denen sich die beglückende Überzeugung hier immerfort anbietet, ja aufdringen möchte, so wie der Verstand und Scharfsinn, welche gegen Zweifel und Widerspruch mit steigendem Vortheil kämpfen. Der junge Mann erkennt dankbar den liebevollen Eifer, die Güte und Auszeichnung, deren er gewürdigt wird; er antwortet mit zutrauensvoller und ehrerbietiger Neigung, aber auch mit einer Aufrichtigkeit in Betreff der Hauptsache, daß man lange Zeit für unmöglich hält, in dieser Denkart den Keim des Glaubens aufgehen zu sehn.

Die Herzogin, welche in dem Kopfe des jungen Freundes das Werk eines ganzen Jahrhunderts zu bekämpfen findet, den Witz, den Verstand, die Vernunft-

schlüsse der ausgezeichnetsten Geister, so wie den Trug und die Lüge im Innern der Kirche selbst, welche sie verwerfen und preisgeben muß, um die Wahrheit zu retten, fühlt sich dieser Arbeit doch nicht gewachsen, sondern verweis't auf einen Freund, der die Sache besser führen würde, auf Saint-Martin. Jeder Schimmer aus dem Leben dieses Mannes ist erfreuend und werthvoll, und so mögen die Stellen, wo seiner gedacht wird, hier Platz finden. Schon im neunten Briefe schreibt die Herzogin: „Ich kann auf das Einzelne mit Ihnen nicht eingehen, noch will ich Ihre Meinungen zu bekämpfen suchen: ich fühle mich dazu nicht fähig, besonders schriftlich, aber ich wünschte, daß Sie die Bekanntschaft eines Mannes machten, der ein Brunnquell natürlicher und geistlicher Wissenschaft, und dessen Äußeres dabei das einfachste von der Welt ist; der die große Kunst besitzt, sich der Fassungskraft Aller, die mit ihm sprechen, anzuschmiegen, und der sogar Kind mit Ihnen sein wird, wenn Sie ihm bloß Kindereien vorbringen. Er vereinigt hiemit die sanfteste Gemüthsart, die liebevollste Seele, aber er scheut die Welt und ihre Gesellschaften, das macht ihn unumgänglich, und sehr widerspenstig gegen die Zuvorkommenheiten, durch die man ihn anziehen will. Ich benachrichtige Sie hievon, damit Sie sich nicht abschrecken lassen, wenn Sie meiner Aufforderung folgen. Durch ihn werden Sie Licht empfangen, er wird Sie Schritt für Schritt zum Glauben leiten, durch Ihre Vernunft selber als die einzige Fackel Ihres Weges; glauben Sie mir, und beweisen Sie mir in dieser Nachforschung die unbedingte Ergebenheit, deren Sie

mich am Schlusse Ihres Briefes versichern. Hier ist ein kleines Blatt, das Ihre Bekanntschaft mit ihm erleichtern wird, mit dem weisesten Manne auf der Welt, den die Unsinnigen für den thörichtsten halten. Stellen Sie Ihr Urtheil über ihn ein, bis Sie die Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens haben ergründen können, und dann werden Sie mir für seine Bekanntschaft danken, ich bin es gewiß."

Der junge Freund war indeß nicht allzu eifrig, und ließ durch untergeordnete gesellige Bedenken sich abschrecken, der empfohlenen Bekanntschaft nachzugehen. Die Freundin aber, welche mehr und mehr erkennt, daß hier die gangbaren Formeln der Kirche nicht ausreichen, sondern gegen die weltliche Philosophie die christliche Wissenschaft nöthig sei, läßt nicht ab, sondern wiederholt ihre Mahnung dringender. So schreibt sie nach einiger Zeit: „Die Furcht des gerechten Gottes muß der erste Schritt zur Wahrheit sein, der zweite ist die Erkenntniß des zu unsrer Erlösung menschgewordenen Gottes. — Wer sie nicht erfahren hat, kann diese Wahrheit bestreiten, aber wer sie empfunden hat, wie ich, vermag nicht mehr daran zu zweifeln. Über die Macht dieses Gottmenschen, und über seinen Ursprung, hierüber, mein Theurer, müssen Sie sich unterrichten lassen wie ein gutes kleines Kind durch diejenigen, welche weit entfernt dies zu belächeln, Ihnen mit der Zeit, und mit Gelehrigkeit von Ihrer Seite, die Dinge in einem ganz andern Lichte werden zeigen können, als Sie bis jetzt dieselben wahrgenommen haben. Ich glaube Herrn von Saint-Martin den Mann hiefür, aber man muß nicht ungeduldig gegen ihn sein, nicht streitsüchtig, sondern sich unterweisen lassen; sonst

zieht er sich zurück, wie die Schnecke in ihre Schale, und man bringt nichts mehr aus ihm heraus."

Endlich kommt die Bekanntschaft doch zu Stande, und der junge Freund berichtet darüber am 27. September 1800 wie folgt: „Ich habe Herrn von Saint-Martin vor vier Tagen gesehen; er hatte Ihnen, sagte er mir, eben Vormittags geschrieben. Ich hatte bis dahin gezögert, mich ihm vorzustellen, weil ich durch das einfache Blatt, das Sie mir für ihn zugefertigt hatten, mich nicht genugsam berechtigt hielt. Ich hätte einen versiegelten und anders begründeten Brief gewünscht, denn als ich ihm jenes Blatt überreichte, fragte er mich kalt: „Welche Dienste kann ich Ihnen leisten, von welcher Art sind sie?" Ich war betroffen, und um aus der Verlegenheit zu kommen, war ich genöthigt ihm zu erzählen, welchen Umständen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke, und welcher Art unser Briefwechsel ist. Da öffnete die Übereinstimmung unsres Sinnes, und der wechselseitige Antrieb unsrer Herzen in Bezug auf Sie, zwischen uns das Vertrauen, und ich konnte mich frei aussprechen; wir kamen bald überein, daß jeder Mensch mehr oder minder fähig sei, die geheime Wissenschaft zu ergründen, welche zum Heile führt: daß jeder auch mehr oder minder Werth darauf lege, im Allgemeinen aber die Erfüllung der geselligen Pflichten schon genüge, um sein Tagwerk in dieser Welt zu vollbringen. Übrigens, meinten wir, ist es fast unmöglich, daß in zwei so verschiedenen Lebensaltern, in welchen der Geschmack, die Ansicht und das Gefühl so entgegengesetzter Art sind, sich die Gegenstände unter demselben Gesichtspunkt darbieten. — Ich kam also nach allem diesen mit Herrn von Saint-

Martin überein, daß wir uns fürerst, wenn wir uns wiedersähen, auf das einfache Vergnügen des gewöhnlichen Gespräches beschränken wollten, und daß, wenn ich durch einen entschiedenen Hang oder durch solche Umstände, die so häufig auf unser sittliches Wesen einwirken, zu einem gründlichen Studium dieser Dinge mich bestimmt fühlte, ich dann mich an ihn wenden würde. Mir thut es leid, nicht so oft als ich es gewünscht hätte, seine lehrreiche Unterhaltung benutzen zu können, aber er sagte mir, daß er einen Theil des Jahres auf dem Lande zubringe. Er ist ein wahrhafter Weiser, dessen Umgang mir von höchstem Interesse gewesen wäre; er sprach mir vom Glück als ein Mann, der es kennt. Äußerst gemäßigt in allem, scheint er mir als ein Muster aufzustellen."

Allein der junge Freund war für diesen Umgang noch nicht reif, und daher auch nicht begierig genug ihn fortzusetzen. Eine Wohnungsveränderung Saint-Martin's, ein Aufenthalt auf dem Lande, stellen sich als Hindernisse entgegen. Die Herzogin läßt seine Säumniß wenigstens nicht unbemerkt; sie schreibt ihm: „Was die bloße Erkenntniß der Vernunft und der erlernten Wissenschaften unvollkommen bewirken, das bewirkt der Glauben in Verbindung mit der geistlichen Wissenschaft sehr vollständig, und dies ist es, was Sie auf die Länge wohl hätten erlernen können, hätten Sie Herrn von Saint-Martin, an den ich Sie gewiesen, oft besuchen wollen." Zur Entschuldigung des Säumigen muß allerdings gesagt werden, daß er, durch seine Gesundheit und Sinnesart in ein ruhiges, mäßiges Amt gewiesen, bald auch nach Wunsch und Neigung verheirathet, und von

diesen Verhältnissen erfüllt und beschäftigt, sich innerhalb eines kleinen Lebenskreises hält, aus dem an Fremdes und Neues heranzutreten nicht leicht war.

Die Verhandlung religiöser Gegenstände konnte nicht fortschreiten, ohne bald auch die politischen anzustreifen, besonders in einer Zeit, wo die letzteren in jedes einzelne Leben wie in die Gesammtheit der Gesellschaft unwiderstehlich eingriffen. Den Kern ihrer politischen Ideen hat die Herzogin uns in einem Aufsatz überliefert, den sie dem Freunde zu näherer Verständigung einsandte, und dem wir seine Stelle hier nicht versagen. Schon seine Überschrift ist bezeichnungsvoll.

„Hier ist meine Träumerei in Betreff des Regierungswesens, aber ich verzweifle, sie je verwirklicht zu sehen."

(Geschrieben im Jahre 1800.)

1. „Die Menschen tugendhaft und frei machen, aber den menschlichen Gesetzen wie Gott unterwürfig."

2. „Alles zum Leben Nöthige sei ihnen gegeben, und durch die Gesetze gesichert für den Fall, daß physische Unfähigkeit sie hindert, dasselbe durch sich selbst oder durch ihre Kinder zu erwerben."

3. „Kein Unterschied bestehe zwischen ihnen, als den die Tugend, der Geist, die Talente und die Kenntnisse begründen müssen."

4. „Jedem Menschen durch öffentliche Anstalten die Mittel geben, den Grad oder die Art der Unterweisung zu erlangen, welche seine natürlichen Fähigkeiten ihm zu erreichen gestatten."

5. „Es bestehe Freiheit der Religion, aber die Re-

ligion Jesu Christi sei die herrschende, sie werde öffentlich gelehrt durch eifrige und reine Diener, die keine andre Regel als das Evangelium und kein andres Haupt als Jesum Christum haben, die mit Einem Worte Apostel seien, einzig geführt und geleitet durch den Glauben und die Liebe, wie in den ersten Zeiten des Christenthums."

6. „Die Gesetze haben die Üppigkeit zu beschränken, die Frechheit, die für die Sitten gefährlichen Vergnügungen, die großen Reichthümer; es sei eine Schande, zu reich zu sein und sich darin sehr hoch über Andre zu stellen. Die Furcht vor Mißachtung müsse darin jede Begier zügeln."

7. „Es ist nöthig, daß es Diener und Herren gebe, und daß derjenige, welcher Lohn empfängt, fühle, er werde hiedurch dem, der ihn bezahlt, untergeben, und sei ihm Ehrerbietung und Gehorsam schuldig, ohne daß der, welcher sein Herr ist, dies mit Strenge und Härte fordern dürfe."

8. „Es ist wesentlich, daß das Alter bei den jungen Leuten in Ehren sei: die Väter und Mütter müssen von den Kindern geehrt werden; die Übereinstimmung der Herzen begründe die Heirathen, aber nie der Reichthum."

9. „Alle Stände seien gleicherweise ehrenhaft und geehrt, sofern man sich in ihnen nur redlich, gerecht und gesittet benimmt."

10. „Die Gesetze müssen das Verbrechen strafen, aber nicht durch den Tod, damit der Schuldige Buße thun und Reue üben könne; wenn er nur aus der Gesellschaft entfernt ist, und sie nicht mehr zu stören ver-

mag, so ist die Gerechtigkeit der Menschen erfüllt, Gott allein darf über das Leben verfügen."

11. „Es ist höchst wichtig, daß die Richter unbestechlich seien, und daß Geld und Gunst nichts über ihre Entscheidung vermögen."

12. „Alle Staatsbürger seien geborne Krieger, aber nur um das Vaterland zu vertheidigen, nie um das Land Anderer anzugreifen; das Volk sei als friedenstiftend, mehr denn als kriegerisch, bekannt."

13. „Um nicht erkünstelte Bedürfnisse der Üppigkeit und Weichlichkeit einzuführen, ist es wesentlich, daß die Gewerbe soviel als möglich nur die Erzeugnisse des Landes verarbeiten, denn um ein tugendhaftes Volk zu bilden, muß man dasselbe zu einem mäßigen, einfachen, arbeitsamen, keuschen und gerechten machen."

14. „Aber um dieses Ziel zu erreichen, müssen diejenigen, welche regieren, die Ersten sein, das Beispiel aller dieser Tugenden zu geben, und keine andern Wachen um sich haben, als die Liebe ihrer Mitbürger, und ihre unwandelbare Gerechtigkeit für alle ohne Ausnahme."

15. „Ich möchte, daß ihre Wahl durch das Volk geschähe nach einer Liste, auf der die Namen der tugendhaftesten und zum Regieren fähigsten Leute stünden, und daß diese Liste durch die Diener des Kultus angefertigt würde, welche ich als Wesen voraussetze von mehr göttlicher als menschlicher Art."

16. „Was die Form dieser Regierung betrifft, so hab' ich darüber gar keine Meinung, da ich viel zu unwissend bin, als daß ich einen Ausspruch wagen dürfte, welche von diesen Formen die beste sei. Aber mich dünkt, die Regierung, welche nur alle eben von mir aufgestellten

Vorschriften in Kraft setzte, würde nothwendig eine gute sein, welches auch sonst ihre Form sein möchte; ein zur Tugend gebildetes Volk würde leicht im Innern zu regieren sein, und sich von außen die Ehrfurcht aller andern Völker zuziehen."

Gewiß, diese Gedanken und Forderungen, wie sehr auch derjenige Staatsmann, dem nur daran liegt, die gemeine Gegenwart auszubeuten, nicht aber eine bessere Zukunft heranzuführen, darüber hinsehen und spotten mag, bezeugen ein warmes Herz und einen kraftvollen Sinn, der die ergriffenen Richtungen beharrlich festhält, und sich durch nichts irren läßt. Offenbar sind hier noch Grundsätze und Ansprüche von 1789 in vollem Leben und zugleich schon Elemente sichtbar, die später in Fichte, Saint-Simon, Ballanche und Andern sich hervorgethan, und wenn wir bedenken, daß es eine Frau, eine Französin, eine Prinzessin von Geblüt ist, welche dergleichen in sich zusammenfaßt, so müssen wir die Auszeichnung, die sich hier kund giebt, nur um so größer anerkennen.

Der junge Freund, welchem der Aufsatz mitgetheilt wird, entgeht der Versuchung nicht, die sich bei solchen Gelegenheiten immer als die bequemste und wohlfeilste anbietet, und meint sehr weise zu sein, indem er die Ausführbarkeit verneint. Aber wie schön wird er zurechtgewiesen! Die Herzogin antwortet auf seine Einwürfe mit größter Überlegenheit:

„Ihre Prüfung meiner Regierungs-Träumerei sucht mir zu beweisen, was der Titel, den ich ihr gegeben, Ihnen schon genugsam als auch meine Ansicht zu erkennen giebt: denn hielte ich die Ausführung für möglich,

so würde ich nicht den Namen Träumerei dafür gewählt haben. Aber, weil die Menschen zu blind, zu bösartig, zu selbstsüchtig sind, um freiwillig auf alles zu verzichten, was sie so macht, ist das ein Grund für mich, ihnen Recht zu geben und sie nachzuahmen? Nein, ich werde meine Gedanken, meine Gefühle behalten, sollte ich mit meiner Meinung auch ganz allein stehen, ich werde muthig die Entbehrungen und die Demüthigungen ertragen, die sich für mich daraus ergeben können, und ich werde nie glauben, daß es, wie Sie es nennen, eine nutzlose Beschäftigung sei, gerechte und tugendhafte Ideen auf das Papier zu stellen und in mein Herz zu graben; denn dergleichen Entwürfe, wenn sie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Besondern gelten, und Wesen für den Himmel bilden, wo die Freuden nicht, wie in dieser Welt hienieden, bloß für einen Augenblick sind, noch die Wahrheit traurig und kalt, wie bei den weltlichen Seelen. Im Gegentheil, die Wahrheit allein ist es, die uns entflammt, und die Hitze unsrer Einbildungskraft vernichtet, wie die Sonnenhelle alle künstlichen Feuer verschwinden läßt, die uns während der Nacht unsrer Irrthümer leuchten; die Wahrheit dessen, was man wünscht, und dessen, was man hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und gesehen wird. Was Ihre Anführung des Spruches Jesu betrifft, wer tödtet sei des Todes werth, so muß ich Ihnen sagen, daß dies nicht die wahre Anwendung ist, wie mir scheint, die er davon hat machen wollen. Die Rede ist von dem Gesetze der Vergeltung, das in Kraft war im Gesetze Mosis, aber nicht im Gesetze Jesu Christi. Ich bleibe daher in meiner Meinung

fest, und glaube, daß, je schuldiger einer ist, es um so unmenschlicher ist, ihn zu tödten, bevor er Zeit haben gekonnt Buße zu thun, weil dies ihn einem ewigen Tode überliefern heißt: ich möchte sogar, daß die Sorge für die Gefangenen so weit ginge, ihnen Reue über ihr Verbrechen einzuflößen, anstatt in ihnen Verzweiflung und schreckliche Wuth aufzuregen, denn das heißt sie in den Fall setzen, ihrem Verbrechen neue Stufen hinzuzufügen. Doch was ich hier sage, kann nur eine Regierung angehen, die auf unerschütterlichen Grundlagen befestigt ist, nicht aber eine Zeit der Revolution, wie die, in der wir leben, und wo alles nur durch Gewaltthat und Erschütterung vorgeht, wo endlich die Verbrechen und die Schuldigen in so großer Anzahl sind, daß man sie weder abtheilen noch zählen kann."

In Wahrheit, es ist zum Frohlocken und Beifallrufen, wie sicher und leicht die zarte Frauenhand hier die gewichtigste Waffe führt, und wie tapfer und entscheidend ihre Schläge sind. „Dergleichen Entwürfe, wenn sie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Besondern gelten" und „die Wahrheit dessen, was man wünscht und hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und gesehen wird," dergleichen Aussprüche gehören zu der glücklichen Geistesbeute, in welcher sich Einfalt und Witz vereinigt haben.

Die Herzogin sagt in ihrer Antwort dann noch weiter: „Ich bin völlig Ihrer Meinung, daß Politik und Gerechtigkeit niemals synonym gewesen sind, aber ich möchte nicht hinzufügen, daß sie es nie sein werden, denn ich will lieber glauben, daß die Menschen endlich der Wahrheit ihr Herz erschließen,

und fühlen und erkennen werden, daß es keine mächtigere Politik giebt, als sich durch gerechte Handlungen innig mit der ewigen Gerechtigkeit zu verbinden, von der ihnen das Wesen und die Macht kommt. Zweifeln wir nicht, daß eine Regierung, deren Häupter sich durch Willen und That mit Gott vereinigten, um in seinen Händen nur das leidende Werkzeug seiner Absichten zu sein, in wenig Jahren ein merkliches Übergewicht über alle andern erlangen würde." Die nächste Anwendung hievon, welche der Freund, einigen Äußerungen in seinen Briefen zufolge, wohl geneigt sein möchte, voreilig auf Bonaparte hinzuleiten, will die Herzogin doch nicht so schnell gestatten. Sie sagt: „Ich will gern glauben, daß Gott auf diesen Menschen seine Blicke gerichtet hat, aber ich zweifle wieder an jedem Erfolge, so lange mir das Gemählde vor Augen steht, welches Sie mir von Frankreich entwerfen; denn da, „wo man seinen Vater verkaufen möchte, um reich zu werden"; da, „wo die Gewinnsucht überall eingreift, der Geldwucher auf seinem Gipfel ist, so wie die Ausgelassenheit der Sitten," da kann ich nicht diese göttliche und reine Macht als Bewegerin all dieser Dinge erkennen, die ihr im höchsten Grad entgegen sind. Ich werde also mehr und mehr an meiner Träumerei festhalten, wie unausführbar sie auch erscheine, und welches auch die Folgen der Revolution gewesen sein mögen. Ich werde niemals den Zweck tadeln, den man sich vorgesetzt hatte, wohl aber die Mittel, welche man angewendet. Einen tugendhaften und dafür erkannten Zweck nur einzig deßhalb aufgeben, weil seine Erreichung schwierig ist, kann nur aus einer feigen, kleinlichen oder selbstsüchtigen Seele hervorgehen,

die mir weder Vertrauen noch Achtung einflößen würde; im Gegentheil, unablässig auf ihn hinarbeiten, alle mächtigen Mittel einer thätigen Tugend und eines von den Häuptern einer großen Nation unterstützten Beispiels dafür aufbieten, eine mehr barmherzige als strenge Gerechtigkeit für Alle üben, und mit Einem Worte Kraft und Erleuchtung in Gott, nicht aber in dem menschlichen Stolze suchen, dies würde mich das Werk eines Wesens dünken, dessen Tugenden ich nicht aufhören würde zu bewundern und zu lieben, welches auch sonst die Ergebnisse sein möchten, die jedoch, ich darf es glauben, nur vortrefflich sein könnten, denn es ist der gute Saft, der den guten Baum hervorbringt."

Auch für ihre persönlichen Wünsche, die mit aller Lebhaftigkeit, welche der gottergebne Sinn für Irdisches noch haben kann, die Rückkehr in das Vaterland ersehnen, hofft die Herzogin nur zweifelnd, und nicht lange, auf Bonaparte's Gerechtigkeit; die Emigrirten, welche freiwillig und feindlich das Land verlassen hatten, rief er zurück, die Deportirten, gewaltsam aus der Heimath entführt, schloß er ferner aus. Sein ganzes Wesen flößte ihr kein Vertrauen ein; jedoch den furchtbaren Schlag, der sie bald von ihm treffen sollte, konnte sie nicht ahnden.

Schon frühe war die Herzogin, wie bereits erwähnt, von ihrem Gemahl getrennt worden, und die Ferne, in welche schon die Anstalten und der Gang der prinzlichen Erziehung den Sohn ihr rückten, konnte durch jenen Umstand nicht vermindert sein. Die Revolution brachte sie noch mehr auseinander, die Meinungen, Entschlüsse und Schicksale gingen weit auseinander. Der Prinz

war blühend und kräftig herangewachsen, und unter dem Namen Herzog von Enghien schon als würdiger Sprosse des Hauses Condé rühmlich bekannt. Den Vater und Großvater in die Emigration begleitend, stand er feindlich gegen sein Vaterland, und führte in Deutschland die Waffen gegen seine Landsleute, während die Mutter in Frankreich hatte bleiben wollen, und nur gezwungen jetzt nach Spanien verschlagen war. Ihre Zärtlichkeit war sich stets gleich geblieben, wenn auch jetzt, noch mehr als schon immer, in ihren Äußerungen verhindert. Bald sollte dieses Gefühl in gränzenlosen Jammer sinken. Das Emporsteigen Bonaparte's an die Spitze der französischen Republik setzte persönliche Interessen an die Stelle der allgemeinen. Den Bourbon, welchen die Republik nur, sofern er ihren Boden betrat, als Feind tödten wollte, suchte der eifersüchtige Gewalthaber auch jenseits der Gränzen auf, um ihn herüberzuschleppen und umzubringen. Wir wollen die einzelnen Umstände des traurigen Ereignisses nicht wiederholen, das am 21. März 1804 der fernen Mutter den einzigen Sohn raubte. In ganz Europa wurde der Schlag empfunden, doch gewiß nirgendwo schmerzlicher als in Barcelona, wo dem Mutterherzen der letzte Trost erlosch, der ihm auf Erden noch geleuchtet hatte. —

In unserm Briefwechsel, der in diesen Zeiten schwerlich unentdeckt und dann nicht ohne Argwohn und Gefahr geführt werden konnte, besonders da eine furchtbare Spannung nach der Unthat noch länger fortwaltete, durfte diese Katastrophe von keiner Seite näher besprochen werden, doch finden wir einigemal deren erwähnt, von dem Freunde mit der Zartheit und Vorsicht, welche

ihm geziemen, von der Herzogin mit dem Ausdrucke des Schmerzes, den auch die Tyrannei nicht verargen kann. Sie schreibt in der nächsten Zeit an ihren Freund: „O leiden Sie es, mein Kind, daß ich Ihnen diesen Namen gebe, der meinem Herzen so schrecklich und so theuer ist! Ich habe ein durch das Blut mir angehöriges verloren, lassen Sie mich ein andres in Ihnen wiederfinden, dem Geiste nach. Ach! in Schmerzen gebar ich ihn, den Sohn: zu meinem Schmerze fern von mir ward er erzogen: er ging in Richtungen ein, die mir viele Schmerzen verursacht haben, und in Folge dieser Richtungen verlier' ich ihn unter den tödtlichsten aller Schmerzen! Sie, mein lieber Engel, waren seit den ersten Augenblicken unsrer Bekanntschaft eine Linderung meinem Schmerz; Ihre schöne Seele sprach zu der meinen. Ihre Briefe haben oft meine Schmerzen unterbrochen; was Sie mir zuletzt geschrieben, ist eine Art von Balsam auf die blutende Wunde meines Herzens; ich hoffe, daß das Ihre einst alle Schmerzen aus ihm scheuchen wird, denn welche Freude würde ich empfinden, wenn mir gelungen wäre, dem Herrn einen Geist zu gebären, der sein ewiges Heil mir verdankte, als dem treuen Werkzeuge der Einwirkung Gottes auf seine Seele! Welche Befriedigung für mich, wenn Ihre Seele so gewonnen wäre!" Der Freund hatte schon seit einiger Zeit angefangen, von seinen bisherigen Meinungen abzugehen und den Überzeugungen der Freundin sich zu nähern. Seine religiösen Ansichten und Gefühle gewannen täglich mehr Bestand, und verhießen, je größer und härter der Kampf war, einen desto reicheren Sieg. So gönnte der Himmel dem frommen Herzen in seiner tief-

sten Nacht gleich wieder einen Strahl von jenseits, den einzigen, der hier auch die irdische Bahn noch erhellen mochte!

Die Herzogin hatte einen andern Verlust erlitten, den ihr Herz gleichfalls tief betrauerte. Saint-Martin war gestorben, von dem sie zwar schon längst getrennt gewesen, den sie aber stets gehofft hatte in Frankreich einst noch wiederzusehen, wie sie denn dem Wunsche, dahin zurückzukehren, nie ganz entsagen konnte. Von diesem ältern, dem schon hier durch höheres Wissen beglückten Freunde schrieb sie dem jüngern, strebenden: „Sie sollen wissen, daß in der Zahl derer, die mein Herz sehnend entbehrt, der gute Saint-Martin ist, an dessen Sorgfalt ich Sie hatte weisen wollen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich seit seinem Tod es empfinde, daß sein Geist sich mit dem meinen vereinigt und meine Fassungskraft steigert, daß ich seine Schriften verstehen lerne.“ Die letzte dieser, noch bei seinem Leben herausgekommenen Schriften war damals: „Le ministère de l'homme-esprit,“ welches Buch, oder vielmehr vorläufig nur dessen Einleitung, denn auch mit bestem Eifer dem jungen Freunde empfohlen wird, der sich aber für dessen Verständniß einstweilen noch unreif bekennen muß.

Aber die Herzogin läßt nicht nach, zuversichtlich und unermüdlich sucht sie immer neue Wege, den Glaubenswahrheiten, von welchen sie durchdrungen ist, Eingang in die Seele des Freundes zu verschaffen, von allen Seiten greift sie das Werk an, jede Hülfe dazu ruft sie herbei. Sie sendet und empfiehlt Bücher; da dem Freunde die Schriften Saint-Martin's noch zu

schwer sind, so wünscht sie, daß er Fénélon, Pascal, Bossuet lese, sogar die Protestanten Necker und Abadie. Auch an die Evangelien selbst weiset sie ihn. Unaufhörlich befeuert sie den oft nachlassenden Fleiß zur religiösen Betrachtung. Sie spricht die herzlichsten Bitten aus, die rührendsten Mahnungen, den liebevollsten Antheil. Wenn alles vergeblich scheint, rechnet sie auf Unglück, auf Krankheit und Lebensüberdruß, auf Alter und Todesnähe. Am meisten doch strebt sie durch Gedankenentwicklung, und Geisteseinsicht und Erkenntnißgründe zu wirken. Sie scheut keinen Gegenstand, keine Erörterung, nimmt jeden Einwurf, jeden Irrthum auf, um bis in's Einzelne seine Ungültigkeit darzuthun. Im Ganzen folgt sie hierbei dem Lichte, welches den Weg Saint-Martin's bezeichnet, allein sie bewegt sich mit Freiheit und Selbstständigkeit. Auf Gott, auf die Liebe, auf den Erlöser weiset sie beständig hin, und auf das eigne Herz, die eigne Seele, als das lebendige Buch, worin alles zu lesen sei für den, der sehen wolle.

Weitläufige Bemühung hat sie mit dem Sündenfall, welchen der Freund nicht anzunehmen vermag, und dessen Gewißheit ihr unwidersprechlich feststeht. Mit eigenthümlichem Scharfsinn behandelt sie diese Lehre, und Grégoire bekennt, sie habe deren Wahrheit sehr gut dargethan. Das Werk der Erlösung steht ihr hiemit in engster Verbindung, und an Christus zu glauben ist ihr der Grund alles Heils. Der Glauben der katholischen Kirche ist der ihre, allein diese Kirche selbst ist ihr eine unsichtbare, wahrhaft allgemeine, von welcher die sichtbare Kirche, mit ihren Priestern und Anstalten, nur ein Abglanz und allzu oft nur ein Verderbniß ist. Sie

glaubt die Wahrheiten der Religion in alle christlichen Bekenntnisse ausgestreut. Ferner schreibt sie: „Ich glaube mit Ihnen, daß die Weisen des Heidenthums, welche den Erlöser weder kennen noch verwerfen konnten, Theil haben werden an seinem Reiche ebenso wie die wahren Juden und die wahren Christen, aber alle durch sein Verdienst, und daß sie nicht eingehen werden als nur durch ihn, da sie nicht leben können als nur in ihm; dies bestätigt sich mir alle Tage mehr, je tiefer ich in den Schacht eindringe der unversiegbaren Wissenschaft, die meinem Denken aufgeschlossen ist, und meinem Herzen so entzückenden Genuß gewährt."

Mit welcher Eigenheit und Kraft sie die Gegenstände zu verarbeiten und zu wenden weiß, jeden Bezug immer schnell und rein an das Höchste knüpft, davon sei hier als Beispiel das geistreiche Wort angeführt, durch welches sie das Wesen der Dankbarkeit darlegt: „Ich bewundre — sagt sie — den Menschen nur, sofern er sich ein Nichts glaubt und alles Gott beimißt. Glauben Sie mir, nur ein solcher ist fähig, das aufrichtige Gefühl der Dankbarkeit zu kennen, denn wer dankbar gegen seinen Schöpfer ist, verfehlt nicht es auch gegen die Werkzeuge zu sein, deren dieser sich bedient um ihm Gutes zu erweisen, dagegen wird derjenige, welcher vergißt, daß er alles Gott schuldig und nur der Verwalter seiner Gaben ist, ebenso vergessen, was er seines Gleichen schuldig geworden, und oft die Andern nur verpflichten, in soweit er einen Vortheil dabei für sich erwartet. Man macht also nicht Undankbare, aber man findet deren oft, weil man es selber gegen die

Gottheit gewesen, indem man ihr jedes vorgezogen; hier liegt die wahre Ursache der Undankbarkeit des menschlichen Herzens, zerstören Sie diese, lehren Sie Ihr Herz sein eignes Nichts und seine völlige Abhängigkeit von Gott erkennen, so werden Sie es demüthig und unterworfen machen, denn es wird alsdann fühlen, daß es der ihm verliehenen Freiheit nur theilhaft geworden, um die Gesetze seines Herrn zu befolgen, und die Gaben desselben nach dessen Absicht verwende, ohne sich selber sie zuzueignen. Verliert er diese ewige Wahrheit niemals aus den Augen, so wird er keine Dankbarkeit fordern, und indem er sie nicht fordert, wird er sie den Guten einflößen, die der Bösen nicht vermissen, und sich begnügt finden, seine Pflicht erfüllt zu haben, indem er so viel Gutes geübt als ihm möglich war, und ohne Eigenheit noch Vortheil für sich."

Eigne Gedanken hegt sie auch über das Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret euch!" durch alle Zeiten fortwirke, ohne daß seine Wiederholung nöthig werde, eben so wirke, meint sie, der Spruch bei Einsetzung des Abendmahls fort und fort, und die segnende Kraft sei nicht abhängig von dem Wiederholungsakte der Priester, sondern wer sein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der sei auch desselben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Priester der römischen Kirche, um dieser und anderer ihnen feindlicher Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche versagen, wie solches in Frankreich öfters und dann auch in Spanien der Fall gewesen, so ist sie darüber nicht beunruhigt, und hofft, der Erlöser werde sie deßhalb nicht verwerfen, daß sie nur auf ihn

allein sich verlassen habe, und darum von den Priestern sei verworfen worden.

Der Freund, welchem all diese Beeiferung und Arbeit sie zuwendet, ist nicht leicht zu behandeln; er ist verständig, ehrlich, hartnäckig, vertheidigt jeden Schritt des Bodens, auf dem er steht, und wenn er nachzugeben scheint, ist es öfters nur, um desto heftiger wieder vorzudringen. Sein sanftes Naturell, sein gründlich guter Wille, seine Ehrerbietung und wahre Seelenliebe für die treue Gottesfreundin, lassen ihn oft wünschen, ihr auf ihren Wegen folgen zu können; er ist gerührt, bisweilen erschüttert, mehrmals überzeugt er sich von Wahrheiten, die er früher bestritt; herbe Verluste durch den Tod, frühe Kränklichkeit, unerfüllte Wünsche, alles drängt ihn zum Troste der Religion, ja der Augenblick scheint öfters ganz nahe, in welchem er sich als Christ bekennen wird. Doch Zweifel und Widerspruch entfernen diesen Augenblick immer wieder; und die freudigen Hoffnungen der Herzogin wenden sich in düstre Trauer. Einmal ist der plötzliche Absprung so groß, daß die Aussicht eines Erfolgs fast verschwindet; nicht mehr der gute Engel kann der Freund heißen, sondern ein böser wird er genannt, weil er kaum eine bessre Sprache führe, als jene gefallenen, für die doch auch in der unendlichen Barmherzigkeit noch nicht alle Hülfe erloschen sei! —

Zwischen alles dieses treten widrige Unterbrechungen, durch Krankheit, durch Weltumstände. Die im J. 1808 in Spanien ausbrechende Kriegsverwirrung stört oft längere Zeit allen Verkehr. Es vergehen halbe Jahre und ganze, in denen unser Briefwechsel stockte. Dagegen

ergreift die Herzogin den Gedanken, die bisherigen Briefe zu vereinigen, zu ordnen, für Freunde und Gleichgesinnte zur vertraulichen Mittheilung, aus der mancherlei Förderung hervorgehen könne. Der Freund, aus Bescheidenheit anfangs bedenklich, stimmt dem Vorhaben bei, und sendet die empfangenen Briefe, deren Urschriften er jedoch in keinem Falle verlieren will. Nur spät indeß kommt die Sammlung und Auswahl zu Stande; die Herzogin nimmt nur das Wesentliche auf, rechnet aber dahin auch das Persönliche, welches sich mit jenem verflochten hat. Sie fügt ihre kleinen Aufsätze hinzu, wie sie deren zu verschiedenen Zeiten, zur eignen und fremden Belehrung, manche entworfen hat, und läßt das Ganze, anstatt beschwerlich und unsicher durch Abschriften, durch den Druck vervielfältigen, doch nur als Handschrift, bloß für den eignen und der Freunde Gebrauch. Wir danken es ihr, daß sie zum Behuf der engeren Mittheilung den Weg gewählt hat, aus welchem der Übergang in größere Verbreitung minder schwer ist, und die Möglichkeit dieser darf niemals ausgeschlossen sein, denn was die Welt als gut und brauchbar begehren mag, darauf hat sie auch ein Recht.

Die späteren Briefe deuten schon entschiedner die Sinnesänderung an, welche dem standhaften Eifer und der tiefen Frömmigkeit doch endlich in dem Herzen des Freundes zu erwecken gelang. Der letzte Brief ist von der Herzogin im Anfange des Jahres 1812 geschrieben; eine Anmerkung sagt uns aber, daß der Briefwechsel damit noch keineswegs aufgehört habe, und daß die Fortsetzung nachgeliefert werden solle, sobald der Stoff sich auf's neue angehäuft.

Nach den Briefen, deren Schluß in den zweiten Band hineinreicht, folgen sodann, den meisten Raum desselben einnehmend, vermischte Aufsätze mannigfachen Inhalts und wechselnder Form, in welchen dieselbe Geisteswendung, wie in den Briefen, nur in manchem Betreff noch freier und schärfer als in diesen, sich ausspricht. Wir finden zuerst: „Fragments sur la morale chrétienne," deren Reihe eine allegorische Fabel über die Revolution eröffnet, dann Aufsätze über Irrthum und Wahrheit, über die Lüge, eine Schilderung der Liebe, Gedanken über den Schlaf, über die Musik, ein Bildniß der Sanftmuth, die Vergleichung des Gotteslängners und des Gläubigen, Fragen und Antworten über den Geist der Welt, ein politischer Katechismus über die Sittlichkeit der Völker und die Regierung der Mächtigen, und vieles verwandter Art, auch die schon von uns mitgetheilten religiösen Gedanken über die französische Revolution. Der wichtigste Aufsatz dünkt uns eine Antwort an einen Theologen, der die Lehre der Verfasserin zu widerlegen suchte; hier findet sich ein beinahe vollständiges Glaubensbekenntniß, das mit Kühnheit auf die tiefsten Forschungen eingeht, mit bewundernswürdigen Geistesmitteln eine seltne Stärke der Überzeugung ausdrückt, mit der Frage schließt: „Bei dem dargelegten Widerspruche, in welchem sich die heutigen Priester mit den Worten des Apostels Paulus befinden, darf ich jene für die wahren Nachfolger der Apostel halten und muß man nicht vielmehr gegen ihre Unterweisungen im Allgemeinen und im Besondern sehr auf seiner Hut sein, wenn man ernstlich nach Wahrheit ringt?"

Sodann folgen „Petits contes moraux," größere und kleinere Erzählungen, mit Anmuth vorgetragen, sämmtlich religiösen Gehalts, oft an unsern Jung-Stilling erinnernd. Den Schluß macht ein Gemählde dreier Schwestern, oder vielmehr das dreifache Bild der Verfasserin selbst, wie sie von Vorliebe, von Abneigung, und von unpartheilicher Wahrheit gesehen wird. Den reinsten Spiegel ihrer selbst aber giebt, unsres Bedünkens, der unmittelbar vorhergehende Aufsatz, eine „Vergleichung des Glückes, das die Liebe zu fünfundzwanzig Jahren in der Natur genießen kann, mit dem, dessen dasselbe Herz noch zu fünfundzwanzig Jahren in der Gnade theilhaft werden mag." Wir bedauern, von diesen Aufsätzen, deren manche des Namens Saint-Martin nicht unwürdig wären, wie sie denn alle in seinem Geiste sind, hier größere Proben nicht füglich einschalten zu können. Eine Auswahl derselben dürfte vielleicht späterhin ihre Stelle finden.

Wir haben uns zu den Personen zurückzuwenden, mit welchen das vorliegende Buch uns in so vertraute Bekanntschaft gesetzt und schon zu nahe befreundet hat, um nicht ihre weitern Geistes- und Lebenswege antheilvollen Blickes zu begleiten!

Die Herzogin, von Krieg und Aufstand umgeben, blickte bald sehnsüchtig nach Frankreich, wohin sie stets wünschte zurückzukehren, wenn auch nur um in den Armen ihrer Freundinnen zu sterben, bald angstvoll auf größere Ferne, wohin neue Nöthigung und Flucht sie zu werfen drohten. Einsam, krank, abgeschnitten von allem, was ihr Leben erhellen konnte, fand sie nur Trost in völliger Gottergebung. So trafen die neuen Ent-

wicklungen sie, zu denen die Weltereigniſſe ſich entſchieden.

Der Sturz Napoleon's, die Wiederherſtellung der Bourbons in Frankreich, machten ſich der ganzen mitlebenden Welt fühlbar, um ſo mehr den Perſonen, deren Schickſal unmittelbar mit dieſen Wandlungen zuſammenhing. Die Herzogin kehrte nach Frankreich zurück. Anſehn, Glanz und Fülle boten ſich ihr dar, konnten aber ihre Seele wenig reizen.

Bei dem unerwarteten Sturme, der durch die Rückkehr Napoleon's von Elba über Frankreich hinbrauſte, wollte die Herzogin abermals lieber im Vaterlande ausdauern, als ein unſichres Loos in der Ferne ſuchen. Sie ſandte ihren natürlichen Bruder, den Abbé Saint-Phar, zu der Königin Hortenſia, um durch deren Vermittlung die Erlaubniß zum Bleiben zu erlangen. Der Herzog von Baſſano nahm ſich der Sache an, und erwirkte endlich, daß der Kaiſer ihr ſowohl jene Erlaubniß, als auch ein anſehnliches Jahrgeld bewilligte, ebenſo wie der Herzogin von Orleans, welche durch einen Beinbruch in Paris zurückgehalten war, und die gleiche Vermittlung angeſprochen hatte.

Die zweite Abdankung Napoleon's löſte jedoch dieſe ängſtlichen Verhältniſſe bald wieder auf, und die Herzogin ſah ſich in alle Vortheile ihrer Stellung und ihres Ranges in der Familie Bourbon wieder eingeſetzt. Allein ihre unerſchütterte Denkart, ihre Geiſtesfreiheit und Wahrheitsliebe konnten in den neuen Zuſtänden faſt noch weniger ihre Stelle finden, als vormals in den alten. Im tiefſten Widerſpruche mit der ſie umgebenden Welt, zu Streit und Kampf nicht berufen noch fähig, dabei Frie-

den und Wohlwollen im Herzen auch für Andersgesinnte, erkannte sie, daß hier nur Meiden und Entsagen fromme. Der innerste Hang stimmte damit überein. Im Lichte höherer Erkenntniß, in gottseliger Andacht und Übung ihre noch übrigen Tage hinzubringen, erschien ihr als das reinste Glück. Sie zog sich daher völlig aus den Weltberührungen zurück, lebte mit wenigen geistesverwandten Vertrauten, beschäftigte sich nur mit Werken der Andacht und Liebe. Unbemerkt und vergessen zu sein, war ihr eifrigster Wunsch. Grade in diesem Betreff aber mußte sie eine Prüfung bestehen, welche grade zu dieser Zeit eine der ungelegensten sein konnte.

Die spanische Inquisition, mit der Wiederkehr Ferdinands des Siebenten auch ihrerseits aufzuleben versuchend, doch nur ein Schatten ihrer früheren Macht, welche, wie sonst gegen Leib und Leben, nur noch gegen Bücher wüthen konnte, suchte manches Versäumte nachzuholen, und warf ihren Grimm nachträglich auch auf das Buch der Herzogin, das als ein französisches, in Spanien ohne geistliche Erlaubniß gedrucktes, schon deßhalb feindlich dünken mußte. Die schnöden Diener unwürdigen Geisteszwanges fanden allerdings Gründe genug, ein Buch zu verurtheilen, das neben dem Glauben auch Geistesfreiheit wollte, und mit manchen Satzungen der katholischen Kirche nicht übereinstimmte. Das Buch wegen Irrlehren zu verdammen, mochten sie befugt sein; allein sie wollten ihr Opfer noch von einer andern Seite her treffen, und waren des Vorwandes dazu schon habhaft. Auf den Grund einer einzigen Stelle des Reiseberichts, wo die Herzogin vielleicht zu aufrichtig, aber völlig arglos, eine Bemerkung einfließen läßt, die man freilich

von Frauen nicht zu vernehmen pflegt, die aber geschrieben zu haben, nicht grade schlimmer ist, als so darüber zu lärmen, — auf diesen Grund hin erklärte die Inquisition, durch einen Spruch im Jahre 1819, das Buch nicht nur für ketzerisch, sondern auch für unsittlich und schlüpfrig! Eitle Selbstsucht und heuchlerische Gleißnerei haben zu allen Zeiten grade diese Anklage als wohlfeile und bequeme Ergänzung jeder beliebigen Gehässigkeit gebraucht. Die Herzogin konnte durch diese Verurtheilung nicht gekränkt, ja kaum berührt werden, da Spruch und Gegenstand für die Welt wie nicht vorhanden waren, sie selbst aber in ihrem freien Geiste den rohen und blinden Eifer, der schon seiner eignen Ohnmacht erlag, nur bemitleidete. Sie hatte schon zwölf Jahre vorher, gegen solche Verurtheilung, die ihr damals aber nur im Stillen begegnete, in einer Briefstelle gesagt, sie glaube nicht, daß man die Priester zu fragen habe, um den Weg der geistlichen Unterweisung zu finden, sondern einzig den wahren Lehrer, der uns nie hintergehen könne. „Die Priester, fährt sie fort, werden schreien über Gefahr, über Fanatismus, und werden selber fanatischer sein und mehr in Gefahr, als diejenigen, welche sie ablenken möchten. Weil ich so denke, verdammen sie mich; allein die Überzeugung ist im Grunde meiner Seele so fest, daß ich jene beklage ohne ihnen zu grollen, noch mich einen Augenblick von dem Wege abzuwenden, den ich seit beinahe zwanzig Jahren wandle; vielmehr bestärkt sich mir täglich mehr seine Vorzüglichkeit, so wie die mächtigen Hülfen, die er mir bietet, um dieses mit Schmerzen und Prüfungen angefüllte Leben zu durchwallen."

Die französische Geistlichkeit, welche die Grundsätze

der Herzogin genugsam kannte, um zu wissen, daß sie in vielen Dingen mit dem von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Glauben nicht übereinstimme, fand es der Klugheit gemäß, die ohnehin vielfachen und bedenklichen kirchlichen Händel nicht durch einen neuen zu vermehren, und eine Prinzessin des Königlichen Hauses der Ketzerei zu beschuldigen; im Gegentheil nahmen sie die stille und erbauliche Frömmigkeit derselben, welche äußerlich keinen Widerspruch gegen die Kirche zeigte, sondern sich ihr mit allem Eifer anzuschließen suchte, gern als ein erfreuliches Beispiel auf, das den Triumph des katholischen Glaubens nur mehren mußte. Sie blieb also nicht nur von aller Anfechtung frei, sondern auch im Rufe der frömmsten Andacht, der in den letzten Jahren ihres Lebens bis zur Heiligkeit gesteigert wurde.

Ohne jemals ihre Grundansichten aufzugeben, kostete es die Herzogin doch wenig Überwindung, dieselben, um Ärgerniß und Zwiespalt zu vermeiden, immer fester im Innern zu verschließen, ihre bisweilen anstößig gewesene Munterkeit, durch Alter und Schwachheit schon gemildert, noch mehr zu beschränken, und solchergestalt mit der Kirche im Frieden zu bleiben. Auch bei ihrer festen Meinung von derselben, empfand sie doch die Gaben und Tröstungen von daher als höchst wohlthätige, und hätte, besonders in den letzten Jahren, da sie schwächer und hülfsbedürftiger wurde, solche nur schmerzlich vermißt.

In Andachtsübungen und Gebet sah sie mit Freudigkeit dem Augenblick entgegen, der sie von den irdischen Banden erlösen und einer Herrlichkeit zuführen würde, deren Unterpfand sie in der Seele trug. Sie hatte oft

das Loos gepriesen und ersehnt, an geheiligter Stätte betend zu verscheiden. Dieses Loos wurde ihr zu Theil, am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva.

Ihr Freund war vor ihr dahingeschieden. Sie hatte das Glück, ihn zuletzt völlig als ihr geistliches Kind annehmen zu können. Er war noch vor ihrer Wiederkehr nach Paris, nach wiederholten, tiefen Prüfungen, die auch in den Zeitereignissen mitwirkende Eindrücke fanden, hauptsächlich aber durch die Seelenpflege der Freundin, ein aufrichtiger Bekenner des Christenthums geworden. Seine letzten Jahre verlebte auch er in tiefer Frömmigkeit, und gab, als der Tod ihn früh, kaum in den Vierzigern, dahinraffte, ein hohes Beispiel gläubiger Zuversicht.

Die religiösen Überzeugungen sind das Eigenste des innern Lebens, und daher die Gestalten ihrer Entwicklung so mannigfach, wie das persönliche Leben überhaupt. Kein Weg, keine Hülfe ist hier auszuschließen, und jedes Gebild kann in seiner Weise wieder fruchtbar werden. Die Herzogin von Bourbon und ihr Freund geben ein merkwürdiges Beispiel, wie sich das untere Leben zum Dienste des höheren krümmt und windet, und diese Darstellung grade trifft vielleicht manchen Sinn, der Anreiz und Leitung aus ihr empfängt! Die Religiosität der Herzogin erscheint als eine wohlthätige Flamme, welche aus geringen und trüben Anlagen den hellsten Gewinn läutert. Sie ist, wie jetzt alles höhere Geistesleben in der katholischen Kirche, schon halb protestantisch, doch ohne jene Form zu brechen, noch diese anzunehmen. Wir werden sie darum nur um so freundlicher begrüßen, als eine

Erscheinung mehr zu den schon vielen, welche auf eine neue Stufe religiöser Bildung hindeuten, wo jede Gestalt zugelassen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Wesen. So weilt auch unsre Betrachtung hier nicht bei den Glaubenslehren, sondern vorzugsweise bei dem Lebensbilde; und welche Beruhigung gewährt es nicht, mitten durch die Strömungen wilder Gewalt und Zerstörung, zwischen Auf- und Niedergang der Völker und Reiche, einen Strahl stillen Friedens und höchsten Lebens wallen zu sehen! —

Zwei Gespräche Saint-Martin's.

Von Saint-Martin, dem edlen Jünger einer wahrhaft liebenswürdigen Weisheit, dem unbekannten Philosophen, wie er sich nannte, ist in neuerer Zeit häufig die Rede gewesen, und in Deutschland durch Rahel, in Frankreich durch Custine, Sainte-Beuve, und andre höhere Schriftsteller, sein Andenken zu steigender Verehrung ausgebreitet worden. Seine Schriften jedoch finden sich selten irgendwo beisammen, und manche sind gar nicht zu bekommen. Noch seltner sind die Hülfsquellen, aus welchen Nachrichten über sein Leben und Wirken, über seine Verhältnisse zu Personen und Gesellschaften zu schöpfen wären. Manches mag für immer verloren sein, manches aber ist gewiß noch vorhanden, und liegt wer weiß wo in Frankreich, England oder Deutschland, verwahrt und versteckt! Sein Verhältniß zur Herzogin von Bourbon, der Tante des jetzigen Königs der Franzosen, wäre schon für sich allein einer Darstellung werth. Grade hiefür dürfen wir vielleicht mit nächstem die Eröffnung reicheren Stoffes erwarten, als uns noch zur Zeit vorliegt.

Einstweilen versagen wir uns nicht, ein paar kleinere Reliquien des trefflichen Mannes mitzutheilen, die wir unter literarischen Trümmern hervorgesucht, wo schwerlich so leicht wieder ein Blick sich hinverirrt. Es sind dies zwei kleine Gespräche, die nicht er selbst, sondern der jedesmalige Mitsprecher aufgezeichnet hat. So gering der Umfang ist, so giebt sich doch der ganze Charakter, und besonders die Erscheinungsweise des Mannes, in den wenigen Worten zu erkennen.

Das erste dieser beiden Gespräche hat uns Herr Tourlet aufbewahrt, ein Schriftsteller, der vor einigen dreißig Jahren in französischen Zeitschriften eines nicht unverdienten Rufes genoß, der indeß freilich nicht im Stande war, über Saint-Martin ein gültiges Urtheil aufzustellen. Da eine große Zahl von Menschen aber niemals ihrer Sache gewisser sind, als wenn sie gar nichts davon verstehen, und dann das geheime Mahnen ihres Nichtwissens in absprechendem Hohn und ärgerlicher Grobheit zu ersticken suchen, so dürfen wir uns nicht wundern, daß ein sonstiger Schätzer Saint-Martin's denselben mit fast rohem Unglimpf abfahren läßt. Er macht diesen mehr als wieder gut durch die Aufrichtigkeit, mit der er am Schlusse bekennt, wie seine Verdrießlichkeit von Saint-Martin's sanftem Gleichmuth beschämt worden, und durch das Zeugniß, welches er dem ganzen Leben desselben zuletzt ertheilt.

Er trägt den Anlaß und Verlauf der kurzen Verhandlung folgendermaßen selber vor:

„Das ganz Unverständliche kann man nicht bestreiten, aber auch nicht annehmen, und so kam ich mit

Saint-Martin über seine mystische Zahlenlehre einesmals in ein ziemlich scharfes Gespräch. Es war die Rede von einem griechischen Dichter, welchem Saint-Martin einiges Lob ertheilte. Ich fragte ihn, ob er nicht eben so wie ich fände, daß die Vergleichungen bei diesem Dichter allzu häufig vorkämen?

Saint-Martin. Aber man liebt immer die Vergleichungen, weil sie eine Wirklichkeit voraussetzen.

Ich. In der That, die Vergleichungen erheben und veredeln den Ausdruck der Natur.

Saint-Martin. Der Natur? was drückt die aus? Von was ist sie der Typus?

Ich. Ich liebe nicht, höher aufzusteigen. Die Natur umfaßt alles was ist.

Saint-Martin. Sie steigen nicht höher auf! ... auch nicht eine Sprosse höher ... eine einzige ... um zu der Allgemeinheit aller Wesen zu gelangen. ...

Ich. Das hieße zum Unendlichen aufsteigen.

Saint-Martin. Zum Unendlichen, wenn Sie diese Bezeichnung vorziehen. Aber halten Sie an der Einheit, der Grundzahl.

Ich. Die Einheit ist dann nur eine abstrakte Zahl. Die Natur ist die Sammlung aller Individuen. Die Individuen allein existiren, aber ihre Sammlung, oder die Einheit ist nirgends.

Saint-Martin. Im Gegentheil. Jedes Individuum ist in der Einheit mitbegriffen. Die Tugend, die Kraft, kann nur in der Einheit sein. Die Einheit ist der Mittelpunkt, von dem die andern Zahlen ausgehen, wie ebensoviele Radien; diese Zahlen sind ebensoviele Wesen, die nur durch ihre Beziehung

zur Einheit existiren. Wollen Sie denn, daß es Radien gebe ohne Mittelpunkt?

Hier zeichnete Saint-Martin ein Dreieck in einen Kreis. „Sie werden hier, fuhr er fort, die Tugend der Zahlen wahrnehmen." Dann deutete er Linien an, die aus dem Mittelpunkte nach dem Umkreis gezogen sein sollten, und bemühte sich, mir die Beziehungen von Eins zu Vier zu zeigen, fakultative Beziehungen, die eine Reihe immaterieller Wesen ausdrücken, sich der Grundeinheit anschließen u. s. w.

Ich. Und Sie sehen da die Tugenden der Zahlen!

Saint-Martin. Ja gewiß.

Ich. Ich bedaure Sie.

Saint-Martin. Ich ermahne Sie, zu suchen.

Ich. Aber ich habe ja Ihre Bücher, die hiervon handeln, und ich bedaure die, welche sie verstehen.

Saint-Martin. Die, welche sie verstehen, sind nicht zu bedauern, sie suchen nicht mehr, sie folgen dem Wege ...

Hier wurden wir unterbrochen; ich war beschämt, einige üble Laune gezeigt zu haben, während ich in ihm nicht die geringste Gemüthsbewegung bemerkt hatte. Wir schieden indeß jenes Tages noch ganz wohlzufrieden einer mit dem andern. Als ich ihn später wiedersah, nahm ich mich wohl in Acht, denselben Gegenstand zu berühren. Tourlet schließt seinen Aufsatz mit den Worten:

„Wollen wir den Mann beurtheilen, wohlan, sehen wir seine Handlungen an, und das ganze Leben des unbekannten Philosophen zeigt uns nur eine unaufhörliche Anwendung der Vorschrift, die er oft in seinen Schrif-

ten empfiehlt, und die er besser als irgend jemand ausübte: „Es ist gut, immerfort die Augen auf die Wissenschaft zu richten, um sich nicht einzubilden, man wisse etwas; auf die Gerechtigkeit, um sich nicht für vorwurfsfrei zu halten; auf alle Tugenden, um nicht zu meinen, man besitze sie."

Das zweite kleine Gespräch ist von einem Herrn J. M. D., der in näherem Grade, als jener, den Namen eines Freundes verdient, und freilich auch mit einer Seite Saint-Martin's in Berührung kommt, die mehr, als die mystische Zahlenlehre, den allgemeinen menschlichen Sinn anspricht. Immer darf es ein merkwürdiges Beispiel sein, wie hier der Wohlthätigkeitseifer, und zwar der ganz gewöhnliche und gemeine, in einem tiefgeistigen und hochgebildeten Menschen die Herrschaft behauptet. Das Gespräch ist uns, wie folgt, überliefert:

„Ich. Sie gehen nicht mehr in's Theater, sagen Sie?

Saint-Martin. Seit funfzehn Jahren war ich nicht dort.

Ich. Diese Vergnügungsart hat also wohl nicht mehr den früheren Reiz für Sie?

Saint-Martin. Die Aufführung mancher Schauspiele ist eine der Vergnügungen, die ich mit der meisten Leidenschaft geliebt habe und noch liebe.

Ich. Ich verstehe; Ihre moralischen Grundsätze verdammen das Theater.

Saint-Martin. Die dramatischen Erzeugnisse, von denen ich mir so viel Genuß verspreche, gehören nicht zu denen, deren Aufführung mir tadelnswerth dünken möchte. Denn der Genuß, den sie mir verschafften, könnte nur aus der innern Bewegung entstehen, die sich mit Anschauen einer auf die Scene gebrachten tugendhaften Handlung verknüpft, und aus der herrlichen Sympathie, die mich diese Empfindung mit allen Zuschauern auf eine so einstimmige als ursprüngliche Weise theilen läßt.

Ich. Also ist es Mangel an Muße, der Sie verhindert hat, ein Vergnügen zu genießen, auf das Sie so großen Werth legen.

Saint-Martin. Noch weit weniger; in diesen funfzehn Jahren bin ich oft unterwegs gewesen, um in's Theater zu gehen.

Ich. Und wer hat Sie unterwegs abgehalten?

Saint-Martin. Das kann ich Ihnen nicht sagen.

Ich. Ich möchte doch gar zu gerne hierüber Ihre Meinung vollständig wissen. Ist dabei irgend ein Geheimniß von Zahl, von Krokodil? Muß man eingeweiht sein, um Ihnen Ihr Geheimniß abzufragen? Ist es nicht genug, Ihr Freund zu sein?

Saint-Martin. Weder Geheimniß noch Einweihung giebt es hiebei. Aber wenn ich Ihnen die Ursache sagte, die mich auf meinem Wege gehemmt hat, so würden Sie mich für besser halten, als ich bin.

Ich. Nun wohl! Ich verspreche Ihnen, Sie nur für so gut zu halten, als Sie wirklich sind. Jetzt ha-

ben Sie keinen Vorwand mehr. Befriedigen Sie meine Neugier.

Saint-Martin. Ich werde es Ihnen jetzt also sagen, aber aus einem ganz entgegengesetzten Grunde, auf daß Sie nicht glauben, die Sache sei wichtiger und Ihrer Aufmerksamkeit würdiger, als sie ist. Nichts ist einfacher. Oft also bin ich von Hause weggegangen in der Absicht, die Français zu besuchen, oder vielleicht auch irgend ein andres Theater. Unterwegs beeilte ich den Schritt, empfand eine lebhafte Erregung, durch den Vorgenuß des Vergnügens, das mich erwartete. Bald jedoch befragt' ich mich über die Beschaffenheit der Eindrücke, von denen ich mich so mächtig beherrscht fühlte. Ich kann es Ihnen sagen, ich fand in mir nur die Erwartung des berauschenden Entzückens, welches mich ehemals ergriffen hatte, wenn die erhabensten Tugendgesinnungen, in der Sprache Corneille's und Racine's ausgedrückt, den allgemeinen Beifall hervorriefen. Dann stellte sich unmittelbar eine Betrachtung ein. Ich will Geld ausgeben, sagt' ich mir, für das Vergnügen, ein bloßes Bild der Tugend zu bewundern, oder vielmehr einen Schatten der Tugend. Mit derselben Summe ...

Ich. Fahren Sie fort, ich bitte, lieber Saint-Martin!

Saint-Martin. Nun wohl, mit derselben Summe kann ich die Wirklichkeit dieses Bildes erlangen, ich kann eine gute Handlung ausüben, anstatt sie in einer flüchtigen Vorstellung abgebildet zu sehen ...

Ich. Sprechen Sie's aus, ich errathe schon.

Saint-Martin. Ich habe diesem Gedanken nie widerstehen können. Ich ging zu irgend einem Unglück-

lichen, den ich kannte, ließ ihm den Betrag meines Parterre-Billets, genoß alles, was ich mir vom Schauspiel versprochen hatte, ja weit mehr noch, und ging ohne Reue nach Hause zurück."

Zur Karakteristik C. E. Schubarth's.

Herr Schubarth in Hirschberg hat mir in den Schlesischen Provinzialblättern einen Aufsatz gewidmet, der durch seine feindselige Wuth weniger meinen Unwillen, als durch seine wahnwitzige Albernheit mein Mitleid erweckt hat. Da ich mich seit Jahren bei der Maxime wohlbefinde, litterarische Armseligkeiten unbeachtet zu lassen, — wie gutes Spiel mir auch, besonders in der letzten Zeit, öfters geboten war, grundlosen und nichtsnutzigen Angriffen mit derbem Schlage zu begegnen, — so würde ich auch Herrn Schubarth nichts erwiedern, da er eine Auszeichnung in diesem Betreff durch nichts verdient, hätte derselbe nicht seinen Anklagen gegen mich auch andre Beschuldigungen verwebt, die er seitdem in einer Flugschrift noch besonders hervorgehoben, und die wegen ihres Bereichs und ihrer Absicht nicht ungerügt bleiben dürfen. Herr Schubarth hat sich den Verläumdern und Verdächtigern der Hegel'schen Philosophie angeschlossen, und in das Geschrei einzustimmen gesucht, welches gegen diese und andre damit zusammenhängende neuere Geistesregungen kürzlich von mehreren Seiten widerlich erschollen ist.

Wissenschaftliche Richtungen und Ansichten mit wissenschaftlichen Waffen vor Geweihten und Kundigen zu bekämpfen, war von jeher gestattet und wird es immer bleiben müssen; aber eine wissenschaftliche Lehre und ihre Bekenner und Anhänger mit unerwiesenen Anschuldigungen bei der Staatsbehörde zu verdächtigen, die Philosophie, anstatt in die stets offnen Schranken der Wissenschaft selber, vor die öffentliche Gewalt zu berufen, den Streit, anstatt ihn wenigstens bei der Behörde geistiger Einsicht des Staates anzubringen, recht eigentlich vor dessen Polizei schleppen und so gleichsam das Niedere zum Richter über das Höhere machen zu wollen, dies ist ein Unterfangen, dem mehr als bloß litterarische Schlechtigkeit zu Grunde liegt, und dem zu begegnen jeder auch nur entfernt dabei Betheiligte zur Aufgabe und Pflicht haben kann. Was nun die Hegel'sche Philosophie selber betrifft, so darf ich ihren anerkannten Meistern und Jüngern getrost überlassen, ihre Sache sowohl wissenschaftlich zu vertreten, als auch gegen niedrige Anfeindungen zu wahren. Aber, in den Kreis geistiger Bestrebungen gestellt, die sich um jenen Namen gesammelt haben, und des Lichtes mitgenießend, welches von daher ausgeht, glaube ich mich verbunden, der allgemeinen Sache durch Aufnahme meiner persönlichen einen Dienst zu erweisen, der, wie gering er sei, wenigstens an Einem Beispiele klar aufzeigen wird, welcherlei Geistes Kinder hier die lautesten Schreier sind. Ich werde zum Glück meine Sache sehr kurz fassen können, indem ich ganz auf das mich Betreffende mich beschränke.

Das Verfahren Herrn Schubarth's ist mir hiebei ehr bequem. Er meint seinen Vorwurf, daß ich ihn

nicht anerkenne, ihm Unrecht thue, ihn verfolge u. s. w., am sicherſten dadurch zu begründen, daß er zeige, ich könne meiner Natur nach nicht anders, ich müſſe ihn haſſen als eine der meinigen ganz entgegengeſetzte Individualität, denn wenn er und ſeine Art etwas gelten dürfe, ſo könne ich und die meinige es nicht. Demnach unterſucht er, auf ſeine Art, was an uns Beiden ſei, und ſtellt unſer Beider Bilder zur Schau, das ſeinige höchſt vortheilhaft, das meinige ſo ſchlimm als möglich gezeichnet, es fehlt nur, daß er mit Hamlet ausriefe: „Seht dies, — und dies!“ denn in der That, nach ſeiner Schilderung iſt er ſelbſt der ganze Mann, gegen den alle Tüchtigen und Großen, — nicht nur Goethe, ſondern auch „Cäſar, Alexander, Karl der Große, Friedrich der Zweite, Homer, Sophokles, Shakeſpeare, Phidias, Raphael, Rubens, Moſes, St. Paulus oder der Herr ſelbſt, und Luther nebſt Copernicus und Columbus und ſo vielen andern geiſtigen Zierden des Menſchengeſchlechts“ nichts einzuwenden haben würden, ich aber bin ihm der zuſammengeflickte Lumpenkönig. Immerhin! Ich kann nur darüber lachen, daß Herrn Schubarth ſein eignes Bild, bei aller Aufputzung, doch noch mehr zur Fratze geworden iſt, als das meinige bei aller gefliſſentlichen Verzerrung. Aber wie es mit Herrn Schubarth ſteht, wie glaubwürdig und ſtimmberechtigt ſein Urtheil ſei, das will ich nun auch meinerſeits unbefangen hervorkehren.

Sonderbar klingt es, daß Herr Schubarth mir vorwirft, ich ſei nichts Selbſtſtändiges, alles nur mit Andern und durch Andre; ein Vorwurf, den man auch Goethe gemacht, und den er, in ſeinem eignen hohen Sinne, ſogar angenommen hat. Ich wüßte wahrlich nicht,

wie ich ihn ablehnen sollte! Aber wie kommt Herr Schubarth dazu, an solche Gebrechen zu erinnern? Grade er sollte doch die Aufmerksamkeit dahin nicht lenken, wo am wenigsten er seine Blöße decken kann. Denn sogar mit Andern und durch Andre ist Herr Schubarth nichts, er, dessen ganzes litterarisches Dasein darauf beruht, daß er sich an den einen Goethe angelehnt, und dieser glücklicherweise still gehalten und sich nicht zufällig geschüttelt hat! Diese Anlehnung ist noch heute sein ganzes Hab und Gut. Denn ein andrer Versuch, in entgegengesetzter Weise, von Hegel etwas zu gewinnen, dadurch, daß er sich an ihm riebe, ist ihm allzu jämmerlich gerathen, und dieser dritte, sich mir anzuhängen, ist der allerverzweifeltste, denn was kann er mit mir und durch mich zu werden hoffen, da ich seiner eignen Meinung nach zu wenig Bedeutung habe, um auf den Gegner eine hinzuschimmern? — Er wirft mir ferner vor, ich sei eigentlich nicht productiv; das hängt mit dem Früheren zusammen, und ist dabei wieder das eigenthümlich Schöpferische gemeint, denn thätiges Streben will mir Herr Schubarth nicht absprechen, und meines Fleißes dürfte ich mich, nach Lessing's Ermächtigung, sogar selber rühmen. Nun wäre es allerdings sonderbar, wollte ich mich gegen jenen Vorwurf vertheidigen, „Cäsar, Alexander, Karl der Große, Friedrich der Zweite, Homer, Sophokles, Shakespeare, Phidias, Raphael, Rubens, Moses, St. Paulus und der Herr selbst, und Luther nebst Copernicus und Columbus" kommen mir nicht gleich zu Hilfe, wie Herrn Schubarth, um die Vortrefflichkeit eines ihrer Gleichen durch ihre Namen zu bezeugen; der Gegenstand, von dem hier die Rede ist, liegt offen zur Schau, und

ich kann Niemanden zwingen, darüber anders als nach eignem Maße zu urtheilen, auch will ich wahrhaftig nicht für mehr gelten, als ich bin, und wofür mich Jeder nehmen will. Die Welt kommt in der That mit dem Werthe des Einzelnen, den sie beurtheilt, schwer und spät und oft gar nicht aufs Reine. Aber wie ungewiß es mit dem absoluten Werthe stehen möge, einen relativen wird man sich immer mit einiger Sicherheit aus der Vergleichung beilegen können, und warum ruft Herr Schubarth diese zwischen ihm und mir hervor? Er, der keinerlei eigne Darstellung je geliefert, der nur anhangsweise kritisch — und oft sehr unkritisch — an fremden Erzeugnissen sich fortgeschleppt hat? —

Doch Herr Schubarth will seinen Werth und den seiner Ansichten und Behauptungen zumeist darauf stützen, daß er sich auf Goethe beruft, der ihn gelobt, gebilligt, ermuntert habe. Da nun Goethe bisweilen auch meiner gedacht hat, so möchte Herr Schubarth die verschiedenen Aussprüche — weil er doch nicht ausstreichen kann, was einmal dasteht, — gegen einander abwägen, und getröstet sich der Einbildung, Goethe habe, wenn auch mich mitunter, doch ihn weit mehr gelobt, und mich Einmal sogar mit etwas zweideutiger Redensart abgefertigt. Gesetzt, dieses Vorgeben wäre genau wahr, wie es dieses nicht ist: was meint Herr Schubarth damit zu beweisen? Ich verehre Goethe'n hoch, und bin überzeugt, daß keines der Worte eines so von ursprünglichem Leben erfüllten Geistes ein völlig todtes sein könne, also selbst das nicht, was er von Herrn Schubarth günstig gesagt haben mag. Allein auf sein Wort hin sich für etwas zu halten, was man ohne dies Wort nicht behaupten dürfte

zu sein, das dünkt mich doch gar zu jämmerlich, und nur der ärmste der armen Teufel kann sich dazu verstehen! Ich denke nicht besser von mir, weil Goethe von mir gesprochen hat, so wie ich nicht schlechter von mir denken würde, hätte Goethe von mir geschwiegen oder mich ohne einleuchtenden Grund getadelt. An meines Freundes Uhland Stelle würde ich, bei dem von Eckermann aufbewahrten Worte Goethe's über ihn, nur das Gefühl der Verwunderung, der Frage und des Zweifels haben, denn jedenfalls ist das Wort nicht gültig, -- ich glaube sogar bestimmt, eine Namenverwechslung! Und warum sollte Goethe nicht solchem Irrthum unterworfen sein? Gesehen und gemeint hat er gewiß etwas Richtiges, aber in der persönlichen Anwendung dennoch geirrt. Mußte doch Napoleon auf St. Helena bekennen: „Bourmont a été une de mes erreurs, und wer weiß, ob nicht Goethe, wenn man ihn zum jetzigen Redestehen heraufbeschwören könnte, ebenso das Geständniß ablegen müßte, nicht nur in Betreff Uhland's habe er sich geirrt, sondern auch von Herrn Schubarth habe er, wie Napoleon von Bourmont, zu sagen: „Il a été une de mes erreurs." Goethe selbst hat uns zu sehr gewöhnt, das äußerliche Namensansehen nicht zu achten, als daß wir mit dem seinigen unbedingt messen dürften, was wir selbst zu beurtheilen fähig sind. Der Leser aber wird gestehen, daß, wenn ich thöricht genug wäre, auf dergleichen Albernheiten einzugehen, Herr Schubarth und ich in unserm Wetteifer, unser Guthaben bei Goethe gegen einander herauszustreichen, dem Publikum eines der lächerlichsten Schauspiele gäben, das Herr Schubarth aber ohne mich bloß in seiner eignen Rolle spielen mag! —

Das Bisherige ist gleichwohl noch nicht die Hauptsache. Diese liegt in der Anschuldigung, die sich Herr Schubarth übereitel einbildet, ich hegte bittern, schneidenden Groll, ja Haß gegen ihn, verfolgte ihn mit Neid und Unglimpf, suchte ihn zu verdunkeln, und dagegen Andere — wie Hotho und Rahel!! ja wohl gar mich selbst — in die ihm allein gebührende Stelle eines Goethe-Kenners und Goethe-Preisers einzudrängen. Er meint sogar, die Berliner Jahrbücher und alles, was irgend mit der Hegel'schen Philosophie zusammenhängt, sei mit beharrlichem Eifer bemüht, ihn zu unterdrücken, hintanzusetzen. Wer zwischen den Zeilen liest, mag auch wohl den Eindruck bekommen, wir seien Schuld, daß Herr Schubarth in Hirschberg leben muß, wo es ihm zwar, wie er sagt, sehr wohlgefällt und er ganz zufrieden ist, was in unsern Augen aber doch wie eine Art Verbannung erscheinen sollte, während freilich solche Leute wie „Varnhagen, Wolf, Hegel" — dies steht wieder in den Zeilen — nur in der großen Hauptstadt leben könnten, und auch da nur, im allgemeinen Prunk und Schein, etwas vorstellten, in Hirschberg aber gewiß noch weniger wären, als er jetzt dort ist! Ich will das Einzelne dieser aus tollgewordener Eitelkeit und ruchloser Selbstsucht aufgeschimmelten Thorheiten nicht erörtern; die spaßhafte Lustbarkeit, wie groß auch sie sich ausbeuten ließe, wäre doch den Ernst und die Mühe nicht werth, weder für mich noch für den Leser.

Aber den Vorwurf des Hasses, des Grolls, der beharrlichen Verfolgung und Unterdrückung, muß ich beleuchten, und ich werde dies durch getreue Darlegung der Thatsachen thun, indem ich kurz und bündig die zum

Glück nur wenigen Beziehungen aufzähle, die ich irgendwie mit Herrn Schubarth oder zu ihm gehabt habe.

Ich lernte Herrn Schubarth durch Veranlassung des verstorbenen Geheimen Oberregierungsrathes Schultz kennen. Dieser hatte mir eine neue Zeitschrift gegeben und empfohlen, worin Herr Schubarth unter andern die Nachricht mittheilte, es habe sich eine Gesellschaft gebildet, um für die Goethe'schen Schriften eine Art Archiv anzulegen, und man hoffe die schon gegründete Sammlung durch allseitige Beiträge vervollständigt zu sehen. Im Besitze mancher Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aus der früheren Zeit Goethe's, dachte ich dieselben an so gutem Orte niederzulegen, dem Reize des persönlichen Eigenthums gern zu Gunsten einer solchen gemeinsamen Stiftung entsagend. Ich besuchte deshalb Herrn Schubarth in seiner entlegenen Wohnung in Berlin; er nahm mich sehr gut auf, höchst geschmeichelt, und höchst bereitwillig, mir seine Meinungen und Ansichten weitläufig vorzutragen, da ich aber wiederholt auf den Zweck meines Besuches einlenkte, so mußte er zuletzt aufrichtig bekennen, die Gesellschaft, nach der ich fragte, sei fürerst — er, die Sammlung bis jetzt — nichts! Mit Erstaunen vernahm ich dies Geständniß, und ging mit Achselzucken fort, lachend über mich selbst, daß ich mich durch die prahlerische Ankündigung so hatte irren lassen, und natürlich nicht mehr daran denkend, durch meine Gaben den Anfang zur Wahrheit dieser unverschämten Dichtung zu machen. Für mich war der kleine Gewinn meiner Bemühung, daß ich nun für immer wußte, welch ein Verlaß auf die Angaben des Herrn Schubarth sei.

Hierauf habe ich mit Herrn Schubarth lange Zeit

keinerlei Berührung mehr gehabt, weder schriftlich noch mündlich; ich hörte nur ganz verloren von ihm, und in einer Weise, die mich für den Menschen noch immer einige Theilnahme empfinden ließ, welche seine litterarischen Bestrebungen immer weniger, und besonders die dünkelvolle, mit ganz unzulänglichen Kenntnissen unternommene, abgeschmackte Schrift über den Homer gar nicht mehr in mir erwecken konnte.

Eine Ausnahme machte im Jahre 1833 eine Schulschrift des Herrn Schubarth über Goethe's Faust. Ich gab in den Berliner Jahrbüchern eine Anzeige derselben, in der ich bemüht war, ohne der Sache und reiferen Leistungen etwas zu vergeben, Herrn Schubarth's Versuch in günstigem Lichte erscheinen zu lassen, und für ihn selbst wohlmeinend einige Worte einzuschalten, die ihn in seiner schon damals für mißlich erkannten litterarischen Lage trösten und vielleicht leiten könnten.

Kaum war die kurze Anzeige erschienen und vor die Augen des Herrn Schubarth gelangt, so empfing ich auch schon von ihm einen Brief, der mir insofern angenehm sein konnte, als darin einige Wirkung meiner guten Absicht erkennbar schien; doch glaubte ich keinen Anlaß zu einer Antwort daraus entnehmen zu müssen. Wenn es gewöhnlich nicht ohne Unbill geschehen mag, daß man Briefe noch Lebender ohne deren Zustimmung veröffentlicht, so darf doch gewiß hiezu niemals die Berechtigung zweifelhaft sein, wenn es die Zurückweisung einer falschen Anklage, einer Lüge oder Verläumdung gilt, die der Briefsteller willkürlich erhoben hat, und deren Widerlegung mit seinen eignen Worten geschehen kann. Ich stehe aber in diesem Falle um so weniger an, den Brief des

Herrn Schubarth öffentlich mitzutheilen, als darin nichts weiter enthalten ist, als was grade zu dieser Sache gehört, und daher kein Ärgerniß gegeben wird, als das eine, nothwendige, für Herrn Schubarth gerechte, und ihm von meiner Seite nicht zu ersparende, seines Widerspruchs mit sich selber. Hier also folge nun der Brief, er lautet:

Hochwohlgeborner Herr,

Höchstzuverehrender Herr Geheimer Legations-Rath!

Ew. Hochwohlgeboren haben mir eine sehr angenehme Überraschung gewährt und mich dadurch zu nicht geringem Danke verpflichtet, daß Sie meine jüngste kleine Schrift über Goethe's Faust in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik Ihrer geneigten Berücksichtigung nicht unwerth haben finden mögen.

Längst habe ich mir abgewöhnt, die Forderung eines Unbedingten im Leisten an mich zu stellen; um so weniger erwarte ich ein unbedingtes Lob oder volle, unverkürzte Anerkennung. Worüber Ew. Hochwohlgeboren mit mir nicht einverstanden sein können, darüber sprechen Sie Sich wenigstens auf eine so feine, gewandte, geistreiche Weise aus, daß, wenn ich hinzurechne, worin Sie einstimmen, ich doppelt Ursache habe, zufrieden zu sein.

Es giebt eine gehässige, ungehobelte, tölpische Art zu tadeln, womit nichts gewonnen, Niemand gebessert, nur die Absicht, wehe zu thun, erreicht wird. Es giebt eine andere geistreiche, wohlwollende Art des Tadels, wodurch wir nicht wenig gefördert werden können.

Ich bekenne mit Vergnügen, daß mir der Ausdruck, durch den Sie meine litterarische Stellung als eine „ein-

same" bezeichnen, ein sehr passendes, treffendes Wort geschienen hat. Unsere Zeit, in der Alles in Parteien zerfällt, scheint um so dringender Anschluß an diese oder jene Seite zu fordern. Niemand soll allein und einsam stehen; wer es thut, es sei aus Neigung, Wahl, Überlegung, Zufall oder Geschick, hat Unrecht, oder er verkennt jedenfalls seinen Vortheil sehr. Da uns indessen unsere Fehler meist unbewußt überschleichen, und wir selten, wenn wir zur Erkenntniß derselben gelangen, daran etwas ändern können, so bleibt nichts übrig, als das Unbequeme neben den Vortheilen, die sie uns etwa brachten, ruhig zu ertragen. Dieß ist denn die Art von Ergebung, in die ich mich meinerseits fügen mag.

Denn, genau genommen, finde ich mich neben allem Mißlichen meiner Stellung doch nicht ganz ohne Avantage. Hierher rechne ich, daß, während es mir niemals oder selten gelingen hat wollen, den Beifall unserer litter. Mittelmächte zu erwerben, jener Notabilitäten und aller derer, die Gott der Herr mit so viel Verstand und Geist versehen, um eine gewisse litter. Rolle auf einige Zeit zu spielen, die kritischen Parteigänger zu machen, eine Schule allenfalls und dergleichen zu stiften, als Protectors dieser oder jener Bestrebungen aufzutreten, haben einige Großmächte und darunter gerade die vornehmste und unabhängigste, die noch etwas mehr als den bloßen Magnatentitel und einen litter. Kammerherrndienst in Anspruch nimmt, mir eine gewisse Anerkennung freundlichst und nachsichtig zugestehen mögen. Ja der alte Herr in Weimar hat mich niemals meiner Einsamkeit wegen bescholten; sondern mich eher aufgefordert, so lange als möglich, so wie die Zeiten nun einmal wären,

darin zu verharren. „Rechnen Sie überhaupt nicht auf Anerkennung bei Allem, was Sie unternehmen, pflegte er wohl zu sagen. Man wird Sie benutzen, ohne es Ihnen zuzugestehen, ohne Ihnen zu danken, ja man wird Ihnen das Ihrige wiedergeben und verlangen, Sie sollen sich dabei als Schuldner bekennen. Zum Troste sei es Ihnen indessen gesagt, daß ich niemals eine bloße Phrase in Allem, was Sie schreiben, habe entdecken können."

Ich weiß wohl, ich hätte klug sein und auf das Wort des alten Herrn nicht so viel geben sollen. Doch trieb mich andererseits etwas, daß ich mit dem alten Meister und auf sein Wort lieber sündigen, als mit der übrigen Welt tugendhaft und weise sein wollte.

Ich bin bestraft genug dafür.

Wenn ich glaubte, nachdem Friedrich Schlegel mit dem Wilhelm Meister die bessere Kritik über Goethe an einem einzelnen Werk eingeleitet hatte, zuerst ins Ganze (seit 1817 und 1820) über Ihn mich geäußert zu haben, so soll das freilich nichts gelten, nachdem Andere im Jahr 1829 oder 1830 dergleichen ebenfalls versucht. Ich muß mir hier sagen lassen, ich stützte mich auf „alle besten Vorarbeiten" (nämlich Anno 1817 oder 1819 auf 1829 oder 1830). — Meine Nachfolger mögen mich übertreffen. Immerhin! Damit hätten sie noch nicht viel gewonnen. Amerika nennt man nach dem Nachentdecker, und doch bleibt er ein Lump gegen den ersten Entdecker. Nach meinen Ideen über Homer (1821) sind ganze Bücher wieder über die Einheit Homer's geschrieben worden. Allein auch hier möchte, nachdem Wolf 1798 den zerrissenen Homer proclamirt und der

Welt weißgemacht, der Beweis nicht schwer oder unmöglich werden, „ich verkehrte auf den besten Plätzen unserer Kritik, behandelte deren schon am meisten bearbeitete Gegenstände u. s. w."

Doch sie sind nicht alle so ungerecht. Das Conversations-Lexikon neuester Zeit — eine Art Volksbuch unserer Gebildeten — gesteht mir zu, im Zusammenhange auf den tiefen Schatz höherer Wahrheiten in Goethe's Werken aufmerksam gemacht zu haben. Ich gelte ihm als Vertreter einer bestimmten Ansicht über Goethe. Es beruft sich nicht auf die Jahrbücher, d. h. die Herren Hotho und Rosenkranz, deren Bemühungen herabzusetzen oder zu verkennen ich übrigens am wenigsten gemeint bin. Wachsmuth hat ein schönes, gutes Wort über die Ideen wiederholt gesprochen, und Hermann in Marburg thut (1832) doch auch nicht so verächtlich und gering damit.

Ich bin mit diesem mäßigen Beifalle der Verständigen zufrieden, um so mehr, da der alte Herr ebenfalls — und hier spricht doch noch etwas mehr als Verstand — in den Tages- und Jahresheften öffentlich und für die Nachwelt günstiges Zeugniß für mich hat ablegen mögen, nachdem er privatim meine Ideen als „Ilias post Homerum im besten Sinne" bezeichnet hatte.

Hieraus wollen Ew. Hochwohlgeboren meine Rechtfertigung entnehmen für Ihr übrigens wahres und treffendes Wort in Betreff meiner Einsamkeit. Denn allerdings entbehre ich jenes wechselseitige Heben und Tragen, Anerkennen und Geltenlassen von Freunden, Anhängern, Schülern u. s. w. Es ist wohl nicht übel, da es an dergleichen nicht gerade fehlt, daß auch einmal ein Exem-

pel vom Gegentheil aufgestellt wird. Wo gäbe es wohl eine Gemeinde, die sich die orthodoxe würde nennen können, wenn keine Ketzer wären. Ist nicht der Protestantismus jeder Art die größte geschichtliche Ketzerei? Und so erlauben Sie mir auf jenes Wort, daß ich „quer durch einschneide oder falle," nur die Bemerkung, daß, wenn alle Fäden eines Gewebes nur immer der Länge, gerade aus gingen, und kein Querfaden sich dazu gesellte, das Gewebe nimmer zu Stande kommen würde. Ein jeder begreife seine Stelle, halte an ihr fest, überzeuge sich von dem Guten, was sie gewährt — er sei nun Länge- oder Querfaden, Katholik oder Protestant — er hasse oder verringere Niemand, weil er sich anders gebährdet, als er gewohnt ist, so wird es um Alle bald wohl stehen.

Ew. Hochwohlgeboren sind mit meiner Auslegung der natürlichen Tochter nicht eben zufrieden. Gerade auf diese — weniger auf das über Werther oder Faust oder die Wahlverwandtschaften Gesagte — mochte ich mir, gestützt auf einige mündliche Mittheilungen des Dichters, für mich etwas zu Gute thun. Ich fürchte, ich würde Ihre Geduld allzusehr in Anspruch nehmen, wollte ich darüber ausführlicher werden. Bin ich Ihnen durch Gegenwärtiges nicht schon allzu beschwerlich, unerfreulich und unwillkommen geworden, so findet sich wohl zu passender Auseinandersetzung ein ander Mal Zeit. Einstweilen sei es mir vergönnt, mich Ihrem fernern hochgeneigten Wohlwollen und Andenken, das ich jeder Zeit in gebührender Weise zu verehren wissen werde, zu empfehlen als

Ew. Hochwohlgeboren

Hirschberg, den 17. August 1833.

ganz gehorsamster

K. E. Schubarth.

Der Leser, der sich hier an der „angenehmen Überraschung," an der „Verpflichtung zu nicht geringem Danke," dem „nicht unwerth Ihrer geneigten Berücksichtigung," an der „feinen, gewandten, geistreichen Weise," der „doppelten Ursache zufrieden zu sein," an dem „mit Vergnügen erkennen," dem „hochgeneigten Wohlwollen und Andenken," und an dem schließlichen „zu jeder Zeit in gebührender Weise zu verehren wissen" hinlänglich ersättigt hat, wird nun begierig fragen, was denn aber seitdem, das heißt vom Jahre 1833 bis 1838, vorgefallen, um jene andern Ausdrücke hervorzurufen, in denen Herr Schubarth jetzt geifert, von bittrem Groll, von heftigem Eifer und Haß, von beharrlicher Verfolgung und Verdunkelung, deren ich mich gegen ihn schuldig gemacht haben soll. Was seitdem vorgefallen? Was insbesondre ich Herrn Schubarth seitdem Kränkendes angethan? Die Antwort ist leicht und kurz: Nichts! — Jener frühere Besuch, jene Anzeige — die ich mit zehn bis fünfzehn andern in meinen vermischten Schriften unverändert wieder habe abdrucken lassen, — und dieser Brief: hiemit sind alle persönlichen und schriftlichen Bezüge, die mir zu Herrn Schubarth je geworden, vollkommen erschöpft, es giebt außer diesen keine andern, und seit seinem Briefe habe ich von ihm kaum wieder gehört und noch weniger von ihm zu sprechen Anlaß gehabt! —

Ich überlasse dem Leser, ein solches Benehmen, wie das des Herrn Schubarth, der nach fünf Jahren als Beleidigung empfindet, als Haß und Verfolgung anklagt, was er damals geschmeichelt aufnahm und wofür er sich demüthig bedankte, nach Gebühr zu benennen. Ich kann es nur für Tollheit ansehen. Die leere Aufblähung die-

ser kläglichen Individualität, die sich in allen Größen der Welt bespiegeln möchte, diese leere Aufblähung in ihrem eignen Widerspruche zerplatzen zu lassen — wobei der Leser und ich uns billig die Nase zuhalten, weil, um hier in Herrn Schubarth's witziger Anführung des Shakespeare zu reden, Lady Petze hier zwar nicht am Feuer stehen darf, aber darum nicht weniger stinkt, — kann dieses Ortes genügen! Am wenigsten darf ich mich verpflichtet glauben, mit einem so charakterisirten Individuum noch andre, gegenständliche Streitfragen über Sachen und Personen zu erörtern, über welche der Blödsinn und Unverstand kein Urtheil haben kann. Die Welt aber möge an diesem Beispiel erkennen, wie Herr Schubarth seine Sachen treibt, und was sie von dem Fürwitze zu halten habe, mit dem derselbe sich zum Ankläger einer Philosophie zu machen erfrecht, von der ihm nicht einmal der gemeine Buchstabe bekannt ist, — wie er denn in der That nicht zu wissen scheint, was ein J, und noch weniger, was der Punkt auf dem J ist, — und der in den Bekennern und Anhängern jener Philosophie Männer verlästert und schmäht, deren Großmuth er mehr verdankt, als ich hier sagen will. —

Berlin, im Februar 1839.

Alexander von Humboldt in Göttingen 1837.

Das Jubiläum der Universität Göttingen ist durch die Anwesenheit Alexander's von Humboldt verherrlicht worden. Die wissenschaftliche Jugend wußte wohl, was dieser Name der Welt bedeutet, aber sie fühlte zugleich, wie er ihr insbesondere theuer und werth sein muß. Denn Humboldt, an Jahren und Verhältnissen wie durch Rang und Stellung dem Kreise der Jugend schon fern, hat doch nie aufgehört, durch Sinn und Geist ihr zugewendet und verbündet zu sein, und mit Vertrauen und Liebe diese Zukunft des Vaterlandes zu pflegen und zu fördern. In einer Zeit und unter Umständen, wo älteres Verdienst und jüngerer Eifer einander so leicht entgegenstehen, und neue Richtungen und Formen alten Gewöhnungen nur störend werden, hat Humboldt stets dem jüngeren Geschlecht, auch wo er ihm nicht gerade beistimmte, doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche bei ihm aus eigner fortdauernder Geistesfrische und damit verbundener höherer Einsicht hervorging. Die Göttinger Studirenden haben dies ihr Verhältniß zu dem berühmten Manne richtig gefühlt, und kaum war seine

Ankunft bekannt geworden, so wurde ihm ein Fackelzug und tausendstimmig wiederholtes Lebehoch dargebracht, wovon die Zeitungen das Nähere berichtet haben. Die Worte jedoch, mit welchen der Überraschte diese Ehrenauszeichnung erwiederte, sind in öffentlichen Blättern sehr ungenau mitgetheilt worden, und wir glauben daher unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen diese Improvisation, wie sie wirklich Statt gefunden hat, in einer authentischen Auffassung hier darlegen. Humboldt sprach, sobald er nur die eigne Bewegung bemeistert hatte, und einige Stille geworden war, diese würdige und bedeutungsvolle Anrede:

„Unter den verschiedenartigen Freuden, die mir in einem vielbewegten Leben geworden sind, ist es eine der süßesten und erhebendsten, diesen ehrenvollen Ausdruck Ihres Wohlwollens zu empfangen."

„Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit dem ich in dieser berühmten Hochschule, Georgia Augusta, den edleren Theil meiner Bildung empfing."

„Viele und tiefeingreifende Wechsel der Weltgestaltungen haben seitdem die Erdtheile getroffen, die ich, nach wissenschaftlichen Zwecken strebend, durchwanderte; aber die Bande der Zuneigung, welche die alternden, hinschwindenden Geschlechter an die jüngeren, kraftvoll aufstrebenden dadurch knüpft, daß alle, im akademischen Leben, aus Einer Quelle geschöpft, sind in dem raschen Wechsel der Begebenheiten ungeschwächt geblieben."

„Deutschlands Hochschulen üben noch jetzt, wie vor Jahrhunderten, ihren wohlthätigen Einfluß auf die freie Entwickelung geistiger Kräfte, auf die ernsten Richtungen des Volkslebens aus."

„In der Anerkennung dieses mächtigen Einflusses, der dem hochherzigen Gründer dieser Universität, dem edlen Vorfahren Ihres Königs, im Geiste vorschwebte, bringe ich Ihnen, theure Freunde, tiefbewegt, die Huldigung meiner liebevollen Dankgefühle dar."

Das Feuer, mit dem diese edlen Worte gesprochen wurden, machte den lebendigsten Eindruck, so wie das Maaß, in welchem sie gehalten sind, Bewunderung verdient.

Eine „Festgabe zur Säcularfeier der Universität Göttingen", bestehend aus Gedichten dreier jungen Dichter, Theodor Creizenach, Moritz Carriere, und Karl Bölsche, ist ebenfalls eine Huldigung für Humboldt; das durch seinen Inhalt werthvolle und auch im Äußern zierliche Heft ist ihm „dem höchsten Gaste bei dieser Jubelfeier" zugeeignet, und, wir gestehen es, diese Bezeichnung hat uns durch ihre innere, mit jugendlichem Freimuth ausgesprochene Wahrheit, besonders wohlgefallen. Von den Gedichten selbst reden wir vielleicht später einmal. Wir begnügen uns, hier anzumerken, daß ein Sonettenkranz von Moritz Carriere und Theodor Creizenach sehr glücklich die bedeutendsten Namen besingt, welche mit der Erinnerung an Göttingen sich verflechten. Haller, Lichtenberg, Bürger, Voß, Friedrich August Wolf, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Blumenbach, Gauß, Jakob und Wilhelm Grimm, und manche Andere, werden hier in verdientem Ruhme vorgeführt, zuletzt auch Heinrich Heine, der ebenfalls in Göttingen studirt hat und Doctor der Rechte geworden ist. Diesen Namen hier nicht vergessen zu haben, dünkt uns ebenfalls so löblich als nothwendig, und in welch gutem Sinne

die Jünglinge hier ihren Lieblingsdichter beurtheilen, ja gewissermaßen strafen und warnen, bezeuge das ihn betreffende Sonett selber:

Heinrich Heine.

Von edlen Blüthen melden uns die Sagen,
Die aus dem besten Herzblut aufgeschossen,
Die aus dem Grab versunkner Freuden sprossen,
Und auf den Blättern Schmerzenslaute tragen.

So mahnen mich, o Dichter, Deine Klagen,
Die aus dem tiefsten Weh der Brust ergossen,
Bald hold und zart, bald stark und wild entflossen,
In schläfrigen und düster bangen Tagen.

Der Du den Schleier wagtest aufzuheben
Von bunten Lappen und geschminkten Leichen,
Du hast gethan, was Dir der Geist geboten.

Auf aus dem Schlummer, dem Du Dich ergeben!
Nun gilt's, mit Ernst das Höchste zu erreichen!
Sonst sei hinweggeworfen zu den Todten. —

Von einem andern, sehr sonderbaren poetischen Erzeugniß: „Die Botschaft aus Elysium an alle Freunde und Genossen der Georgia Augusta, von Isidorus; Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht, 1837," behalten wir uns vor, bei nächster Gelegenheit ein Wort zu sagen. —

Was man an Freunden erlebt!

Zwei Fälle.

1.

Als Friedrich Heinrich Jacobi im Jahre 1805 nach München reiste, kam er auch durch Weimar, und sprach bei Goethe'n ein, der ihn mit alter Freundschaft empfing, und sich traulich mit ihm hinsetzte. Manches alte Thema wurde hervorgerufen und besprochen, wobei schon einigemal Goethe über den Standpunkt und die Meinungen Jacobi's sehr den Kopf schütteln mußte. Als sie aber allein geblieben waren, kam Jacobi mit der vertraulichen Anfrage, Goethe möchte ihm doch nun einmal unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit seiner Eugenie eigentlich gewollt habe? Goethe'n war es, wie er nachher selbst gestand, als wenn man ihm einen Eimer kalt Wasser übergösse, er sah plötzlich eine nie zu füllende Kluft zwischen sich und jenem, einen Abgrund ewigen Mißverstehns, und dabei war das Begehren so dumm und albern! Doch faßte er sich, und um nur den Freund und den Abend leidlich abzuthun, sagte er

begütigend: „Lieber Jacobi, lassen wir das! Das würde uns für heute zu weit führen; ein andermal, wenn es sich so fügen will!“ Und fing sogleich ein andres Gespräch an.

2.

Nicht ganz so glimpflich, wie Goethe Jacobi'n, fertigte ich eine, nach ihrer Meinung hochgebildete, alte Freundin ab, die sich mir als enthusiastische Verehrerin Rahel's zeigte, eifrig deren Briefe las, und diese nicht genug rühmen konnte. Endlich aber kam auch, ganz vertraulich, mit der Bitte um aufrichtige und wahre Auskunft, die gewichtige Frage, wie so denn Rahel so sehr unglücklich gewesen? was ihr denn begegnet sei, und wie man das zu deuten habe? — Ich hatte einen wahren Schreck, als ich das hörte. Also nicht einmal das hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgelesen? Ich sah mich im Zimmer um, und sagte dann: „Ja sehen Sie, Verehrteste, Sie haben eine anständige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter passend, Sie geben und bekommen ehrbaren Besuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube ist warm, Thee und Butterbrot können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen, und das Gespräch haben wir ja Alle umsonst, — Sie sind mit dem Hergezählten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei sein? Nun hatte Rahel alles dies auch, sogar ein bischen mehr, und hätte es noch in weit höherem Maße haben können, auch in den äußerlich nothvollsten Zeiten; Sie haben ganz Recht, sich zu wundern, daß sie dennoch

nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armseligkeiten, mit denen man sich ein Lumpenleben zusammenflickt, nicht ankam, sondern ihr Herz und Sinn auf andre Arten des Daseins gerichtet war, von denen die Alltagsseelen gar nichts wissen." Die Verehrteste behielt aber doch den Sieg, sie nahm meine Erklärung mit günstiger Freundlichkeit auf, glaubte, ich hätte ihr mehr gesagt, als Andern, und wohl gar ein wenig geschmeichelt! Ich habe mich seitdem bescheiden zurückgezogen! (1835.) —

Kritiken.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr.
Erster Band. Hamburg, 1838.

Mit Recht waren die Verwandten und Freunde Niebuhr's nach seinem Tode alsbald bedacht, durch Schilderung seines Lebensganges und durch Mittheilung seines brieflichen Nachlasses das Andenken des ausgezeichneten und merkwürdigen Mannes gebührend festzustellen. Denn bei dem zwiefachen Werthe, den jeder irgend bedeutende Mensch in seinem Leben entwickelt, geschieht es nur allzu oft, daß der allgemeine des Leistens und Wirkens sich in den Sachen, an welchen er haftet, versteckt und verliert, oder durch spätere Wendungen bestritten und aufgehoben wird, während der persönliche, sofern er nur wirklich ist und nicht erst erträumt oder erheuchelt werden soll, unerschütterlich auf sich selber beruht, jeder neuen Betrachtung immer den gleichen Stoff darbietet, und als Bild noch weithin fortwirkt, wenn schon längst die unmittelbare Einwirkung des Menschen aufgehört hat oder vergessen ist. In solcher Ansicht dünkt uns die persönliche Auffassung eines Menschen fast immer zuverlässiger und fruchtbarer, als die seiner äußeren Werkthätigkeit,

ja diese selbst scheint kaum vortheilhafter gestellt werden zu können, als wenn wir sie in die persönliche Würdigung hineinziehen, als einen Bestandtheil und als ein Zeugniß dessen, was der Mensch gewesen ist. Diese Betrachtung muß aber im höchsten Grade bei Niebuhr gelten. Als Gelehrter genießt er den größten Ruhm, als Staatsbeamter stand er in bedeutenden Verhältnissen, in Geschäfts- und Lebensverkehr hat er vielfach eingewirkt; jedoch seine Verdienste als Staatsmann werden von vielen Seiten sehr eingeschränkt, ja, von Freunden sogar, ihm ein Beruf in dieser Richtung abgeläugnet; seiner kritischen Durchforschung der römischen Geschichte sprach August Wilhelm von Schlegel in ihren wichtigsten Theilen alle Haltbarkeit ab, stellten Andre die Vorgänger Vico und Beaufort entgegen, warfen Friedrich August Wolf und Andre mannigfache Zweifel und Bedenken ein. Diese gelehrten Prüfungen und Streitigkeiten liegen hier außer unsrem Bereich. Wir glauben zwar, daß auch durch sie die Tüchtigkeit und das Verdienst Niebuhr's in dem Kampfe ruhmvoll, wenigstens nicht so gemindert, wie manche Stimmen es wollten, aus demselben hervorgehen werden; allein wir legen hier auf diese künftigen Entscheidungen nur einen untergeordneten Werth, sie könnten unsertwegen auch gänzlich zu seinem Nachtheil ausfallen, ohne daß wir den Mann selber deßhalb von der Stufe der Auszeichnung, auf der wir ihn als Persönlichkeit schon immer gestellt sahen, durchaus herabgezogen fänden. Um so erfreulicher müssen der Welt jetzt die näheren Berichte und Urkunden sein, welche diese Persönlichkeit auf unwidersprechliche Weise in ihren eigensten Zügen erkennen lassen.

Der Herausgeber Friedrich Perthes, welcher mit Niebuhr viele Jahre hindurch innigst befreundet war, hält mit Recht eine Biographie desselben für ein schwieriges Werk, und glaubt, daß auch wohl noch eine geraume Zeit werde vergehen müssen, ehe über alles, was Niebuhr'n betrifft, mit völliger Offenheit und Rücksichtslosigkeit gesprochen werden könne. Dieser letztere Grund mag für bestimmte Personen gelten, im Allgemeinen aber nicht, und wir namentlich empfinden in solchem Betracht keine andre Schranken, als die, welche jeder Mittheilung überhaupt durch Schicklichkeit und Wohlmeinung auferlegt sind. Wir empfangen also keine abgerundete Lebensgeschichte Niebuhr's, aber statt deren die reichsten und zuverlässigsten Materialien zu einer solchen, und wir bekennen, daß diese uns willkommener sind, als jeder Versuch, und wär' er ein Plutarchischer, zu einer gedrängten Biographie uns hier sein könnte. Wir genießen nämlich des Vortheils, daß diese Materialien schon in sich selber höchst gebildet und glücklich erfaßt, so wie auch wohlgeordnet sind, ohne daß darum ihre Ursprünglichkeit litte; sie haben nicht nur einen Werth, insofern sie benutzt werden können, sondern würden den ihnen eignen auch nach jeder Benutzung fortbehaupten; sie reichen nebenher auch über den nächsten Zweck, zu dem sie uns gegeben sind, weit hinaus, und wir stellen uns außer dem Bilde Niebuhr's noch manches andre Bild aus ihnen zusammen, entnehmen daraus die wichtigsten Beiträge zur Erkenntniß der inhaltvollsten und denkwürdigsten Jahre unsres neueren Geschichtsganges.

Das uns dargebotene Werk besteht hauptsächlich aus Briefen Niebuhr's, die nach schicklichen Abschnitten ein-

getheilt sind; jeden dieser Abschnitte aber leitet ein ergänzendes, zusammenfassendes, verständigendes Vorwort ein, und diese Vor- und Zwischenreden, aus ihrer Verflechtung gezogen und aneinandergeschlossen, bilden schon für sich einen geordneten Lebensabriß. Wir wissen, daß diese schätzbaren Einleitungen von weiblicher Verwandtenhand herrühren; wir würden diesen Ursprung aber auch in der ganzen Darlegung erkannt haben, und wollen damit weniger einen Tadel als ein Lob verbinden. Bei ähnlichen Schriften, die wir in unsrer Litteratur besitzen, ist außer einem gewissen Mangel an Kraft und Feuer, den man der weiblichen Hand schon einmal nachzusehen hat, meist ein andrer Übelstand bemerkbar, der weit unbequemer und nachtheiliger wirkt; nämlich in der Schwäche eine blinde Vorliebe und beschränkte Befangenheit, die, wenn sie nicht bei weichlicher Apologie stehen bleibt, sich auf die Gegenseite hin mit ungerechter Anklage und partheiischer Verbitterung wirft. Herder's Biographie, die biographischen Mittheilungen über Forster, Huber, und noch andre Schriften dieser Art, sind als Beispiele dieses Abweges zu nennen, welchem indeß auch die Arbeiten von Männerhand nicht immer entgehen. Nun wollen wir zwar nicht läugnen, daß etwas mehr Energie und Selbstgeist diesen Schilderungen Niebuhr's gar sehr zu Gute kommen würde; allein von dem Vorwurfe der Partheilichkeit und Verbitterung müssen wir sie durchaus freisprechen. Es lebt in ihnen ein reiner, edler Sinn, der die Liebe und Verehrung, ohne welche man freilich ein solches Buch gar nicht denken mag, in ihren sichern Maßen und dadurch nur um so fester hält, keineswegs aber, um den persönlichen Interessen Vorrecht und Geltung

zu erzwingen, überall und unbedingt die ganze Welt in Unrecht und Irrthum gegen jene stellen möchte!

Die Briefe Niebuhr's beginnen vom Jahre 1794 und reichen in diesem Bande bis zum Jahre 1814. Sie sind von mannigfachstem Inhalt und Anreiz, und bieten, außer ihrem sachlichen, für Gelehrsamkeit, Weltverhältnisse und Geistesleben höchst ergiebigen Stoff, eine seltne, immer neu anregende und spannende Merkwürdigkeit in Bezug auf ihren Urheber. Die Vorrede spricht nur von Auszügen, und wir müssen vermuthen, wie wir es auch öfters angemerkt sehen, daß vieles zurückgehalten worden; das geschieht aber wohl in der Regel, nach jedesmaliger Maßgabe und Zuständigkeit, nicht der Sache oder des Autors, sondern der Herausgeber. Wir glauben jedoch, daß nichts Wesentliches oder besonders Erhebliches uns hier entzogen worden. Wir finden überhaupt, daß bei solchen Mittheilungen, über welche jedesmal geschrieen wird, und denen eine bald vornehm-strenge, bald zart-edle Scheinbesorgniß gar zu gern Grundsätze und Schranken aufstellen möchte, doch die Praxis immer dieselbe bleibt. Wer war strenger in solchen Dingen als Jacobi und seine Freunde, und wer kann in der That hiebei mehr zum Vorbilde dienen, als Roth bei Herausgabe des Jacobi'schen Briefwechsels? Aber, wie vieles auch dort unterdrückt sein mag, furchtbare Stellen über die nächsten und zartesten Verhältnisse, über Bucholz z. B. und über die Fürstin Gallizin, stehen doch groß und breit da! So haben wir auch von einer andern Seite, woher man mit scharf ausgesprochenen Maximen in diesem Betreff uns oft beängstigen und verschüchtern wollte, bei dargebotener Gelegenheit solchen Boden ruhig aufwühlen se-

hen, den wir nicht würden betreten haben! Auch der gegenwärtige Briefwechsel bestätigt hierüber unsre Ansicht; wer etwas mitzutheilen hat, der giebt es, sofern nicht seine Rücksichten ihn abhalten, welche niemals die Rücksichten aller Welt sein können. Und wie sollte irgend eine Eigenthümlichkeit, ja nur ein Dasein sich durch das Leben bringen, ohne durch Drang und Stoß Raum erlangt zu haben? wie könnte die Erzählung des Geschehenen, sei es persönlich oder allgemein gefaßt, ohne Verletzung tausendfacher Interessen Statt finden? Von Niebuhr nun gar, dem scharfen, viel und herb tadelnden, dürfte nie ein Bild versucht werden, wollte man jeden Zug davon ausschließen, der irgendwo verletzt oder mißfällt. Wir können es nur billigen und dafür danken, daß bei Herausgabe seiner Briefe nicht so überzart verfahren worden. Wir haben dafür ein um so wahrhafteres und lehrreicheres Bild. Die scharfen Äußerungen über Herder, Schleiermacher, Johannes von Müller, möchten wir nicht missen, sie sind uns wichtig sowohl für die genannten Männer selbst, als für Niebuhr, der im Tadel, auch wo dieser ungegründet sein mag, das eigne Wesen am meisten zu erkennen giebt. Die Herausgabe dünkt uns in dieser Hinsicht mit Takt und Besonnenheit geführt, und über zu große Ängstlichkeit haben wir nicht zu klagen. Wenige Namen sind verhüllt worden, die meisten ohne Hehl genannt, wobei nur öfters in der Schreibung mehr Richtigkeit zu wünschen wäre, denn manche sind übel entstellt. (So wird auch der Staatskanzler Hardenberg immer Graf genannt, welches er nie gewesen, und wenn in dem Briefe vom 16. Juni 1813 steht: „Graf Hardenberg“ und „Fürst Met-

ternich", so ist es offenbar, daß dies in den Text hinein redigirt worden, da Niebuhr selbst unmöglich damals beide so hat bezeichnen können.) Daß aber in manchen Stellen, wo die heftigsten und schwersten Anklagen ausgesprochen werden, keine Namen genannt sind, dünkt uns schon der Vorsicht des Schreibers zuzurechnen, nicht der Herausgeber; aber das Verletzende wird dadurch nicht gemindert, im Gegentheil die Deutung nur erweitert, wie denn in der That manches Gesagte im Dunkel tiefer treffen und schmerzen mag, als ein offner Angriff, der doch Vertheidigung, und vielleicht Rechtfertigung, zuläßt.

Wenden wir uns aber nun zu Niebuhr selbst. Er wurde geboren am 27. August 1776 zu Kopenhagen, von deutschen Eltern, denen aber Dänemark ein zweites Vaterland geworden war. Dieses amphibische Verhältniß, welches Niebuhr'n gleich bei dem Eintritt in die Welt empfing, war ein erstes Schicksalswort, an dem er zeitlebens zu tragen hatte. Ein zweites, noch verhängnißvolleres, ging aus den Umständen und der Denkart seines Vaters hervor. Es ist schade, daß der vortreffliche Abriß, welchen Niebuhr von dem Leben seines Vaters geliefert hat, diesem Buche nicht beigefügt worden; der Leser hätte darin die beste Einleitung und Erklärung so mancher Bezüge finden können, welche nun erst durch mühsame Aufmerksamkeit und verknüpfende Folgerungen spät eingesehen werden; die kleine Schrift ist überdies lange nicht nach Verdienst bekannt geworden. Carsten Niebuhr, der berühmte Reisende, ein Mann von größter Auszeichnung und Gediegenheit, war alles durch innere Tüchtigkeit geworden. Von dem Sohne, den er mit

reichen Anlagen begabt sah, erwartete er das Außerordentlichste, und hoffte ihn, dessen Bahn schon im Glanz und Ruhm des väterlichen Namens günstig anhob, alles erlangen zu sehen, was dem eignen Loose noch versagt geblieben war. Er meinte, auf gleiche Weise wie die seinen, müßten auch die herrlichen Gaben des Sohnes sich entwickeln, durch innere Anstrengung, wobei die äußere Hülfe und Leitung der Studien nur Nebensache sei. Allein hierin verkannte er das Naturell und die Fähigkeiten des Knaben, welche eine ganz entgegengesetzte Art und Richtung forderten. Derselbe hatte einen schwachen, reizbaren Körper, aber das wunderbarste Gedächtniß, wenig Hang und Kraft für ein frisches Sinnenleben, hingegen eine große Macht grüblender — nicht schaffender — Phantasie. Diese Verknüpfung von Eigenschaften und Anlagen bedarf der Leitung und Pflege, bedarf der geordneten Nahrung insbesondre für das fordernde Gedächtniß, durch welches der Knabe wirklich berufen war, eines der größten Phänomene von Gelehrsamkeit zu werden. Allein der Vater nahm als ausgemacht und unfehlbar an, daß sein Sohn auch im Welt- und Geschäftswesen gedeihen und eine glänzende Bahn durchwandeln müsse. Das eigne Beispiel, und die Überzeugung von den großen Fähigkeiten des Sohnes, machten ihn hierin ganz sicher, und er versäumte, diesen Fähigkeiten in derjenigen Richtung nachzuhelfen, in welcher es, freilich zu einem andern Ziele als dem vorgefaßten hin, hätte geschehen müssen. Es ist schmerzlich zu lesen, wie sehr Niebuhr in seiner besten Knaben- und Jünglingszeit vernachlässigt worden, wie wenig Unterricht er empfangen, während sein Ehrgeiz und seine Einbildung stets angeregt

und genährt wurden, und in seinen Vorstellungen die größten Möglichkeiten reiften. Wirklich war ihm durch sein außerordentliches Gedächtniß eine Waffe verliehen, durch welche jedes Gebiet leicht zu erobern schien. Daß er, in Holstein mit den Eltern in einer kleinen Stadt fast wie auf dem Lande lebend, während aller Muße nicht körperlich erstarkte, und auch des Sinnes für die freie Natur entbehrte, ist sehr bezeichnend für seine ganze Entwicklung. Dabei war er im eigentlichsten Sinn ein liebevoller Hausſohn, voll Bewunderung und Zuneigung für den Vater, dessen Absichten und Meinungen er willig annahm. Erst in der Folge, als er das Mißverhältniß, welches seinem Streben inwohnte, bitter empfand, brach seine Unzufriedenheit auch in Klagen aus, daß seine Eltern nicht hart genug mit ihm gewesen, und ihn nicht für seine Bestimmung erzogen, wie er mit einer dreisten und doch herzlichen Pietät ihnen selber vorhielt.

So kam Niebuhr, der inzwischen mit Leichtigkeit doch vielfache Kenntnisse an sich gebracht, aber durch einen kurzen Aufenthalt in der Handelsschule des berühmten Büsch zu Hamburg auch schon erfahren hatte, wie unheimlich ihm unter fremden Menschen und praktischen Richtungen sei, fast als ein Autodidaktus im Jahre 1794 zur Universität nach Kiel, wo sich der ihm eingesetzte Zwiespalt nur stärker ausbildete. Er hegte die strengste Redlichkeit und Tugend, übte den unverdrossensten Fleiß, freute sich edler Lehrer und Genossen, erfuhr Auszeichnung und Achtung, stand in liebevollstem Vernehmen mit den Seinen, und die Zukunft lag verheißend vor ihm, wie die Gegenwart durchaus befriedigend war. Dennoch fühlte er sich im Ganzen mißmuthig und verstimmt, un-

zufrieden mit seinen Studien, sehnte sich nach Hause zurück, und verfolgte trübsinnig einen Weg, auf dem er doch nicht zweifelte, in Gelehrsamkeit zugleich und Weltgeschäften sich hervorzuthun. Wir sehen den edlen Jüngling, wie bis dahin den trefflichen Knaben, leider ohne Jugend, ohne selbstständige Entwicklung; er hat als Kind schon ein Gepräge empfangen, das ihm nicht gemäß ist, er schleift es aber nicht ab, sondern in demselben schon mitwollend schärft er es, und so bleibt der Sinn, der am meisten in der Tiefe als sein eigner gelten kann, nicht sowohl unterdrückt und beschränkt — dies keineswegs — als vielmehr in Ansprüche und Weiten hinaus gespannt und verknüpft, die seinem innern Wesen fremd sind. Dieses Sichgleichbleiben von frühster Kindheit an, ist in Niebuhr höchst merkwürdig, und für ein solches Beharren so leicht nicht ein zweites Beispiel aufzuweisen. So unruhig auch in der Folge sein Leben, so wechselvoll seine Verhältnisse wurden, in seiner Entwicklung sehen wir keine neuen Ausbrüche, schon der Knabe ist der ganz fertige Mensch, der Gestalt, der Sinnesart, den Meinungen, dem Gemüthe nach.

In Kiel sehen wir ihn eifrig mit der Kantischen Philosophie beschäftigt, die er sich mit großer Kraft anzueignen sucht, und über die er auch nie hinausgekommen ist. Zu dem Zwiespalt, in welchen er sich schon gestellt findet, daß er wie die gelehrte Laufbahn auch die staatsthätige anstrebt, fügt er den zweiten hinzu, daß er auch innerhalb des wissenschaftlichen Gebietes, wohin sein eigentlicher Beruf unläugbar ging, doch wieder diejenige Richtung zumeist ersehnt und preist, welche nicht die seinige war. Er, entschieden zum gelehrten Forschen und

historischen Wissen ausgerüstet, möchte lieber schaffende Geistesthätigkeit üben, durch denkendes oder dichtendes Bilden sich hervorthun, kann dies in manchen Zeiten für seinen eigensten Beruf halten! Überhaupt aber glaubte er alles umfassen, alles bearbeiten zu können, und in dieser Meinung fand er sich nach allen Seiten hingezogen, weil seine Hauptkraft, das Gedächtniß, jeden Gegenstand so leicht ergriff, und nicht immer gleich der Irrthum sich aufdeckte, wie groß die Kluft zwischen dem Kennenlernen einer Sache — denn weiter führt das Gedächtniß nicht — und ihrem Verstehen oder gar Handhaben ist.

Die Unzufriedenheit und Verstimmung, welche sich in Niebuhr schon aus den Gegensätzen erzeugte, die in seinem Innern arbeiteten, wurde noch durch die Ereignisse der äußern Welt vermehrt. Die französische Revolution war in vollem Schwunge, und theilte überall die Geister und Interessen in zwiefache Partheinahme. Niebuhr hatte schon als Knabe die Vorgänge des Kriegs und der Politik mit Eifer verfolgt, ja mit scharfer Sehergabe manche Wendungen des Türkenkrieges wunderbar vorhergesagt. Näher und mächtiger mußten die französischen Angelegenheiten ihn aufregen, und auch hier hatte er bereits entschieden Parthei genommen, wiederum nicht ohne Einwirkung seines kindlichen Sinnes, seiner folgsamen Pietät; der Vater nämlich war durch den Gang und die Verknüpfungen seines Lebens mit Vorliebe den Engländern zugewendet, und stand in dem Streite gegen das revolutionaire Frankreich unbedingt auf ihrer Seite. Willig und heftig folgte der Sohn ihm auch hierin. Zwar konnte er einzelnen Männern, wie namentlich dem

Redner Mirabeau und dem Kriegsleiter Carnot, seine Bewunderung und Achtung nicht versagen, auch mußte sich dem Selbstaufstrebenden, der Verdienst und Gerechtigkeit nicht nach Geburt und Rang messen wollte, dem Freunde der englischen Volksfreiheit und ihres Helden Algernoon Sidney, dem künftigen Anwalt der römischen Plebejer, sich manche geheime Sympathie im Herzen regen, die ihm zu unterdrücken schwer fiel: allein seine ausgesprochene Stellung blieb heftig anti-französisch. Nun aber nahm die Sache der Franzosen einen sieghaften Fortgang, begleitet von Schreckniſſen, deren Befürchtung überall empfunden wurde. Der in Niebuhr so leicht erzeugte Mißmuth konnte auch aus dieser Quelle sich nur stets empfindlicher angefrischt finden.

Nach beendigten Universitätsstudien und vielen kämpfenden Zweifeln über seine nächsten Entschlüsse, nahm Niebuhr eine Stelle als Privatsekretair bei dem Minister Grafen von Schimmelmann in Kopenhagen an. Dieses Verhältniß war ein eben so glückliches als ehrenvolles. Aber Niebuhr sehnte sich nach Abgeschiedenheit und Studien, und zog bald eine Anstellung bei der Bibliothek vor, war jedoch von hier sogleich wieder andern Richtungen zugekehrt. Dabei berücksichtigt er stets, was der Vater wollen oder billigen kann, und überlegt sorgsam mit ihm und den Freunden und Freundinnen alle vielfachen Aussichten, die sich ihm für das weitere Leben darbieten. Eine glückliche, auf Liebe und Vertrauen gegründete Verlobung ergiebt sich im besten Einklang mit allen übrigen Verhältnissen, ändert aber fürerst weder diese, noch die Plane und Stimmungen, in welchen Niebuhr schwankt. Er muß die politischen Zustände schon

dringend in die Berechnung seiner Zukunft aufnehmen, und fühlt sich davon gestört und beängstigt. Die Fortschritte der Franzosen machen ihn für Dänemark besorgt, er sieht schon alles unterworfen, und fürchtet allgemeine Verheerung, Untergang des Wohlstandes, Einbruch einer neuen Barbarei. Dies ist um so merkwürdiger und bezeichnender, als grade dieselben Befürchtungen ihn dreißig Jahre später bei der Juli-Revolution befielen, und so heftig erschütterten, daß sein frühzeitiger Tod großentheils als Folge solcher schreckhaften Eindrücke und trostlosen Erwartungen gelten muß.

Bevor er an eine bürgerliche Festsetzung denken mag, will er sich durch Reisen ausbilden, zu größeren Dingen vorbereiten, bestimmtere Entscheidung in sich reifen lassen. Denn noch immerfort ringt er zwischen Gelehrsamkeit und Staatsgeschäften, und schreitet in beiden Richtungen fort, indem er jede derselben immer auch zu Gunsten der andern auszubeuten sucht. So kann er den ursprünglich aufgenommenen Zwiespalt nie los werden, und sein Erfolg und Gewinn selber halten ihn dabei fest. England und Schottland, wo er sich beinah anderthalb Jahr aufhält, befriedigen aber seine Erwartungen nicht in dem Maße seines Strebens, und er kehrt, bereichert in mancherlei Kenntnissen, aber herabgestimmt in seinen Vorstellungen, zur Heimath zurück. Er behauptete, an Schwung des Geistes verloren und eine gewisse Genialität eingebüßt zu haben, während seine Stimmung und Thätigkeit gleichförmiger geworden sei.

Die praktische Laufbahn, durch günstige Anlässe lockend, erhielt in wiederholten Berathungen, bei welchen die Wünsche des Vaters sehr in Betracht kamen, durch

die Umstände den Vorzug, welchen die innere Neigung wohl schon jetzt dem gelehrten Wege würde gegeben haben. Nach einigem Aufenthalt in Holstein, wo er sich mit seiner Verlobten nun auch verheirathet hatte, ging er im Juni 1800 nach Kopenhagen, und wurde daselbst in den Finanzgeschäften angestellt. Hier fühlte er sich eine Zeit lang sehr glücklich. Die Arbeiten wurden ihm leicht, und hatten guten Erfolg. Doch mit dem eigentlichen Weltleben konnte er sich nicht befreunden, sondern er zog sich soviel er durfte zurück, und wandte seine spärliche Muße den gelehrten Forschungen und Genüssen zu, welchen nicht alle seine Zeit und Kraft widmen zu können er oft sehnsüchtig bedauerte. Seine Empfindungen sollten aber bald heftiger angeregt und gekränkt werden, als die politischen Spannungen einen Krieg zwischen England und Dänemark herbeiführten, Nelson mit einer englischen Flotte Kopenhagen angriff, und die dänische Sache nicht zu behaupten war. Niebuhr litt unsäglich bei diesen Vorgängen, in deren Folge nun auch eine größere Hinneigung Dänemarks zu Frankreich eintreten mußte. In seiner persönlichen Stellung jedoch, in der Leitung und Gunst des trefflichen Ministers Grafen von Schimmelmann, erfuhr er nur Gedeihen und Förderung, und vereinigte zuletzt mit andern wichtigen Ämtern das eines Direktors der Bank. Die Finanz- und Börsengeschäfte wußte er mit der Erlernung des Arabischen, mit dem Studium alter Geschichte und selbst mit Übersetzungen aus dem Demosthenes glücklich zu durchflechten. Die Rechtschaffenheit und Einsicht, welche seine Geschäftsführung auszeichneten, waren allgemein anerkannt; sein guter Ruf drang auch nach Berlin, und bald

war der Eifer des Ministers vom Stein bemüht, den vielfach empfohlenen Mann in den preußischen Staatsdienst herüberzuziehen. Niebuhr hatte nie den Gedanken gehabt, in andern als dänischen Diensten zu stehen, die er einzig mit gelehrter Beschäftigung vertauschen zu können schien. Jetzt aber sollte in einem eröffneten höheren Amte ein junger Mann von vornehmer Geburt ihm, dem ausgezeichneten und höchst verdienten Bürgerlichen, vorgezogen werden, und diese Kränkung erfüllte ihn mit heftigem Unmuth und bittrem Verdruß. Jene Bevorzugung unterblieb zwar fürerst, allein Niebuhr sah nun in seinem dänischen Verhältniß kein Gedeihen mehr, und nach mancher Zögerung und erneuerten Verhandlung, ging er endlich auf die preußischen Anträge ein, nahm in Dänemark seinen Abschied, und begab sich nach Berlin, um daselbst eine bedeutende Stelle bei der Finanzverwaltung zu übernehmen.

In seinen ursprünglichen Anlagen früh mehr gehemmt als gefördert, von seinem eigentlichen Beruf abgelenkt, in politischen und persönlichen Empfindungen verletzt, den Seinigen entrückt, und auf ein neues Vaterland angewiesen, bietet uns Niebuhr schon den Anblick eines sich in Erfolgen verhüllenden Mißgeschickes. Doch die härteste Prüfung dieser Art stand ihm erst bevor. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Berlin erfolgten die Schlachten von Auerstädt und Jena, deren Unglück in schneller Folge sich gränzenlos entwickelte, und Preußen dem Untergange nah brachte. Nun galt es einzig, dies Unglück mitzuleiden, seine Verwicklungen mitzutragen und mitzuverarbeiten. Die Flucht führte nach Königsberg und Memel, ja über diese äußerste Gränze hinaus bis Riga, und

als der unglückliche Krieg endlich in einen trostlosen Frieden überging, zeigte dieser nur Zerrüttung, Armuth und Drangsale jeder Art. Niebuhr bestand diese harten Geschickesschläge mit edlem Muth und treuer Ausdauer. Er fand Gelegenheit, in den schwierigsten Verhältnissen wichtige Dienste zu leisten, half im Verein mit den trefflichsten und würdigsten Männern retten und herstellen, und wurde, er der neuhinzugekommene Fremde, beim Wiederaufbau des Staates bald den ersten und würdigsten Werkführern beigezählt. Diese verhängnißvolle Zeit läßt uns die große Gesinnung, den reinen Eifer und die helle Einsicht Niebuhr's im höchsten Glanze sehen. Seine politische und persönliche Tugend hat sich nie schöner bewährt. Doch konnten die Verhältnisse, in denen er stand, ihn nicht befriedigen, und er kämpfte fortdauernd in ihnen mit Widrigkeit und Täuschung. Eine Sendung nach Holland, die ihm übertragen wurde, um eine Geldanleihe für Preußen dort zu unterhandeln, machte einen längern Aufenthalt in diesem Lande nöthig; allein das Geschäft wollte nicht gelingen, und Niebuhr kehrte mißmuthig in die schwierigen und ihn aufreizenden Verhältnisse nach Königsberg und Berlin zurück.

Der Minister vom Stein hatte die Verwaltung aufgeben und nach Österreich flüchten müssen, die Männer, welche den Geschäften vorstanden, waren für Niebuhr nicht eingenommen, der Gang, den sie befolgten, schien ihm unrichtig, sogar verderblich. Ein für ihn günstiger Umstand, daß er in der allgemeinen Bedrängniß mit eignem Gelde hinreichend versehen war, und daß er seine Zukunft als Kaufmann oder Gelehrter überall sichern zu können glaubte, machte ihn äußerlich ganz unabhängig,

und er verzichtete sogar auf einen Theil seiner Besoldung. Aber noch weit größer war seine innre Selbstständigkeit. Sie gründete sich zuvörderst auf das Bewußtsein redlicher Gesinnung und reiner Uneigennützigkeit, sodann auf das Übergewicht seiner Kenntnisse und Einsichten, denen in ihrer Allgemeinheit kein Zweifel entgegenstand. Allein diese unschätzbaren Eigenschaften fanden wie immer bei ihrer Anwendung vielfache Bedingnisse, die sowohl nachgiebig zu umgehen als auch kühn zu beseitigen die Kunst des Staatsmannes ist; Niebuhr aber stellte seine Überzeugung stets voran, wollte nur nach eigner Ansicht verfahren, und fühlte bald, daß er hiezu an der Spitze der Geschäfte stehen müsse. Daher entstand in ihm die Meinung, er müsse Minister sein, eine Meinung, die sich in seinen und seiner Frau mündlichen Gesprächen noch ganz anders äußerte als in diesen Briefen, daher das Streben, sich in seinen Geschäften wie er es nannte „souverain" zu machen, und nicht nach Vorschriften, sondern nach eignem Ermessen zu verfahren. Einem tiefen Spruche des von ihm hochgehaltenen Mirabeau entgegen, qu'en affaires on ne marche qu'avec les hommes, wollte er die Einwirkung der Andern ausschließen, ja kaum gesellig leben mochte er mit ihnen, wenn sie nicht schon einstimmende Freunde waren. Wir müssen es anerkennen, dieser Ehrgeiz ruhte auf edlem Grunde, und Niebuhr würde jede ihm anvertraute Wirksamkeit gewiß einzig zum Gemeinbesten ausgeübt haben. Aber sein Anspruch war darum nicht weniger höchst bedenklich, und unsres Erachtens unbegründet. Seiner Eigenschaften mit Recht versichert, täuschte er sich doch über deren Wirkung und Umfang. Er hätte es wissen können, daß die

Staatsgeschäfte ihn eigentlich nie völlig befriedigten, daß er sich aus deren bestem Gedeihen stets mißmuthig zu den Studien zurücksehnte. Auffallend ist es auch, daß grade da, wo er am meisten selbstständig in Geschäften handeln konnte, z. B. in Holland und später in Rom, seine Bemühungen keinen Erfolg hatten, hingegen diejenige Thätigkeit, welche er unter der Oberleitung Schimmelmann's und Stein's ausübte, gedeihlich von Statten ging, und seinen Geschäftsruhm begründet hatte. Niebuhr verkannte in dieser Beziehung seinen Beruf unsres Bedünkens ganz und gar, wie denn auch seine Einbildung in manchem persönlichen Vermögen weit über die Wirklichkeit hinausging, wenn er z. B. sich wohlgefällig schmeichelte, im Gespräch unter vier Augen könne ihm nicht leicht jemand entgehen, oder mit völliger Zufriedenheit sich das Zeugniß gab, rein und fertig französisch zu schreiben dürfe er sich nun rühmen, während er doch, ungeachtet großer Mühe und Sorgfalt, darin nur schwach blieb. Die sittliche Kraft seines Gemüths und das Gewicht seiner wesentlichen Kenntnisse liehen aber auch seinen Irrthümern einen mächtigen Drang, und da derselbe sich doch an stärkern Persönlichkeiten und höheren Stellungen nothwendig brechen mußte, so wuchs die Verbitterung Niebuhr's in feindliche Widersetzlichkeit, er trat den obersten Behörden heftig entgegen, und beschuldigte dieselben, indem er alle Zwischenstufen überschritt, am höchsten Orte verderblicher Plane und Maßregeln. Dies auf solche Weise in Preußen ganz unerhörte Beginnen verfehlte seinen Zweck. Niebuhr wurde höchsten Ortes mißbilligt, und trat nun aus den Finanzgeschäften zurück. Er wünschte Professor der Geschichte zu werden,

allein die Thätigkeit eines solchen wurde ihm eröffnet, ohne daß er seinem Dienstverhältniß zu entsagen brauchte. Überhaupt bezeigten die damalige und die spätere Staatsverwaltung gegen Niebuhr, der doch nicht selten als entschiedner Gegner sich benahm, eine edle Mäßigung und schonende Rücksicht, die, wenn auch seinem Karakter und Verdienste durchaus gebührend, doch den Männern, welche diese unter solchen Umständen willig anerkannten, zum daurenden Ruhme gereicht. In seinen Briefen scheint er dies wenig zu würdigen, er äußert sich oft mit so herbem Grimm über die Gegenseite, daß diese, dürfte man ihm völlig glauben, in schmähliche Verachtung fallen müßte. Hier aber heißt es billig, man müsse beide Theile vernehmen, und bevor dies in gehöriger Weise geschehen kann, wollen wir vorläufig aussprechen, daß eine nicht einseitig, sondern von mehreren Seiten beleuchtete Geschichte jener Verwaltungs- und Organisationskämpfe Preußens die Urtheile Niebuhr's sehr zurechtweisen und bedingen, ja seine eigne Fähigkeit, den damaligen Angelegenheiten vorzustehen und an der höchsten Staatsleitung Theil zu nehmen, größtentheils verneinen würde.

In demselben Maße, wie diese Mißverhältnisse ihn von den Staatsgeschäften abstießen, mußte sein ursprünglicher Hang, der auch immitten aller Lockungen und Erfolge des Ehrgeizes fortdauerte, ihn nur um so stärker zu den Wissenschaften und zu gelehrter Wirksamkeit hinziehen. Was sich dort löste, knüpfte sich hier also gleich an, und so war es eigentlich nur ein sanfter Übergang, den er machte, und seine neue Stellung war schon bereitet und reichlich ausgestattet, als er der früheren entsagte. Auch hierin gebührt der preußischen Verwaltung

ein ausgezeichnetes Lob, mit so freisinniger und würdiger Weise den persönlichen Wünschen die Hand geboten zu haben.

Niebuhr blieb als Geheimer Staatsrath in einem geschäftlosen Dienstverhältniß, das ihm den Wiedereintritt in thätige Wirksamkeit offen hielt, übrigens aber völlige Freiheit für die gelehrten Arbeiten ließ, denen er sich jetzt ausschließlich widmen wollte. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und in dieser Eigenschaft begann er an der Universität zu Berlin, deren Eröffnung eben eintrat, seine Forschungen über die römische Geschichte vorzutragen. Mit dieser für ihn in solcher Art zum erstenmal erlangten Thätigkeit ergoß sich über Niebuhr's Wesen ein ganz frisches Leben, sein Geist erging sich in den ihm gemäßesten Bahnen, sein Gemüth empfand neue Heiterkeit und Kraft. Wenn er von diesen Studien spricht, so erkennt man bald, daß sie kein trauriger Nothbefehl getäuschten Ehrgeizes sind, sondern den Kern seines Wesens aufschließen, und ihm die glücklichste Befriedigung gewähren. Die Zeit von 1810 bis 1813, während er jene Vorträge hielt, und auf den Grund derselben die beiden ersten Bände seiner römischen Geschichte zum Druck ausarbeitete, bildet unstreitig den reichsten und glücklichsten Abschnitt seines Lebens, den für seinen Ruhm entscheidendsten. Die Briefe dieses Zeitraums geben eine erfreuliche Schilderung seines geistesregen Eifers und seines in diesem Gebiete sichern Erfolgs und rein empfundnen Glücks. In diesen Abschnitt fallen seine reichhaltigsten, schärfsten Urtheile, seine gediegensten Freundschaftsverbindungen, ja sogar seine tiefste Selbsterkenntniß; der schöne Brief an Jacobi vom November 1811,

worin er bekennt und beklagt, daß er mit einer innern Disharmonie geboren sei, ist in solchem Betreff besonders merkwürdig. Auch in der Darlegung seiner Religionsansicht, welche den geforderten Glauben ehrt, aber nicht als ihm eigengehörig zu bekennen vermag, ist die löblichste Aufrichtigkeit. Der Mann, der auf diese Weise über sich selber offen und tüchtig zu reden vermag, ist der höchsten Achtung werth.

Mit dem Jahre 1812 mußten die politischen Ereignisse wieder lebhaftere Theilnahme fordern, und das Frühjahr 1813 löste alle wissenschaftliche Thätigkeit in die für die vaterländische Sache und für die Kriegsanstalten auf. Niebuhr ergriff das Nächste, und gründete eine Zeitung, den preußischen Korrespondenten, dann aber wollte er auch selbst mit in den Kampf gehen; er bot sich einem General zum Sekretär an, dachte im Generalstabe nützlich zu sein, und hielt sich sogar zum gewöhnlichen Waffendienste bereit; aber seine Fähigkeiten wiesen ihm andre und höhere Aufgaben an. Der Staatskanzler Hardenberg übersah die Anwandlungen des Mißmuths und der Bitterkeit, behielt nur das Verdienst im Auge, und war wie immer bedacht, auch in dem Gegner dies zu ehren und für die Sache des Vaterlandes zu nutzen.

Niebuhr wurde in das preußische Hauptquartier berufen, und hier in Geschäften mannigfach zu Rath gezogen und beauftragt. Wiederholte Kränklichkeit führte ihn, nachdem die Stürme des Krieges sich entfernt, in die frühere Muße nach Berlin zurück. Allein schon im Februar 1814 empfing er wieder den ehrenvollen Auftrag, in Holland mit englischen Bevollmächtigten die ferneren Subsidiengeschäfte zu ordnen. In Holland

wurde er veranlaßt, wiewohl er sich noch kurz vorher gegen alle sogenannten Konstitutionsfabriken erklärt hatte, eine Verfassung für das neuerrichtete Königreich der Niederlande auszuarbeiten, die jedoch unberücksichtigt blieb. Seine Geschäftsverhandlung brachte er nur unter großen Schwierigkeiten vorwärts, und nicht zu Ende. Krank und mißmuthig kam er nach Pyrmont, hielt sich hier, in Holstein und Hamburg, längere Zeit auf, und war im Oktober 1814 wieder in Berlin.

Hier schließt nun der erste Band dieser reichen und bedeutenden Mittheilungen, und wir hoffen, daß der zweite bald nachfolgen, und das Bild der würdigen Persönlichkeit und der inhaltvollen Zeitbeziehungen, in welchen sie erschienen ist, vollenden wird. Wir werden hier Niebuhr zunächst wieder als Schriftsteller hervortreten sehen, und zwar als politischen, der beauftragt ist, die Verhältnisse Preußens in Betreff Sachsens zu erörtern; seine Schrift, in ihrer Rechtsentwicklung durch übergroßen Scharfsinn fast gefährdet, ist überall vortrefflich, wo Gesinnungen und allgemeine Bezüge zur Sprache kommen. Die Wiederkehr Napoleon's von Elba, der Tod der geliebten Gattin, und die neuen politischen Gährungen, erschütterten nach einander sein Gemüth, und der angehäufte Mißmuth drängte sich auch ferner in bittren Äußerungen hervor. War er in jener frühern Schrift mit Nachdruck für die Sache des Landes und im Sinn der höchsten Staatsbehörde aufgetreten, so nahm er durch eine spätere an dem innern Kampfe Theil, der zwei entgegenstehende Partheien heftig aufregte. Seine bittre, kraftvolle Schrift gegen den Geheimrath Schmalz, welcher das Bestehen geheimer Bünde bezeichnet und staatsgefährlicher Rich-

tungen beschuldigt hatte, war, in Verbindung mit einer noch leidenschaftlicheren Schrift Schleiermacher's, ein augenblicklicher Sieg; doch mit den leitenden Einflüssen schien Niebuhr hiedurch völlig entzweit, und seine Aussicht im Staatsdienste für immer verdunkelt. Letzteres war indeß nicht der Fall; auch bei sonstigen Gegnern überwog die Anerkennung, und als Niebuhr zum preußischen Gesandten in Rom ernannt wurde, galt dies allseitig für eine der Person wie den Sachen vollkommen gemäße Zuständigkeit. Eine zweite Heirath verhieß auch auf dem neuen Lebensweg in der Fremde das gewohnte häusliche Glück. Über den Aufenthalt in Rom haben wir gewiß die anziehendsten Nachrichten und merkwürdige Bekenntnisse zu erwarten, aus denen sich denn auch ergeben wird, wie so eine Stellung, die schon an sich eine der günstigsten in der Welt, für einen Mann aber, dem die Geschichte Rom's zur Mitte aller Lebensthätigkeit geworden war, vollends die Fülle aller Wünsche dünken mußte, gleichwohl diese nicht befriedigte. Auch hier erwehrte sich Niebuhr eines heftigen Mißmuthes nicht, den theils die gesandtschaftlichen, meist erfolglosen Geschäfte, theils das Unbehagen so mancher Lebensverhältnisse, und sogar, wie statthafte Zeugen versichern, die zu nah bedrückende Last des Alterthums selbst, ihm verursachten. Nach wenigen Jahren schon konnte er einwilligen, eine Stellung aufzugeben, für die kaum ein Ersatz denkbar schien. Dennoch fand er diesen, und zwar seinem tiefsten, von früher Jugend in ihm gelegenen und stets zurückgesetzten Wunsche gemäß, in der Stellung eines Lehrers der Geschichte an der Universität zu Bonn. Hier genießt er zum zweitenmale das Glück ungestörter wis-

senschaftlicher Arbeiten, hier setzt er seine römische Geschichte wieder fort, greift in weite Gebiete der Gelehrsamkeit wirksam ein, und sieht eine strebende Jugend um sich her, die ihn ehrt und liebt. Über alle diese Arbeiten und Verhältnisse, über den Einfluß, welchen er, auch ohne es zu wollen, fortgesetzt auf Staat und Welt behielt, über seine Bezüge zu Freunden, zu Gegnern — befehdet von dem Ernste Delbrück's, von den Scherzen Schlegel's — endlich über seinen allzu frühen Tod, den die im nahen Frankreich wiederausgebrochnen Stürme beschleunigten, hoffen wir in dem erwarteten zweiten Bande dieses Werkes die näheren Angaben und Aufschlüsse, welche, wenn sie auch für uns schwerlich ganz Neues und Unbekanntes bringen, doch das Bekannte lichtvoller und farbenreicher darstellen und durch unwidersprechliche Zeugnisse bestätigen werden.

Fassen wir die verschiedenen Seiten und Erscheinungen, welche sich uns bisher einzeln dargeboten und unsern Antheil erregt haben, in ihrem Gesammtbezuge, der das Individuum selber ist, so lassen sich folgende Ergebnisse der Betrachtung kaum vermeiden. Das entschiedne Verdienst Niebuhr's lag in seinem großen Wissen, und dann in der strengen Redlichkeit, die er zu jedem Streben mitbrachte und darin behauptete. Diese beiden Momente genügen, einen ausgezeichneten und edlen Menschen, ein bedeutendes Geistesgepräge und eine hohe Seelenwürde darzuthun. Aber die lange Stufenreihe geistiger und sittlicher Eigenschaften, welche innerhalb jener beiden Endstützen sich gestalten, durcheinander bewegen, die einzelne Lebensthätigkeit und das wirksame Urtheil bestimmen, bot ein sonderbares Gemisch, worin

jene Vorzüge wohl nie ganz verschwanden, doch mitunter zu entschiednen Nachtheilen sich trübten. Wir haben nicht die Absicht, diesen innern Mischungen und Zuständen in den Tiefen der Seele nachzuspüren, noch sie im Einzelnen gegen einander abzuwägen, sondern wollen nur die Eigenschaften, welche am entschiedensten in ihm gegen die Welt an den Tag traten, mit kurzer Andeutung bezeichnen.

Ein Staatsmann, müssen wir zuvörderst sagen, war er nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem er es zu sein meinte. Schon sein Streben zu Welt und Geschäften hielt nicht Stand, sie wurden ihm gleich zu viel, und erfüllten ihn doch nicht, sein Hang zu gelehrten Arbeiten überwog. Zum höheren Leiten und Verwalten fehlte ihm aber auch das Talent; er konnte Sachen und Menschen in einzelnen Richtungen leicht und scharfsinnig auffassen, aber der Zusammenhang des Lebens entging ihm, und die Ereignisse, welche er doch bisweilen sogar vorhersagte, befremdeten und verwirrten ihn, wenn sie eintraten. Seine Kenntnisse und Einsichten konnten allerdings in Staatssachen dienen, ja durften als höchst ersprießliche gelten, aber nur indem er sie als Rath und Hülfsmittel darbot, oder als Anklage und Vorwurf entgegenhielt. In diesem Betracht hätte er in einem parlamentarischen Staate eine große Wirksamkeit ausüben können, wo nicht als Redner, doch als Sachverständiger, und daher als nützlicher Freund und gefährlicher Gegner. Wirklich stand er meist in der Opposition, einer Stellung, deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit im Staate uns erst neulich Gans mit kurzen Worten geistvoll dargethan, und übte dieselbe bis zuletzt

auf mannigfache Weise, zwar ohne Rednerbühne, aber durch Schrift und Gespräch, und gewiß nicht selten mit bedeutender Wirkung aus!

Was ihm als Staatsmann abging, kam ihm großentheils um so mehr als Menschen zu Gute. Seine gefühlvolle Herzlichkeit, sein kindlicher Sinn, seine Lauterkeit und Treue, seine geistige Absonderung und edle Entsagung, alle diese Eigenschaften, welche ihn wahrhaft liebenswürdig machten, würden bei größerer staatsmännischen Zumischung nicht so im Vorgrunde seines Wesens haben verweilen können. Dagegen hätten freilich seine Reizbarkeit und der heftigste Mißmuth, der sich daraus ergab, die übertriebenen Ansprüche, die er stets an sich selbst und oft auch für sich machte, so wie die bittre Schärfe und harte Einseitigkeit des Urtheils, durch die er Andre kränkte, sich bei etwas mehr weltmännischer Fassung und Grazie zu milden Äußerungen herabstimmen müssen.

Mit vielen hochbegabten Menschen, und gleich mit dem Minister vom Stein, der ihm so geehrt und befreundet war, theilt Niebuhr den Mangel des ästhetischen Urtheils. Was er an den Dichtern alter und neuer Zeit schätzte, war nicht das Dichterische. Seine Äußerungen über Goethe's Wilhelm Meister geben die Schwäche seiner Auffassung in dieser Hinsicht völlig bloß. So gelangt auch seine eigne Darstellungs- und Ausdrucksweise nicht zur siegenden Meisterschaft. Er ringt fast immer mit der Sprache, ist in seiner Schreibart höchst ungleich, und macht die ungelenksten und schleppendsten Wendungen; nur wenn er das ihm ganz Vertraute und Eigne aus dem Innern hebt, ist er meist auch im Ausdrucke

vortrefflich, wie zahlreiche Stellen sowohl in der römischen Geschichte als auch in den gegenwärtigen Briefen darthun.

Sein sittliches Urtheil ist nicht frei von Übertreibung, im Lobe sowohl als im Tadel, doch ist es nie ganz willkürlich und grundlos; immer ist es eine richtige Wahrnehmung, die ihn leitet, und nur für ihren Ausdruck ist er oft ohne Maß. Uns ist es als eine schöne Eigenheit seiner Urtheile über Menschen aufgefallen, daß er im Guten besser und sichrer urtheilt, als im Schlechten, und daß da, wo er haßt und tadelt, mehr abzurechnen und zu beschränken ist, als wo er liebt und rühmt. Da immer etwas Erschautes zum Grunde liegt, so bleiben seine Urtheile immer merkwürdig, und geben Stoff zum Nachdenken. In diesem Betreff sind besonders die scharfen Stellen über Schleiermacher, Herder und Johannes von Müller von großem Interesse. Daß Verehrung und Liebe seinen Blick nicht blendeten, sondern eher schärften, bezeugen die treffenden Bemerkungen, die sich einigemal über Jacobi und Stein ihm aufdrängen.

Niebuhr's gesammte Erscheinung hat etwas Gemischtes und Sonderbares, das sich nicht leicht unter gewöhnliche Benennung bringen und mit Ähnlichem zusammenstellen läßt. Die Zeit dürfte schwerlich so bald wieder eine solche Gestalt entstehen lassen. In Bezug auf Natur-Anlagen, Entwicklung und Schicksal ist er das vollkommenste Widerspiel von Goethe, dem gelungensten und reifsten Menschen des Jahrhunderts. In seinem Verhältniß zum Staate möchten wir ihn mit Chateaubriand, in seiner beweglichen Gefühlsweise mit Johannes von Müller vergleichen; als Autor jedoch hat er nicht die glänzende Phantasie des erstern, noch die schriftstel-

lerische Fertigkeit des letztern; an Scharfsinn, Gründlichkeit und Gediegenheit übertrifft er beide; an Reinheit der Gesinnung und des Wandels aber steht er uns ohne alle Vergleichung auf der höchsten Stufe.

Vecchie Romanze spagnuole. Recate in Italiano da Giovanni Berchet. Brusselle, 1837.

In allen Völkern, wo sich ein litterarisches Streben entschieden darstellt, geht dasselbe zuletzt auf eine Bildung aus, die nicht mehr abgesondert, sondern gemeinsam sein will. Im Mittelalter war das Gemeinsame ursprünglich, und ging in das Besondere über; die Völker lebten alle von derselben Quelle der Dichtung, aber dennoch dichtete jedes Volk nur für sich. Als nach langem Schlummer die Litteratur des griechisch-römischen Alterthums wieder hervortrat, drängte diese große Bewegung den romantischen Strom überall zurück, und anstatt der volksthümlichen Einzelheiten, in die er sich zertheilt hatte, erhob sich ein gemeinsames Vorbild, welches außerhalb jedes vorhandenen Volkes stehend jedem gleicherweise zum Muster diente. Inzwischen nahm dieses Klassische, welches sich als die gemeinsame und alleinige Bildung geltend machte, doch sehr verschiedene Gestalt und Färbung an, und was zuletzt unter jenem Namen, und als vorgebliche Nachahmung der Alten, in französischem Gepräge ganz Europa durchherrschte,

war wirklich nur eine neue Einzelheit, die sich an die Stelle aller andern willkürlich eindrängte. Daß eine gemeinsame Bildung anzustreben sei, an welcher jedes Volk dadurch Theil zu nehmen habe, daß es seine Besonderheit weder aufgebe noch voranstelle, sondern grade seine ursprünglichste und eigenste Weise mitbringe und durch diesen Beitrag jenes Gemeinsame machen helfe, — diese Wendung ist ein Fortschritt, der ganz unsrer neueren Zeit, und vorzugsweise den Deutschen angehört.

Alle Poesie als ein Gemeingut anzusehen, und den Dichtungen aller Völker wechselseitig Zugang und Stätte zu sichern, ist ein Unternehmen, welches größtentheils dem tiefen Weltbürgersinn und freien Forschungsgeiste der deutschen Kritik anzurechnen bleibt. Lessing und Herder sind hier zuerst zu nennen, dann beide Schlegel und Tieck, aber die ganze Nation, die Übersetzer, Sprachgelehrten, Alterthumsforscher und Philosophen, alles wirkte bewußt und unbewußt in dieser Richtung, welche nun die ganze litterarische Welt durchdringt, und in dem inhaltreichen, mit dem Fortgange der Zeit und Einsicht noch stets wachsenden Worte Goethe's ihr kräftiges Bewußtsein ausgesprochen hat. Kein Zeitalter, kein Volk hat jetzt mehr für sich allein gedichtet, sondern alle mit- und nachlebenden haben Theil daran, eignen sich von dem eröffneten Reichthume zu, was ihnen genehm und brauchbar ist.

Die neue Ansicht und Behandlung der Poesie ist für keine Gattung wirksamer und günstiger geworden, als für die eigentlichen Volkslieder, für die zum Theil uralten Gesänge, in welchen sich die Thaten, Gesinnungen und Sitten der Voreltern bewahrt haben. Englän-

der, Franzosen, und Andre, haben ihren derartigen Gedichten früherhin wohl manche Beachtung zugewendet, aber als Gegenständen der Alterthumsforschung, als Sprachdenkmalen, oder auch als historischen Zeugnissen; als Poesie hat erst die neuere Zeit sie gewürdigt, gesammelt und zum Austausche gebracht.

Am wenigsten Eingang hat bisher Italien dieser neuen Betrachtungsweise gestattet, es schien, als wenn der üppige Reichthum eigner Poesie hier völlig genügte, wo zum Überflusse, sofern außerhalb dieses Reichthums ja noch ein weiteres Bedürfniß vorkäme, der große Hinterhalt klassischer Bildung stets bereit stand, mit dem sich die Italiäner vorzugsweise gern gedeckt und beruhigt haben; nächst den Franzosen glaubte keine Nation so gewiß und vollständig dieses Klassische zu besitzen und zu bewahren. Allein die verhärteten Vorurtheile konnten auch hier auf die Dauer dem neuen Andrange nicht widerstehen, der seit zwanzig Jahren für die Romantik eröffnete Kampf gewinnt immer mehr Boden, und von allen Seiten bereitet sich der Sieg für diejenige Richtung der Litteratur, welche die starre Abgeschiedenheit und Einbildung löst und in den allgemeinen Entwicklungsgang fortreißt. Der einzelne Schriftsteller, der in solchem Sinne zu wirken denkt, steht indeß auch einzelnen Momenten des Kampfes gegenüber, und hat solche bestimmter in's Auge zu fassen, um sich seiner Vortheile jedesmal möglichst zu versichern. So mag denn auch der Autor des gegenwärtigen Buches sich nicht verhehlen, daß er diesem Versuche, den poetischen Gesichtskreis seiner Landsleute zu erweitern, in Italien fürerst noch keine große Gunst versprechen könne. Er sieht sein Unterneh-

men für ein sehr gewagtes an, und hat dasselbe daher auch insbesondre nach den Bedingnissen, denen er begegnen mußte, eingerichtet.

Hr. Berchet, der durch seine lyrischen Gedichte in Italien einen großen Ruf erworben hat, und seinen Landsleuten in ähnlicher Weise theuer geworden, wie es uns Uhland und Rückert durch manche ihrer Lieder sind, hält sich gleichwohl für keine hinreichende Autorität und Macht, um ihnen den poetischen Standpunkt zuzumuthen, dessen er sich längst durch frischen Geistesschwung und gründliche Studien bemächtigt hat. Er wagt es nicht, ihnen das Fremde, das er ihnen mittheilen möchte, gleich in aller Fülle und Mannigfaltigkeit darzubieten; einer Sammlung von Volksliedern aller Nationen, wie Herder sie uns vor sechzig Jahren gab, dürfte er in Italien keine Aufnahme versprechen; er geht daher klug und leise zu Werk, indem er aus dem großen Vorrathe, der ihm offen liegt, sorgsam dasjenige auswählt und bearbeitet, was er dem verwöhnten und in dieser Beziehung nur wenig lenksamen Sinne der Italiäner noch am meisten annehmlich glaubt. Deutsche und nordische Helden- und Volkspoesie darf er ihnen für jetzt noch nicht vorsetzen, sie würden unter der harten und rauhen Schale den herrlichen Kern nicht erkennen, und die ganze Gattung beim ersten Anblick verwerfen. Aber den spanischen Romanzen kann es gelingen, in dem Verwandten und Nahen das Ausländische überhaupt aufzuschließen, und den Sinn für Fremdartigeres vorzubereiten. Ein doppelter Vortheil muß hiebei wirken, die Ähnlichkeit der Grundlagen, auf denen das Leben beider Völker im Ganzen beruht, und also auch die Ähnlichkeit der beiden

Sprachen, und sodann die verhältnißmäßig höhere Bildung, welche den spanischen Romanzen vor andern Volksliedern eigen ist. Die Spanier haben nämlich ihre alte Volkspoesie nicht so schnell und ganz, wie andere Völker dies gethan, z. B. die Franzosen und besonders die Deutschen, gegen den Andrang späterer Bildung aufgegeben, sondern sie mit Liebe gepflegt und bewahrt, und bis an die letztere Zeit herangeführt, so daß sie den Forderungen eines verfeinerten Geschmackes weniger entfernt stehen, als etwa französische und deutsche Gedichte gleichen Schlages.

Der Autor giebt über die sonderbare Auswahl seiner Stücke, die Hülfsmittel, deren er sich dabei bedient, so wie über sein ganzes Verfahren beim Übertragen, in der Vorrede befriedigende Rechenschaft. Man muß seinen Gründen überall beipflichten, und seinen Einsichten den weitesten Umfang anerkennen. Er zeigt sich als ein sachkundiger Gelehrter, als eindringender Kritiker, gleich stark durch Scharfsinn und durch Geschmack, und überhaupt als Mann von großem Verstand und reichem Geist.

Betrachten wir die übersetzten Gedichte näher — es sind ihrer gegen achtzig, mehrentheils nicht kurze Romanzen —, und vergleichen sie mit den spanischen, sofern uns diese letztern bekannt und gegenwärtig sind, so gewahren wir sogleich, daß hier ein Dichter übersetzt hat, der seiner Tonart vollkommen Meister ist. Dies war um so nöthiger, als diese Gedichte zwar die leichtesten zum Annehmen für den Italiäner dünken durften, aber keineswegs deßhalb auch die leichtesten zum Übertragen waren. Aus der Nähe selbst und Verwandtschaft, die

hier Statt findet, erwuchsen neue Schwierigkeiten, von denen der Übersetzer mit Recht versichert, man ahnde sie kaum, bis man sie durch den Versuch erfahre. Schon die äußere Form, so nahe sich beide Sprachen hier aneinander halten, konnte nicht dieselbe bleiben, und eine scheinbar geringe Abweichung begründet einen ungeheuern Unterschied. Die Versart ist an Umfang und Tonfall ungefähr dieselbe, aber der italiänische Dichter mußte auf die Assonanzen des spanischen verzichten, und brachte dafür den Reim heran. Hr. Berchet will zwar auf die Assonanzen wenig Werth legen, und bezeichnet sie als ein langweiliges Einerlei, jedoch darin stimmen wir ihm nicht bei, und wir halten es für einen wesentlichen Verlust, daß er sie nicht wiedergeben konnte. Die Romanze theilt sich zwar auch im Spanischen meistens vierzeilig ab, allein diese Eintheilung schneidet nicht scharf ein, und läßt die grandiose Strömung ungehindert, in welcher sich der epische Vortrag über die gleichmäßig durchklingenden Assonanzen hinwälzt. Der Übersetzer hingegen muß seine Erzählung weit bestimmter in vierzeilige Strophen zerschneiden, die zugleich jedesmal durch ihren eignen Reim für sich bestehen. Daraus erwächst ein sehr verschiedener Karakter für diese Lieder, je nachdem wir sie spanisch oder italiänisch lesen. Das Spanische hat den Vorzug eines mehr schwebenden Fortgangs, eines stolzen und doch leichten Hinwallens, das Italiänische dünkt uns in seinen Abschnitten vertraulicher und schärfer, zuweilen auch von gedrängterer Kraft. Da hier eine ächte Dichterhand waltet, die nicht nimmt ohne auch wieder zu geben, so hat wenigstens die Poesie im Gan-

zen bei jener nothwendigen Veränderung nicht sonderlich leiden dürfen.

Zur Probe geben wir einige Strophen der Übersetzung der berühmten Romanze aus den Kriegen von Granada: „Rio verde, rio verde", deren Ton und Inhalt ehmals die Leidenschaften so gewaltig aufregte, daß die Hörer zu den Waffen griffen, und das Lied nicht mehr gesungen werden durfte. Bei Hrn. Berchet lautet der Anfang:

Fiume verde, fiume verde,
Quanti corpi bagni in te
Di Cristiani e d' Infedeli,
Che la spada a morte die'!

J tuoi flutti cristallini
Sangue rosso gli smaltò;
Chè in tra i Mori ed i Cristiani
Gran battaglia si appiccò.

Morîr Duchi, morîr Conti,
Tutti d'alta qualità.
Morì gente di gran vaglia
Dell' ispana nobiltà.

Wir gestehen, und glauben jeden Leser, dem das Spanische gegenwärtig ist, mit uns einverstanden, daß wir hier die herrliche Assonanzen-Fülle: „bagna, spada, esmaltan, batalla, salva" u. s. w. schmerzlich vermissen, und den strömenden Wohllaut durch die zugespitzten Reime nicht ersetzt finden.

Hr. Berchet, der dieses Buch, einen Vorläufer künftiger ausführlicheren und gewichtigeren Gaben, seinen Landsleuten als einen Beitrag zu ausgleichender und versöhnender Bildung mit edlen Worten herzlich darbie-

tet, hat demselben noch eine besondere persönliche Zueignung vorgesetzt, die wir als ein Muster schönen und würdigen Ausdrucks hier nicht weglassen dürfen, sie lautet also: „A Donna Costanza Arconati Visconti, come tributo di fervida e rispettosa amicizia, come testimonianza di grato animo, consacra Giovanni Berchet queste Romanze spagnuole, lavorate da lui ne' giorni quando Ella, nel suo castello di Gaesbeck, col limpido ingegno, col pronto sapere non ostentato, colla schietta gentilezza ospitale, gli disaspriva il desiderio della comune patria lontana, e gli volgeva in favorevole fortuna la dura necessita dell' esulare."

Reliquien von Justus Möser und in Bezug auf ihn, herausgegeben von B. R. Abeken. Berlin, 1837.

„Advocatus patriae!" Wie viel Reiz und Macht in einem schönen Namen liegt, sehen wir aus dem Vergnügen, das dieser Titel Möser's überall, und auch bei denen erweckt, welche recht gut wissen, daß dieser hochklingenden Bezeichnung nur ein beschränktes Geschäftsamt zum Grunde lag, keineswegs berechtigt, ein so tiefes Interesse aufzurufen, als wir gewohnt sind im Allgemeinen mit dem Worte Vaterland zu verknüpfen. Doch im gegebenen Falle gründet sich jenes Vergnügen freilich auch besonders auf den Umstand, daß der treffliche Mann,

dem ein so vielsagender Titel beschieden war, in sich selber die Kraft und die Gaben hatte, ihn in einem höheren Sinne, als dem seines Amtes, zu verdienen, und das angenehme Spiel des Zufalls in eine würdige Wahrheit zu verwandeln. Wirklich herrscht in Möser überall das Vaterländische, das rein und ganz Deutsche vor, und auch darin treu und bezeichnungsvoll, daß dieses Deutsche in einer besondern Landschaft, in einer bestimmten Örtlichkeit wurzelt, und grade in dieser Gestalt ein Gemeingut für die Gesammtheit wird. Möser ist erst dadurch ein rechter Deutscher, daß er ein Osnabrücker ist. Seine Wirkung hat sich innerhalb dieses Landes höchst fruchtbar erwiesen, unendlich mehr aber ist sie für das gesammte Vaterland geworden, und hat dessen Geistesbildung und Volksgedeihen mächtig gefördert. Seine Patriotischen Phantasien und seine osnabrückische Geschichte sind Kern- und Glanzpunkte unsrer reichsten Entwicklungszeit. Damals besonders wollte sich die Gegenwart, wie fast immer, gegen die Vergangenheit überheben, sich eilig und scharf von ihr ablösen; Möser hielt sie kundig und geschickt zusammen, erklärte und stärkte die eine durch die andre, und sicherte dadurch viel kostbares Gut, dem man schon übereilt entsagen wollte, mehr noch einen Sinn, der in der Nation seitdem erst recht mit Bewußtsein sich festgesetzt hat. Auf diese Weise hat denn auch Möser weit über sein Leben in die Zukunft gewirkt, und auf die vaterländischen Angelegenheiten bis in unsre Tage hinein einen segenreichen Einfluß geübt. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß seit der Befreiung von der Fremdherrschaft in deutschem Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht die Ideen Mö-

ser's mitthätig gewesen, ja sich als ausgesprochene Richtung mehr oder minder geltend gemacht hätten. Noch erst kürzlich hat die Errichtung seiner Bildsäule den deutschen Vaterlandsgeist lebhaft erregt, und mahnt auch eben jetzt wieder am rechten Orte zu Muth und Ausdauer im wohlgegründeten Recht. „Advocatus patriae!" So sei er uns auch fernerhin gepriesen und bewährt! —

Nach den vortrefflichen Worten, welche Goethe bei zweimaliger Gelegenheit über Möser gesagt, wäre es schwer, eine Bezeichnung seiner Eigenheit und seines Werthes zu liefern, die nicht in jene tiefgegriffnen Worte zurückfiele. Auch hat der würdige Herausgeber der kleinen Schrift, welche wir hier anzeigen, durch seine gehaltvolle Vorrede jenen Goethischen Umrissen, nach den Seiten hin, wo es nöthig war, weitere Ausführung so glücklich gegeben, daß jede andre Hand sich billig scheuen muß hier fortzufahren. Nur über Möser's Stellung als Geschichtschreiber und sein Verhältniß zu den neusten Ansichten und Leistungen in diesem Fache ließe sich etwa mancherlei beifügen, zu dessen Erörterung und Festsetzung bisher noch nicht Anlaß genommen worden. Indeß durfte hiezu die gegenwärtige Schrift nicht füglich Raum geben, und eben so wenig dürfte es die Anzeige derselben. Wir können daher, indem wir das Höchstdankenswerthe dieser Darbietung innig erkennen, nur noch den Wunsch hegen, daß Hr. Abeken selbst nochmals Gelegenheit finden möge, den ihm so nahen, und wir dürfen sagen verwandten Gegenstand in größerem Zusammenhang und Maßstabe zu besprechen. Er sagt zwar: „Sollte einst sich ein Mann finden, der, nach der verdienstvollen Vorarbeit Nicolai's, eine ausführliche Biographie Möser's zu

schreiben unternähme," allein er selbst könnte und sollte dieser Mann sein! Gewiß, sein in Möser's Geist und Gemüth tiefeingedrungener Sinn, seine liebevolle Neigung für den Menschen und seine treue Aufmerksamkeit und Sorgfalt für den Schriftsteller, geben ihm hiezu alle Fähigkeit und Berechtigung. Jene Gelegenheit würde sich am günstigsten bei einer neuen, vollständigen Ausgabe der Schriften ergeben, einer kleinen und wohlfeilen wo möglich, die geeignet wäre, in jedermans Hände zu gelangen!

Die Reliquien selbst, wiewohl nur wenige Blätter, sind bei größter Mannigfaltigkeit von höchstem Werth. Zuvörderst empfangen wir einige Beiträge zu Möser's Briefwechsel, und hierunter fünf Briefe von Goethe; von diesen ist der zweite, aus dem Jahre 1781, eines der wichtigsten Zeugnisse für Goethe's reinen und großartigen Sinn, und zeigt ihn in wahrhaft erhabener Milde und Reife; damals war Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Litteratur erschienen, mit einer schmähenden Äußerung über Goethe's Götz von Berlichingen. Die nähere Bewandtniß jener Schrift, ihre Aufnahme und Wirkung in der wirklichen, von dem Könige verkannten Litteratur, findet man in dem größeren Werke von Preuß angegeben. Es war ein allgemeiner Schrei des Schmerzes, der Klage, des Unwillens. Goethe jedoch, der so hart Getroffene, ist weder gekränkt noch übermüthig, nicht gleichgültig noch gereizt, sondern spricht von der Sache mit milder Einsicht, mit edlem Bewußtsein und Willen tüchtigen Fortschreitens, ein ewiges Vorbild für jeden redlich Strebenden. Er entschuldigt, ja rechtfertigt gewissermaßen die Ungunst des Königs und

fügt dann hinzu: „Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.“ Mit Recht legt der Herausgeber auf dieses Blatt einen außerordentlichen Werth, und erörtert denselben als kundiger Vertrauter und feiner Kenner auch dieses Genius! — Es folgen hierauf mehrere Aufsätze und abgerissene Gedanken aus Möser's Nachlaß. Der Anfang einer Selbstbiographie zeigt, auch in den leider nur zwei Blättern, welch ein Schatz uns das Ganze gewesen wäre. Über Religion und Toleranz, Erziehung und Volksbildung, Tanz als Volksbelustigung, Winterlustbarkeiten, Aberglauben, Kunstregeln, Geschichtschreibung, deutsche Sprache, und andre Gegenstände, werden uns Betrachtungen und Aussprüche dargeboten, die in verjüngtem Maßstabe ganz die Patriotischen Phantasien fortsetzen, und in jedem Satz und jeder Wendung den Geist, die Laune, den Sinn und die Anmuth Möser's bekennen. Von ihnen gilt in voller Anwendung das Goethische Wort: „Die Äußerungen eines solchen Geistes und Karakters haben, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das ausgemünzte selbst.“ Auch die wiederaufgefundene und hier zum erstenmale mitgetheilte französische Urschrift eines Schreibens von Möser an Voltaire, worin er Luther und die Reformation mit Geist und Laune vertheidigt, die selber oft Voltairisch genannt werden dürfen, ist sehr dankenswerth, so wie schließlich die Mittheilung des Justizraths Struckmann über Möser's Verdienst um die Abschaffung der Tortur im Fürstenthum Osnabrück. — Möge das reichhaltige, wohl-

ausgestattete Büchlein überall mit dem Antheil aufgenommen werden, den es in jeder Hinsicht verdient! —

Die Geschichte der See- und Kolonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Aus archivalischen Quellen dargestellt von **Dr. P. F. Stuhr.** Berlin, **1839.**

Unter den mannigfach verdienstlichen Beiträgen, mit denen in neuster Zeit die preußische Geschichte bedacht worden, gewiß einer der schätzbarsten! Der Verfasser, schon durch anderweitige gründliche Untersuchungen, das Kriegs- und Heerwesen des großen Kurfürsten betreffend, auf diesem Boden heimisch und bewährt, hat diesmal einen Gegenstand behandelt, der mit allem Antheil, welchen das Nächste das Vaterländische für uns hat, zugleich den Reiz verbindet, den die entlegenste Ferne zu erwecken pflegt. Gewiß kein geringer Aufschwung der Phantasie ist es, der uns die brandenburgisch-preußische Fahne zu Niederlassungen auf den afrikanischen und westindischen Küsten begleiten läßt, die binnenländische Mark jenseits der Meere als Rivalin der Seemächte zeigt. Zwar haben diese Niederlassungen keinen dauernden Bestand gewinnen können, und unmittelbare Früchte lassen sich davon nicht nachweisen. Aber bewundernswürdig bleibt es immer, wie nachdrücklich und vieljährig dennoch der kühne Gedanke des großen Kurfürsten sich wirksam behauptet hat, und mit wie schwachen, ja großentheils

entliehenen Hülfsmitteln das ganze Unternehmen so kräftig fortgeführt worden. Unser Verfasser legt hier, zum erstenmale, den ganzen Zusammenhang dieser Sachen vollständig dar, nach urkundlichen Quellen, die zum Theil vor ihm noch nicht benutzt worden, mit genauer Angabe aller Einzelheiten, die hier zur richtigen Erkenntniß allerdings unentbehrlich sind. Seine Erzählung ist einfach und klar, dem Gegenstande angemessen, der an und für sich schon romantisch genug ist, um keiner romantischen Einkleidung zu bedürfen; der Historiker hat diese mit Recht dem Dichter überlassen. Auch der Betrachtungen, die sich hier reichlich andrängen, hat er sich großentheils enthalten, und nur die unabweislichsten eingeschaltet. Vorzüglich erfreuend und dankenswerth erscheint uns besonders die Bemerkung, daß die brandenburgisch-preußischen Niederlassungen, so gering ihr Umfang und ihre Dauer im Ganzen war, doch schon in diesen ersten Anfängen einen Geist und Karakter verriethen, der sich von dem in den Niederlassungen anderer Europäer herrschenden ungemein unterschied, daß die Keime der Bildung und des Fortschritts, welche das Mutterland nach und nach so groß gemacht, auch schon in jenen Versuchen hervordrangen, und daß die Neger mit den Brandenburgern freundlichere und treuere Verhältnisse eingingen, als mit irgend einem anderen Volke. „Die Spuren der preußischen Herrschaft auf der Küste von Guinea", heißt es am Schlusse des Buches, „erhielten sich daselbst noch längere Zeit hindurch. Spätere Reisende, die, von alt-holländischen oder anderen europäischen Kolonieen herkommend, das vormals brandenburgische Gebiet von Groß-Friedrichsburg betraten, wunderten sich über das, was sie er-

blickten. Die hier angesiedelten und von den Brandenburgern erzogenen Neger zeigten in ihren Lebensweisen einen Geist der Ordnung und der Betriebsamkeit, durch den sie sich vor allen ihren Nachbaren auf der ganzen Küste von Guinea vortheilhaft auszeichneten, und woran noch die stille Wirksamkeit einer bewunderungswürdigen geistigen Bildungskraft des preußischen Staates in seinem jugendlichen Aufblühen erkennbar sich offenbarte." Auch der Blick auf die spätere preußische Handels-Schifffahrt und was für unberechenbare Wirkungen ein im Geiste des großen Kurfürsten von seinen Nachfolgern fortgesetztes Augenmerk auf Seewesen und überseeischen Besitz hätte haben können, besonders während des nordamerikanischen Befreiungskrieges und des Zeitraums vom Jahre 1796 bis 1806, ist für den Historiker und Staatsmann höchst bedeutungsreich.

Warum die brandenburgischen Unternehmungen nach vielen erneuerten Versuchen zuletzt doch wieder eingingen, hat der Verfasser durch die Reihe der Thatsachen selbst belehrend und überzeugend dargelegt. Die äußern Hindernisse und Gegenwirkungen, so vielfach und mächtig sie auch auftraten, wären doch, das sieht man, für sich allein nicht vermögend gewesen, die Sachen aufzulösen, gegen fremde Macht würde Tapferkeit und Ausdauer sich behauptet haben; aber gegen die innern Gebrechen des ganzen Betriebes, gegen den Mangel oder die Unreife der nationalen Theilnahme, gab es keine Hülfsmittel. Mit Scharfsinn und Billigkeit beurtheilt der Verfasser die damaligen Verhältnisse, und läßt mit unpartheiischer Anerkennung besonders auch dem Werth und Verdienste Benjamin Raule's Gerechtigkeit widerfahren, der als

Stifter und Leiter des brandenburgischen Seewesens in der That alles geleistet hat, was unter jenen schwierigen Umständen von einem kühnen Geist und festen Muthe nur irgend erwartet werden konnte. Sein Andenken, in dem nach ihm benannten Raule's Hof nur fast gleichgültig noch erhalten und dem einst ihm gehörigen Dorfe Friedrichfelde nur lose noch verknüpft, stellt sich durch den Historiker wieder zu verdienten Ehren her.

Es wäre eine anziehende und bedeutungsvolle Aufgabe, die Bedingungen und Verhältnisse zu erforschen, unter welchen ein Staat berufen sein kann, eine Seemacht und Niederlassungen in fremden Welttheilen zu gründen. Das Wechselverhältniß zwischen Mutterland und Kolonieen ist gewiß eines der wichtigsten, und oft für das Leben der Staaten entscheidend. England ist groß geworden, Spanien zu Grunde gegangen unter solchen Einflüssen. Als Holland der Siegesmacht Ludwigs XIV. zu erliegen schien, war Amsterdam im Begriff, sich nach Batavia einzuschiffen. Hätte nach dem Frieden von Tilsit ein überseeisches Preußen bestanden, unermeßliche Vortheile wären daraus für das bedrängte Mutterland hervorgegangen. Allein das Vorhandene trägt immer seine eigenen Gründe in sich, und es ist sicher keine Willkür, kein Irrthum und Versehen, daß Preußen und Österreich nicht Seemächte geworden sind. Am wenigsten dürfen wir Friedrich den Großen deshalb anschuldigen. Was ein Menschenalter früher, unter ganz anderen Verhältnissen, in dem ungeheuren Rußland Peter dem Großen gelingen konnte, zugleich eine Land = und Seemacht zu schaffen, wäre für Friedrich in seinem kleinen Reiche — man sollte bei solcher Gelegenheit immer auch verglei-

chend auf die Landkarte blicken — eine unverhältnißmäßige Anstrengung, eine gefahrvolle Zersplitterung der Kräfte gewesen; für neue Niederlassungen aber bot das Innere des Landes, besonders im Osten, einen eben so bedürftigen als bequemen Raum. Das Reich des großen Kurfürsten war in gewissem Sinne fester und sicherer gestellt, als das des großen Königs; ihm und seinen Nachfolgern lag zumeist ob, die binnenländische Macht selbstständig zu begründen und auszubilden. Wird die Zukunft Ereignisse herbeiführen, in welchen für Preußen die Anforderung liegt, auf die Entwürfe und Versuche des großen Kurfürsten zurückzukommen, so werden dann freilich, wir zweifeln nicht, auch reichere und glücklicher ausgebildete Hülfsmittel zu Gebote stehen. Freuen wir uns einstweilen dieser von unserm Verfasser so reich und treu überlieferten Erinnerungen, die jedem Vaterlands- und Geschichtsfreunde willkommen sein müssen.

Werke von Alexander Puschkin. Band 1—3. St. Petersburg, 1838.

Noch nicht lange ist es, daß der frühzeitige unglückliche Tod des russischen Dichters Alexander Puschkin allgemein die Gemüther zu trauervoller Theilnahme erregte, die auch da, wo sein Werth als Dichter nicht unmittelbar empfunden werden konnte, dem Verhängnisse, welches den Menschen betroffen hatte, nicht fehlen konnte. Daß er ein Dichter gewesen, wurde dabei auf Treu

und Glauben angenommen, und allerdings durfte die Begeisterung, mit der seine Landsleute ihn priesen, die einstimmige Anerkennung, welche sein Talent bei ihnen erfuhr, und das tiefe Gefühl, mit dem seine Dichtung von allen Klassen der Nation aufgenommen wurde, als vollgültiges Zeugniß dienen. Wer hätte auch bei uns Deutschen, deren wir in jedem Betracht hier zuerst gedenken müssen, über eine Erscheinung urtheilen sollen, die als ein Wunder von jener Region des nordischen Himmels her verkündigt wurde, wo für unsern Blick nur undurchdringliche Nacht verbreitet lag, ja wohin dieser Blick sich kaum hinwenden mochte? Wir, die wir des Ruhmes genießen, für alle Völker und Sprachen, die ältesten, dunkelsten und entlegensten, eifrigen Sinn und überflüssige Kraft zu haben, die wir keinen, für geistige Auffassung und Bearbeitung erreichbaren Gegenstand zu versäumen pflegen, wir sind in Betreff der uns so nahe anwohnenden, mit uns verzweigten, und in aller Weise so höchst wichtigen Slawen bisher im Rückstande geblieben. Die Bemühungen Schlözer's, uns in die russischen Geschichtsquellen einzuführen, stehen seit langer Zeit abgebrochen da. Zwar haben wir nicht aufgehört, dem russischen Reiche die fruchtbarsten That- und Bildungskräfte zuzusenden, und sie wirken dort in anerkanntem Segen und Ruhm; aber daheim widmeten wir der russischen Sprache und Litteratur nur wenige Aufmerksamkeit, und fast gar keine Beschäftigung. Dies muß um so mehr auffallen, als grade in den neusten Zeiten, nach vollbrachten brüderlichen Kämpfen zu gemeinsamer Befreiung und gemeinsamem Siege, beide Völkerschaften einander näher stehen mußten, und die

Macht und der Einfluß Rußlands auch für uns in immer größere Bedeutung trat.

Es ist nicht dieses Ortes, die Ursachen zu entwickeln, aus denen sich erklärt, weßhalb wir, bei so großen Verknüpfungen der Geschichte und so dringendem Zusammenhang der Lage, dennoch von den östlichen Nachbarn uns fast ganz abgewendet hielten, und unsere Neigung und Streben gleich nach erlangtem Frieden wieder nach Westen kehrten, woher so lange Zeit uns nur Noth und Bedrängniß gekommen war, und woher noch jeden Augenblick der gefährlichste Feind uns bedrohen konnte. Wir begnügen uns, die Thatsache anzumerken, und geben zu, daß die Stimmungen und Richtungen der Völker nicht so mächtig und durchgreifend erscheinen könnten, wenn sie nicht ihre eigenthümliche, in den Umständen des Tages gegebene Berechtigung hätten; allein wir dürfen diese doch nicht so weit ausdehnen, daß wir uns dadurch verleiten ließen, um der vorübergehenden Tagesforderungen willen die bleibenden Jahresbedingungen zu mißkennen, und der ruhige Beobachter wird stets bedauern, wenn er Verhältnisse, auf welche Natur und Geschichte ihre großen Anweisungen ausstellen, von denjenigen selbst vernachlässigt sieht, deren Beruf und Schicksal unausweichlich in jenen betheiligt bleiben muß.

Dies Letztere dünkt uns für die Deutschen unzweifelhaft. Rußland schreitet unaufhaltsam zu Entwicklungen fort, deren künftige Gestalt, wie riesenhaft auch schon jetzt vieles dazu sich anläßt, in vollem Umfange zu ermessen selbst der kühnste Seher nicht unternehmen darf; wir sind überzeugt, daß diese Entwicklungen auch einen großen Theil unseres deutschen Lebens angehen

und bedingen werden, und daß noch viele Gemeinschaft und die thätigste Wechselwirkung beiden Völkern beschieden sei. Wie nun auch das, was wir zusammen zu schaffen, zu durchleben und zu verarbeiten haben, ausfallen möge, stets wird es ein Erforderniß sein, sich näher zu kennen, zu verstehen. Was die Russen ihrerseits bisher in dieser Richtung gethan, ist bedeutend und fruchtbar, und in aller Hinsicht dankenswerth. Wir aber sind auf unserer Seite sehr zurückgeblieben. Ja wir hegen noch ziemlich allgemein das Vorurtheil, daß die russische Sprache, rauh und ungebildet, und die russische Litteratur, kaum beginnend und meist fremden Vorbildern nachstrebend, uns wenig darbieten könne, was eines darauf zu verwendenden Fleißes werth sei.

Doch grade seit jenem Kampfe, den wir gemeinsam bestanden, und der in Rußland alle Nationalkraft erweckt und zur Theilnahme, erst der Gefahr und dann des Sieges und Ruhmes, herausgefordert hatte, war aus dem großen Gemeingefühl, nach so vielen tapfern Thaten, auch ein geistiger Bildungstrieb emporgedrungen; die Russen lernten sich als Nation schätzen, und anstatt ihre Volksthümlichkeit, wie früher, zu verbergen und zu verläugnen, stellten sie solche frei hervor, und nahmen von diesem Grunde aus einen neuen Aufschwung, der alle Erwartungen übertraf, und der glänzend bewies, daß in den Völkern, wie in dem Einzelmenschen, die nach Einer Seite vorstrahlende Tüchtigkeit leicht auch in andere Richtungen einlenken, und dort gleichen Erfolg erlangen könne. Wir aber wußten von diesem geistigen Aufschwunge wenig, oder glaubten nicht daran. Einzelne Namen drangen zu uns, aber der nähern Kenntniß ent-

behrten wir um so williger, als uns immer vorzugsweise gerühmt wurde, wie viel des Unsrigen dort miterblühe, dessen wir denn genug zu Hause hatten, um es nicht erst in unbekannter Sprache aufsuchen zu wollen. Die wegen ihres glücklichen Ausdrucks gerühmten Übersetzungen Shukoffskii's aus Schiller, Goethe, Uhland, mußten wir, gleich seinen eignen Dichtungen, in ihrem Werthe dahingestellt sein lassen. Und wenn uns die Nachricht überraschte, daß Goethe's Helena, von der zu reden wir selbst uns lange enthielten, alsogleich zu Moskau einen gründlichen russischen Besprecher in Schewüreff gefunden habe, so durften wir in dieser Merkwürdigkeit abermals vor allem die Ehre sehen, die uns Deutschen angethan wurde, ohne deßhalb dem russisch Geleisteten näher treten zu können. Übersetzungen russischer Eigenschriften wurden wohl versucht, — selten des Besten und Würdigsten, — drangen aber nicht durch, und blieben größtentheils unbekannt.

In diesem Zustande der Dinge erschien voriges Jahr das von Heinrich Koenig herausgegebene Buch „Litterarische Bilder aus Rußland," und entfaltete zum erstenmal den Reichthum der neusten russischen Litteratur vor unsern Augen. Dieses treffliche, zeitgemäße Buch, aus mehrfachen Quellen geschöpft, aber besonders aus den zuverlässigen Mittheilungen des edlen Melgunoff, gab uns eine Übersicht bisher ungekannter Autoren und Schriften, deren Menge und Mannigfaltigkeit in Erstaunen setzte. Aufsehen und Theilnahme wurden allgemein erweckt, doch freilich nicht in demselben Maße befriedigt. Wir fanden Namen genug, lebendige, frische Nachrichten, die fruchtbarsten, aufhellendsten Andeutungen, aber die

Kenntniß der litterarischen Gebilde selbst war damit nicht ertheilt. Die Sprache schon bildet eine schwer zu übersteigende Scheidewand. Übersetzungen, deren es manche sehr vorzügliche giebt, wir nennen die der Frau von Pawloff gebornen von Jänisch, Karls von der Borg, P. von Goetze's und Robert Lippert's, — können hier weniger ausreichen, als in andern Fällen, wo dasselbe Publikum, dem die Übersetzungen gewidmet sind, immer auch eine große Zahl von Kennern der Urschriften in sich begreift, wodurch für jene ein ergänzendes, hebendes Verhältniß entsteht, dessen die russische Sprache bei uns noch völlig entbehrt.

Hier stellt sich demnach die Aufgabe zur Erlernung der russischen Sprache, und obgleich die Schwierigkeiten dieses Unternehmens gewiß nicht gering anzuschlagen sind, so giebt es doch kaum ein Studium dieser Art, das belohnender wäre. Wir müssen hier viele Vorurtheile fahren lassen. Die russische Sprache, unter den slawischen gewiß die reichste und mächtigste, darf sich mit den gebildetsten des heutigen Europa kühnlich messen. An Wortreichthum übertrifft sie die romanischen, an Reichthum der Formen die germanischen Sprachen, und in beiderlei Hinsicht ist sie fortschreitender Entwicklung fähig, deren Gränzen noch nicht abzusehen sind. Unser heutiges Deutsch ist von seinen Urschätzen abgetrennt, diese bestehen für sich, und wir können sie nicht mehr, oder höchstens in wenigen Einzelheiten, zu uns heraufziehen; das neuere Russisch hingegen steht noch in frischer Lebensverbindung mit der alten slawischen Sprache, und darf von dieser, so wie von den mannigfachen, eigenthümlich ausgebildeten Mundarten, unaufhörlich das

ihr Beliebige und Angemessene sich einverleiben. An Wohllaut, Kraft und Lieblichkeit wird die russische Sprache keiner nordischen, oft auch den südlichen nicht weichen; sie verbindet Anhäufung der Konsonanten, die sich bei uns fast erstickend drängen, mit der Fülle der Vokale, in welchen das Italiänische zerfließt; sie ist daher im stärksten Vollklange jedes Ausdrucks fähig, und läßt der geschickten Behandlung ein unermeßliches Feld. Ihre prosodischen und metrischen Anlagen haben in Grund und Richtung viel mit unsern deutschen gemein, und während sie die klangvollsten Reime reichlich darbietet, fügt sie sich zugleich der sorgfältigsten Silbenmessung. Wir dürfen anführen, daß die russische neben der deutschen die einzige Sprache ist, welche eine Übersetzung der Ilias in Hexametern hat, und so muß hinwieder ein deutscher Dante-Übersetzer sie um die herrlichen Terzinen beneiden, durch welche Schewüreff, in seiner gelehrten Arbeit über den Dante, die Inschrift des Höllenthors wiedergegeben hat. Den Wohlklang und Reiz der Verse Shukoffskii's vernimmt auch das fremde Ohr, dem nur die Töne zuströmen.

Wenn in einer solchen Sprache die Poesie erwacht, so darf man großen Erscheinungen entgegensehen. Zwar ohne Poesie lebt kein Volk, und ihrer entbehrt keine Sprache zu irgend einer Zeit; aber hier gilt ein Unterschied; auch vor Agamemnon gab es Helden, doch, wüßten wir auch ihre Namen und Thaten, sie stünden immer hinter jenem zurück. Die Russen durften schon lange sich ihres Lomonossoff, ihres Dershawin, und mancher Andern rühmen; allein darum war ihre Poesie noch nicht zum Durchbruch gekommen. Wie lange sich

ein solcher verzögern kann, wie eigenwillig, auch bei sonst üppigem Wuchse, diese Blüthe sich erschließt, können wir an uns selbst ermessen: unsre Poesie ist von gestern, vor Goethe und Schiller hatten die Deutschen keinen ihre Gesammtbildung darstellenden Dichter. Wir sagen mit besonderm Nachdruck Gesammtbildung, denn diese ist es, welche der Dichter einer spätern, mannigfach ausgebildeten Epoche als Thatsache vorfinden und durch sein Verdienst abschließen muß. Die Naturpoesie des Volkes vereinigt sich dann mit der künstlerischen Aneignung des allgemeinen Weltfortschrittes, an den jede Nation ihr Recht hat, von dem sie mitlebt, und den der Dichter mit ihrer Volksthümlichkeit vermittelt.

Eine solche Poesie nun ist in neuster Zeit bei den Russen durchgebrochen, und ihr reinster und mächtigster Ausdruck ist Puschkin. Wie zahlreich und mannigfach die Vorgänger und Nachfolger sich um ihn gruppiren mögen, — die schönen Talente Gribojedoff's, Baratinskii's, Delwig's, Jasükoff's, Benediktoff's, der Fürsten Wäsemskii und Odojeffskii, Schwewüreff's, und so vieler Andern, — stets ragt er als das Haupt aller hervor, und alle finden sich gleichsam in ihm wieder. In der That ist er der Ausdruck der ganzen russischen Lebensfülle seiner Zeit, und deßhalb im höchsten Sinne national. Das Volksmäßige, sofern damit nur das von dunkler Vorzeit her in möglichster Absonderung Überlieferte gemeint ist, kann auf einer entwickelteren Bildungsstufe nicht mehr das Nationale sein, denn grade der edlere Theil der Nation, der geistig erweckte und sich geistig umschauende, würde dabei unbefriedigt bleiben. Aber die allgemeine Bildung hinwieder bedarf jedesmal

eines festen Volksgrundes, in welchem sie wurzelt, aus dem sie ihre Nahrung zieht. Diese Betrachtung müssen wir festhalten, um Puschkin's eigentlichen Standpunkt einzusehen, seine Gebilde nicht ungerecht zu beurtheilen. Die Russen selbst, bescheiden hierin oder vorsichtig, sprechen nicht selten von Nachahmung bei ihm. Diese Bezeichnung dünkt uns aber sehr einzuschränken. Wir finden Ähnliches bei Lord Byron zu erinnern. Seine Poesie scheint oft Nachahmung, und ist es doch keineswegs, sondern geht aus dem eigensten Geiste hervor, auch wo sie im Einzelnen nicht immer eigen ist. Wie das allgemeine Meer, wohin jedes Land seine Ströme sendet, so ist auch der angehäufte Vorrath von Bildung und Gebilden, den die Folge der Zeiten abgelagert hat, ein Gemeingut, das jeder benutzen, woraus er sich aneignen darf, was ihm taugt und beliebt. Die Schöpfungen von Shakespeare und Goethe, die Byron'schen Stimmungen, die Victor Hugo'schen Strebungen, mit Einem Worte, der ganze Schatz litterarischer Gebilde, sind in die allgemeine poetische Atmosphäre schon übergegangen und aufgelöst, wir athmen sie als freies Lebenselement, und sie werden als solches Stoff und Bestandtheil neuer Dichtungen, die deßhalb, weil jener Übergang in ihnen erkennbar, noch keineswegs nachgeahmte zu nennen sind. Der Geist allein ist es, der hier zu entscheiden hat, der den freien Gebieter erkennen läßt, oder den knechtischen Nachahmer. Woher hat's der Dichter? ist eine Frage, welche schon von Goethe bei mehreren Anlässen bündig erörtert worden, worauf wir hier mit Fug verweisen.

Daß Puschkin ein ursprünglicher und eigenthüm-

licher Dichter ist, ergiebt sich aus seinem Eindruck unmittelbar. Er mag Formen aufnehmen und Wege einschlagen, die vor ihm dagewesen; das Leben aber, welches er hervorruft, ist ein ganz neues. Wenn wir durch ihn öfters an Byron, an Schiller, ja an Wieland, oder an deren Vormänner, an Shakespeare und Ariosto, erinnert werden, so geht daraus mehr hervor, mit wem wir ihn vergleichen dürfen, als woher wir ihn ableiten müssen. Mit Byron gehört er dem Zeitalter nach völlig zusammen, und sogar mit Schiller dürfte man sagen, insofern sich der äußere Lebenszustand im Wesentlichen seitdem nicht verändert hat. Auch die innere Welt, welche sich im Gemüthe des Dichters erschließt, erhebt sich großentheils auf denselben Grundlagen, die wir bei jenen Dichtern wahrnehmen, hier ist derselbe Gegensatz und Kampf der Dichtung und Wirklichkeit, derselbe Überdruß und zweifelvolle Mißmuth, dieselbe Trauer um verlornes oder nicht zu gewinnendes Glück, dieselbe Zerrissenheit und großartige Ergebung, welche besonders in Byron vorherrschen. Allein von ihm unterscheidet sich Puschkin wesentlich schon dadurch, daß er den genannten Eigenschaften gleich ihren vollen Gegensatz, nämlich eine frische Heiterkeit beigesellt, welche seine Poesie wie ein helles Sonnenlicht durchstrahlt, und bei düstern Ereignissen und verzweifelten Empfindungen stets einen Trost und eine Hoffnung bewahrt. In dieser Richtung zur Heiterkeit, zum Guten und Kräftigen, wodurch das Herz gestärkt und der Geist ermuthigt wird, möchten wir ihn mit Goethe vergleichen. Hierin eigentlich gründet sich immer der wahre Dichterberuf, daß die Poesie Freude und Trost sei, und nur um dies recht zu sein, steigt sie

zu allen Schmerzen und Leiden hinab. Die ermuthigende, belebende Kraft in Puschkin wird jeder alsbald erfahren, der sich mit ihm beschäftigt. Er hat eben so viel Sinn für das Komische und Scherzhafte als für das Tragische und Pathetische, vor allem aber ist er ironisch, und dies so weit, daß er oft im besten Sinne humoristisch wird. Seine gute Laune und sein frischer Muth sind immer die Grundbestimmung, über welche die andern Stimmungen nur wie Schattirungen dahinziehen. Bezeichnungsvoll ist für diesen Karakter auch sein Ausdruck, überall schnelle Kürze, frisches, gedrängtes Bild, treffender Geistesblitz, scharfe Wendung. Von Gesuchtem, Weitschweifigem, mit Liebhaberei unnütz Fortgesponnenem, wird selten ein Dichter wenigere Spuren zeigen; seine Natürlichkeit, die sich mit dem einfachsten Worte begnügt, jeden Gegenstand rasch aufnimmt und entläßt, seine feurige Einbildungskraft voll Innigkeit und Größe, sein bald sanfter bald herber Witz, alles vereinigt sich, dem stets unterhaltenen und stets freien, nie gequälten Leser einen heitern, wohlthuenden Eindruck zu hinterlassen.

Für den Russen ist diese Wirkung um so mächtiger, als sie ihn zugleich in seinem nationalen Wesen ergreift, und das ganze Leben des Vaterlandes und der Volksgenossenschaft in ihm aufregt. Puschkin's Dichtungen sind ganz von Rußland erfüllt, von Rußland in allen Richtungen und Gestalten. Was dies aber bedeutet, und welcher Vortheil hiebei grade dem russischen Dichter erwächst, müssen wir näher in's Auge fassen. Jeder Dichter, der sich nicht in ideale Allgemeinheiten verliert, spricht mehr oder minder sein Land und Volk aus, und es wird jedesmal viel darauf ankommen, wie diese be-

schaffen sind. Aber fast immer zieht der hiedurch bestimmte Kreis sich enge genug zusammen, und liefert meist nur einseitig Gleichartiges, Nördliches, Südliches, Gebildetes, Volksmäßiges, Angenommenes sogar und Verabredetes.

Konnte Byron dieser Enge entgehen, indem er zu dem Englischen Spanisches, Deutsches, Italiänisches und Griechisches fügte, so mußte er sich diese reichere Poesie gleichsam erreisen, und wenn Goethe über das Deutsche hinaus noch Böhmisches und in später Zeit sogar Orientalisches zu gewinnen wußte, so gelang auch ihm dies nur durch Lebensbedingungen und Geistesgewalt. Der russische Dichter aber findet in seinem nationalen Kreise diese Mannigfaltigkeit, des räumlich Entlegnen und des geistig Verschiedenen, ganz von selbst, in natürlicher Darbietung. Ihm ist Süd und Nord, Europa und Asien, Wildheit und Verfeinerung, Altes und Heutiges, alles gleichmäßig eigen und vertraut, und indem er das Verschiedenartigste schildert, schildert er immer Vaterländisches. So wirken die Größe und die Macht des Staates, der Umfang und der Inhalt des Reiches hier günstig ein, und wir sehen, in welch inniger Beziehung mit dem Staate die Poesie lebt; ganz von innen her, aus denselben Grundstoffen, welche den Staat gewaltig machen, wird es auch die Dichtung. Puschkin hat diesen Vortheil nach besten Kräften hervorgehoben und geltend gemacht; seiner Behandlung der entgegengesetztesten Zustände fühlt man es an, daß sie ihm gleicherweise angehören, daß er zu allen gleichmäßig berechtigt ist, sie sind sein, sind russisch. Wir können seine Worte anwenden, und sagen, „von den kalten Felsen Finnland's bis zu den

Gluthen von Kolchis, von dem erschütterten Kreml bis zur Mauer des unbeweglichen China," in der Welt alter ländlicher Sitte und in der des modischen Tagelebens, in Palläſten und unter Zigeunerzelten, überall ist er auf seinem Boden, und überall sprießt seine Dichtung hervor. In der That bringt er diese reiche Welt in ihrem ganzen Umfange zur dichterischen Anschauung.

Die Lebensumstände des Dichters und sein frühzeitiges Todesloos sind den äußeren Umrissen nach hinlänglich bekannt, die wesentlichen Züge berührt auch das Buch von Koenig. Die Abstammung von der Tochter des unter Peter dem Großen zum russischen General emporgestiegenen Negers Hannibal war in seinem Aussehen wie in seinem Blute nicht zu verkennen, und er selbst hielt sich ihrer bewußt. Die Verbannung, in welche sein Geschick ihn wiederholt führte, war allerdings seiner Poesie günstig, er lernte dadurch Völker und Gegenden des Vaterlandes kennen, die er sonst wohl nicht gesehen hätte, und deren ganze Fülle er siegreich in seine Dichtungen zog. Eine glänzende Wendung erfuhr sein Leben, als der Kaiser Nikolaus ihn von dem fernen Landgute plötzlich nach Moskau holen ließ, ihm verzieh, ihn zu neuen Erzeugnissen ermunterte, und hinfort selber ihm alleiniger Censor sein wollte. Mit gleicher Großsinnigkeit übernahm der Kaiser auch nach Puschkin's unglücklichem Tode die Kosten für die Herausgabe seiner Schriften, deren durch die freigebigste Fürsorge höchst reicher Gewinn den Nachgebliebenen des Dichters zukommen soll.

Von dieser, auf Befehl des Kaisers veranstalteten, durch die Freunde des Dichters und namentlich durch Shukoffskii besorgten, neuen Ausgabe liegen bereits drei

ansehnliche Bände vor. Die Anordnung bot einige Schwierigkeit dar, indem die Zeitfolge nicht füglich leiten konnte, die Gattungen aber nicht immer so bestimmt zu scheiden waren. Man hat den guten Ausweg erwählt, die beiden Hauptwerke, Eugen Onegin und Boris Godunoff, gleich voranzustellen, und die übrigen Dichtungen möglichst in ihrer Gleichartigkeit zusammengereiht folgen zu lassen. Wir bedauern jedoch, daß die Zeitangabe nicht jedem einzelnen Stücke beigefügt ist, da es oft von Wichtigkeit wäre, Früheres von Späterem zu unterscheiden. Auch vermissen wir, und gewiß eben so mancher Eingeborne, hin und wieder eine Anmerkung, die bisweilen durch Ein Wort die nöthige Klarheit gäbe; Puschkin selbst hat mehreren seiner Gedichte solche Erklärungen angehängt, welche hier auch wieder mitabgedruckt worden, neue der Herausgeber sind aber, ungeachtet häufigen Anlasses, nicht hinzugekommen. Doch dies alles kann im letzten Bande noch nachgetragen, und dann über das ganze Unternehmen auch einige Nachweisung erstattet werden, die wir eigentlich schon in einem Vorbericht erwartet hätten.

Wir wenden uns nunmehr zu näherer Betrachtung des Inhalts. Der erste Band enthält, wie schon bemerkt, die beiden größten und berühmtesten Dichtungen Puschkin's, und auf diese folgen einige kleinere dramatische Scenen. Wir wollen die einzelnen Gebilde durch würdigende Andeutungen zu bezeichnen suchen.

Eugen Onegin, Roman in Versen. Dieses Gedicht, dem die heutige Wirklichkeit den Stoff, der Rückblick auf romantische Vorbilder den Zuschnitt, und

ein hoher Dichtergeist Gehalt und Schmuck verliehen, hat als treuer Spiegel des russischen Lebens die lebendigste Aufnahme, die allgemeinste Verbreitung gefunden, und es giebt wohl kaum einen Winkel des weitläufigen Reichs, wohin Onegin nicht gedrungen wäre, sich nicht als Buch der Sprüche und Anspielungen dem täglichen Leben immerfort darböte. Solcher Eingang bei der Nation, nicht durch gemeine Herablassung erkauft, sondern vielmehr durch Erhebung gewonnen, bezeugt schon eine mächtige Dichterkraft. Auch erscheint diese dem kritischen Auge in ursprünglichster Eigenheit. Wir wissen in der That kein andres Gedicht aus schon bekanntem litterarischen Kreise zur Vergleichung herbeizuziehen. Wer hier Byron's Childe Harold anführen wollte, würde nur eine Äußerlichkeit bezeichnen, etwa wie man bei Goethe's Hermann und Dorothea die Vossische Luise anführen konnte. Sinn und Richtung sondern sich, indem das Gewöhnliche behandelt wird, ungewöhnlich ab, und der Dichter schwebt hoch über seinem Gegenstande, den er bald als ein lässiges Spiel fast entgleiten läßt, bald als hohen Ernst schmerzlich an sein Herz drückt. Ja wir gestehen, daß wir, bei willigem Mitgehen in die einzelnen Stimmungen, die hier walten, und bei großer Befriedigung, die wir von dem Ganzen genießen, doch zu der eigentlichen Grundstimmung, in welcher der Dichter zu dieser Konzeption getrieben war, nicht durchzudringen vermögen; sie hat für uns von außen Herantretende etwas, das sich nicht völlig auflösen läßt, dem Einheimischen aber in seinem unmittelbaren Darinsein vielleicht weniger auffällt. Das bunte Gemisch von Munterkeit und Trauer, von Ironie und Rührung, Volksthümlichem und Idealem, läßt sich in

dieser Gestalt kaum anders bezeichnen, als daß wir Russisches, daß wir Puschkin vor uns haben.

Der Inhalt ist kürzlich folgender: Eugen Onegin, in welchem sich die gewöhnlichen Lebensbestimmungen, Fähigkeiten, Gesinnungen und Begegnisse eines jungen Russen von Herkunft und Vermögen darstellen, und den wir in St. Petersburg das üppige und leere Weltleben des Tages mitmachen sehen, wird durch den Tod seines Oheims veranlaßt, sich einige Zeit auf dem Lande umzuthun. Verständig und wohlmeinend genug, aber durchaus prosaisch, ein reiner Ausdruck dessen, was grade der Tag liefert, befreundet er sich doch gern einem jüngern Nachbar, Wladimir Lenßkoi, der erst aus Deutschland zurückgekehrt und ein schwärmerischer Dichter ist. Durch ihn macht er die Bekanntschaft der Familie Larin, deren Schilderung uns in das Innerste russischer Lebensart einführt, und nach allen Seiten die bezeichnendsten Züge anmuthig hinwirft. Die beiden schönen und liebenswürdigen Töchter, Olga und Tatiana, werden in ihrer Sinnes- und Gemüthsverschiedenheit hingestellt. Jene ist schon die Braut Lenßkoi's, diese verliebt sich in Onegin. In der Unschuld und Stärke ihres Gefühls schreibt sie ihm eine Liebeserklärung voll zarten Reizes und warmer Jugend, einen Brief, von dem es nicht zu verwundern ist, daß er sich, wie man uns sagt, überall dem Gedächtniß der jungen Welt eingeprägt hat. Onegin aber ist so kalt und ehrlich, vernünftige Lehren darauf zu erwiedern. Unglücklicherweise weckt er aber durch sein weiteres Benehmen die Eifersucht Lenßkoi's, das Feuer wird geschürt, es erfolgt ein Zweikampf, und Lenßkoi wird erschossen. Der Jammer dieses Ereignisses ist groß;

doch Tatiana's Neigung besteht ungeschwächt. Onegin aber meidet nun die Heimath, und geht auf Reisen. Diese Reisen sollten anfangs mit Ausführlichkeit erzählt und dem Gedicht einverleibt werden, allein Puschkin gab den Vorsatz wieder auf, und nur einige Bruchstücke sind jetzt als Anhang beigefügt. Wir begleiten dann die Familie Larin, bei deren häuslichen Festlichkeiten wir die ganze Nachbarschaft in vollem Glanze ihrer provinzialen Bildung kennen gelernt, zu den höheren Kreisen der Hauptstadt Moskau, deren große Welt in ihrer Eigenart karakteristisch geschildert wird. Tatiana, auf deren Verheirathung es abgesehen war, erweckt die Aufmerksamkeit und Neigung eines Generals, und wird dessen Gattin. Als nach geraumer Zwischenzeit Onegin wieder in St. Petersburg erscheint, erregt eine glänzende schöne Dame seine Aufmerksamkeit, und bald muß er in der vornehmen, durch hohe und freie Weltbildung ausgezeichneten Fürstin das schlichte, schwärmerische Landmädchen Tatiana erkennen. Der ehmals Gleichgültige entbrennt jetzt in heißester Gluth, er wirbt um die ehmals verschmähte Gunst, er schreibt nun selber mit Leidenschaft; doch lange harrt er vergebens auf Antwort, und die endlich spät erlangte zerstört für immer seine Hoffnungen; Tatiana bekennt mit aller Aufrichtigkeit ihrer früheren Zeit, daß ihre Neigung noch dieselbe sei, aber sie erklärt zugleich den festen Vorsatz, mit tugendhafter Treue den Pflichten, die sie eingegangen, unerschütterlich anzugehören.

Die Geschichte ist einfach, und der Zusammenhang eben nicht streng. Aber mit welchem Reichthum der Phantasie und des Humors der Dichter die einzelnen Schilderungen ausgestattet, können wir dem Leser nicht vor

Augen stellen, ohne selber uns in Einzelheiten zu verlieren, und gradezu Übersetzungen zu versuchen. Das Rasche, Gedrungene seiner Darstellung, das Ironische und Epigrammatische, wohin sie immerfort ausläuft, kommt diesen Gegenständen trefflich zu Statten, als welche schon durch sich selber zum Weitschweifigen verlocken. Die Naturschilderungen sind durch Einfachheit und Klarheit besonders ausgezeichnet; Frühlingslüfte, Winternacht, ländliche Stille werden uns durch wenige kurze Züge unmittelbar gegenwärtig, der Dichter nennt fast nur die Sache selbst, und gewinnt so das schönste Bild. Die Zeichnung der Personen, ihrer äußern Erscheinung und ihres innern Wesens, ist ebenfalls scharf und bündig; alle Gestalten haben die hellste Anschaulichkeit; insbesondre aber der Karakter der Tatiana, eine dem Dichter ganz eigne und höchst liebliche Erfindung, ist auf das glücklichste durchgeführt. Die beiden Freunde, Onegin und Lenßkoi, möchten wir, gleich den Brüdern Vult und Walt bei Jean Paul Richter, als eine Zersetzung des Dichters selbst ansehen, der den Doppelstand seines Innern hier in zwiefache Lebensgestalt herausbilden mochte. Die Erzählung des Zweikampfes, dessen Umstände fast buchstäblich für Puschkin selber wahr geworden, kann man in dieser Beziehung nicht ohne Schauder lesen. Das Ahndungsvolle, Rührende, welches dem Dichter der Blick auf sein eignes Leben und Geschick einflößt, bricht auch sonst in vielen Stellen durch. Den edeln und wackern, wenn auch heißleidenschaftlichen und wohl oft verirrten Menschen, den für alles Gute reizbaren und strebenden, kann ohnehin kein Leser des wunderbaren Gedichts in dem Urheber desselben verkennen.

Wir haben noch anzumerken, daß das Ganze, in acht Bücher vertheilt, beinahe vierhundert Strophen enthält, deren jede aus vierzehn jambischen, acht- und neunsilbigen, gereimten Zeilen besteht. Die vierfüßigen Jamben scheint Puschkin besonders zu lieben, und er weiß sich in ihnen mit anmuthiger Leichtigkeit zu bewegen. Auch die meisten der noch folgenden größern Gedichte sind in dieser Versart, die für die rasche und doch zugleich empfindungsvolle Erzählung besonders angemessen ist, und dem dramatischen Verse nicht ferne steht.

Boris Godunoff. Puschkin hat dieser dramatischen Dichtung keinen Gattungsnamen beigefügt, die Eintheilung in Akte fehlt, und die Scenen sind ohne Unterbrechung aneinandergereiht, so wie der Schauplatz unaufhörlich wechselt, und der Zeitraum der Handlung einige Jahre umfaßt. Haben diese Äußerlichkeiten, von denen doch nur die erste als eine ungewöhnliche noch zu rechnen ist, auch den Dichter selber zweifeln lassen, ob sein Werk als ein Trauerspiel gelten könne, so darf dies doch keineswegs uns abhalten, diese Bezeichnung ihm beizulegen. Die Einheit der Handlung bewährt sich durchaus, und bindet die Theile vollkommen zu einem Ganzen; Anlage, Fortschritt und Entwicklung sind ächt dramatisch, und auch die Wirkung ist ganz in diesem Karakter. Der äußere Umfang sogar hält das Maß der sonst gewöhnlichen fünf Akte, und es würde nicht schwer sein, diese selbst, wenn es nöthig wäre, für den Bühnenbedarf abzugliedern. Zu denselben freien Formen aber, welche den Geschichtsdramen Shakespeare's und dem Götz von Berlichingen und Egmont Goethe's zugestanden sind, ist auch das Werk des russischen Dichters berechtigt, der ohnehin

durch Geist und Gehalt jenen so nahe steht. Wir merken diese dramatische Eigenschaft ausdrücklich an, weil man nur allzu geneigt zu sein pflegt, den Anspruch, der nicht offen hervortritt, schon deßhalb für wenig begründet zu halten; Puschkin's Gedicht nicht als Drama anzuerkennen, weil er selber es nicht so nennt, wäre nicht besser, als Goethe'n, weil er meint, sie nicht erreicht zu haben, die Meisterschaft im Deutschschreiben abzusprechen; dergleichen Bescheidenheit ist immer gefährlich, die Leute glauben gar zu gern den Worten mehr, als der Sache.

Der Stoff des Drama's ist aus der russischen Geschichte entlehnt, aus einem ihrer bewegtesten, verhängnißvollsten Zeiträume, in welchem der falsche Dimitrii auftritt; doch ist nicht dieser, wie in dem nachgelassenen Werke Schiller's, der Held des Trauerspiels, sondern, wie schon der Titel sagt, Boris Godunoff, der zu jener Zeit auf dem russischen Throne saß. Nach dem Tode des Zars Iwan des Schrecklichen war dessen ältester Sohn Feodor ihm in der Herrschaft gefolgt, diese jedoch ganz den Händen seines Ministers Boris Godunoff heimgefallen, der seine Schwester dem Zar zur Gemahlin gegeben hatte. Dimitrii, der jüngere Sohn des Zars Iwan des Schrecklichen, war in der kleinen Stadt Uglitsch einem Kloster zur Erziehung übergeben, dort aber, kaum acht Jahr alt, durch Mörder, die, wie ein dunkles Gerücht insgeheim, und in der Folge die allgemeine Stimme öffentlich behauptete, auf Boris Befehl handelten, getödtet worden. Nachdem der Zar Feodor vierzehn Jahre regiert, starb auch er, seine einzige Tochter war ihm schon vorangegangen, und den erledigten Thron bestieg Boris Godunoff, der sich zwar anfangs weigerte, aber nur, um

sich die Krone durch die Bojaren und das Volk um so heftiger aufdringen zu lassen.

Die erste Scene, zwischen den beiden Fürsten Schuißkii und Worotünskii, zeigt uns die noch zweifelhafte Lage der Dinge, die Zerrüttung des Reiches, das Verlangen des Volks, die Weigerung Godunoff's, mit der es diesem, meint Schuißkii, doch kein Ernst sei, denn weßhalb hätte er sonst den jungen Dimitrii umbringen lassen? Schuißkii war selber, auf die Nachricht von dem Tode des Zarewitsch, von Seiten des Hofes nach Uglitsch gesandt worden, und hatte dort Umstände erfahren, die ihn über die Art des Todes und den Urheber nicht in Zweifel ließen; doch die Wahrheit durfte damals so wenig wie jetzt durchdringen. Die beiden Fürsten verhehlen nicht, daß sie den Boris hassen, und eignen ehrgeizigen Absichten nachgehen. Inzwischen dringt das Volk ungestüm auf Entscheidung, und Boris nimmt endlich die Krone an, der Patriarch und die Bojaren huldigen ihm, unter ihnen Worotünskii und Schuißkii, letzterer schon läugnend, was er noch eben gesprochen hat. Diese Einleitung stellt uns mit wenigen, kräftigen Zügen gleich in die Mitte der Begebenheiten, zeichnet den Karakter der Menschen, und läßt große Entwicklungen erwarten. Die dramatische Exposition ist vortrefflich, sie kann sich der wegen ihrer Meisterschaft mit Recht gerühmten Lessing'schen zur Minna von Barnhelm kühn zur Seite stellen, sie ist gedrängt und klar, reich und rasch.

Ein andrer Schauplatz eröffnet sich, fünf Jahre später, im Tschudoff-Kloster zu Moskau. Der alte Mönch Pimen schreibt bei nächtlicher Lampe in seiner Zelle an der Chronik seiner Zeit; neben ihm ist ein junger Novize,

Grigorii Otrepieff, eingeschlafen und träumt einen wunderbaren Traum von Hoheit und Schmach, den er dann aufwachend erzählt. Pimen beruhigt ihn, preist die Ruhe des Klosters, und beseufzt die Zeit, wo ein Mörder den Thron einnimmt. Der junge Grigorii hört begierig die Erzählung aller Umstände von dem Tode Dimitrii's in Uglitsch, wo Pimen damals lebte. Daß Boris Godunoff den Prinzen ermorden ließ, stellt sich als unzweifelhaft dar; der Arme würde jetzt neunzehn Jahre sein, gerade so alt, wie Grigorii, in dessen Seele schon der Gedanke aufsteigt, der sich im Folgenden entwickelt. Auch diese Scene ist mit großer Meisterschaft durchgeführt, in karakteristischer Wahrheit, mit ansprechender Kraft.

Grigorii entspringt dem Kloster, und hinterläßt ein Blatt mit den Worten, er werde Zar in Moskau sein; man setzt dem Flüchtling nach. Doch dieser rettet sich im letzten Augenblicke, da er schon verloren scheint, durch Geistesgegenwart und Muth, die er sogleich im Beginn seines verwegnen Unternehmens glücklich darthut. Er gelangt nach Polen, gewinnt dort Anhänger, und rüstet sich, in Rußland einzudringen. Am Hofe des Zaren empfängt Schuißkii diese Nachricht durch Athanasius Puschkin, dem sie sein Neffe Gabriel Puschkin aus Krakau geschrieben hat. Diese Vorfahren des Dichters sind nicht willkürlich eingemischt, sondern geschichtliche Personen, die ganz in ihrer wahren Gestalt auftreten. Die große Neuigkeit wird besprochen, und die Gesinnung der Bojaren zeigt sich dem Zar feindlich. Dieser, furchtbar und grausam, wo er für seine Krone fürchtet, ist sonst ein kluger und tüchtiger Herrscher, wendet seine Sorge mit Erfolg auf das Reich, und wünscht auch seinen Sohn Feodor

zum würdigen Erbfolger heranzubilden. Indem er sich von ihm die Karte des russischen Reichs erklären läßt, empfängt er durch Schuißkii die Nachricht von dem Auftreten eines angeblichen Dimitrii und von dessen Rüstungen in Polen, sein Gemüth geräth in Aufruhr, er befiehlt, die polnische Gränze sorgsam zu bewachen, und beklagt sein beschwertes Gewissen und drückendes Herrscherloos.

Der falsche Dimitrii sammelt schon einige Russen um sich, Gabriel Puschkin und ein junger Fürst Kurbskii halten sich zu ihm; seine Hauptstütze aber sind die Polen, denen er verspricht, die lateinische Kirche in Rußland einzuführen. Auch wird eine Polin mit ihm den Thron theilen, die schöne Marina, Tochter des Palatinus Mnischek. Ein geheimes Gespräch, welches diese ihm bewilligt, ist meisterhaft durchgeführt. Hier zeigt sich Puschkin den größten Dichtern gleich. Aus dem tiefsten und reinsten Quell ist es geschöpft, daß der kühne Abentheurer, dem bei Fürsten und Volk seine Rolle über Erwarten gelingt, freiwillig sich der Geliebten als Betrüger offenbart, und von ihr nur als der geliebt sein will, der er wirklich ist. Doch findet seine ächte Liebe keine Erwiederung, und Marina willigt in den Betrug nur um den Preis desselben, den Thron. Ein neuer Sporn, diesen zu erringen! Die ganze Scene ist von mächtiger Leidenschaft durchglüht, von inniger Hingebung und stolzem Ehrgeiz.

Nunmehr drängen sich die Ereignisse in schneller Folge. Der falsche Dimitrii rückt an der Spitze eines Heers in Rußland ein. Boris Godunoff hält eine Rathsversammlung, der Patriarch stimmt in salbungsvollem

Vortrage dahin, die wunderthätigen Gebeine Dimitrii's von Uglitsch feierlich nach Moskau zu versetzen, das Volk werde dann erkennen, daß er nicht am Leben sein könne. Hiegegen wendet Schuißkii ein, man dürfe die Aufregung nicht durch solche Feierlichkeit vermehren, und will seinerseits eidlich erhärten, daß er bei seiner ehemaligen Sendung nach Uglitsch dort die Leiche des Prinzen gesehen. Dies alles vermehrt nur die innere Bewegung des Zaren, der indeß der nöthigen Kriegsanstalten nicht vergißt.

Wirklich werden die Truppen des falschen Dimitrii, trotz seiner persönlichen Tapferkeit, durch die Feldherren Godunoff's geschlagen; allein der Sieg im Felde entscheidet schon nicht mehr, die Völker fallen ab, die Städte öffnen die Thore, die Truppen gehen zu dem neuen Fürsten über.

Von außen und innen furchtbar erschüttert, erkrankt der Zar, und sein Ende vorempfindend begehrt er seinen Sohn allein zu sprechen. Er verhehlt ihm nicht, daß er durch Verbrechen den Thron erlangt, aber nur diesen, nicht die Sünde, erbe der Sohn, und werde ihn mit gutem Recht besteigen, wie hoffentlich gegen jenen Betrüger behaupten. Die zärtlichste Vatersorge und die weiseste Herrscherklugheit spricht aus Godunoff's Abschiedsworten, mit denen er der Krone entsagt. Der junge Feodor wird als Zar begrüßt, die Bojaren schwören ihm Treue, und Boris stirbt.

Der Sieg des falschen Dimitrii wird durch den Übertritt des Feldherrn Baßmanoff, der Feodor's Truppen befehligt, und sich von Gabriel Puschkin verleiten läßt, völlig entschieden, des letztern Anrede auf dem öf-

sentlichen Markt an die Bürger von Moskau gewinnt auch das Volk, und Dimitrii wird als Zar ausgerufen. Die Kinder Godunoff's, der junge abgesetzte Zar Feodor und seine Schwester Xenia zeigen sich am Gitter ihres Gefängnisses, das Volk enthält sich doch einiges Mitleids nicht, aber nur um so mehr wird ihr Tod beschlossen. Vier Bojaren dringen in das Gefängniß, man hört Geschrei, dann tritt der Bojar Moßalßkii hervor, verkündet, die beiden Gefangenen hätten sich vergiftet, und fordert nun das Volk auf, in den Leberuf einzustimmen für den Zar Dimitrii Iwanowitsch; das Volk schweigt.

So schließt das Drama, mit einem großartigen Eindruck, in welchem das ganze Gewicht des Geschehenen sich zusammendrängt und für das neue Verbrechen schon die neue Nemesis ahnden läßt. Der Dichter hat ein großes Schicksal vor unsern Augen enthüllt; Boris, fähig und würdig zu regieren, gelangt nur durch Verbrechen auf den Thron, von dem das ohnmächtige Recht weichen muß; vergebens hofft er, sein Verdienst in Recht zu verwandeln, und das Schlechterworbne dem geliebten Sohn als Wohlererbtes zu hinterlassen; aus dem Verbrechen selbst entwickelt sich die Rache, und nicht das Recht ist es, das ihn stürzt, sondern neuer Betrug, der ihm als solcher klar; ein erlogner Schein des Rechtes genügt, um die angemaßte Herrschaft zu zerstören. Wir wissen, daß die Weltgeschichte auch wohl anders richtet, oder daß wenigstens unsre Augen nicht vermögen, ihren oft langwierigen Vergeltungsgängen sicher zu folgen; wo sie uns aber solche Wendung vor Augen stellt, haben wir jedesmal das ächt Tragische nur zu ergreifen. Die Katastrophe des Boris Godunoff, welche der Dichter mit

vollem Recht über den Tod desselben hinweg noch bis zum Untergang seiner Kinder fortführt, durchkreuzt sich von selbst mit dem Verhängnisse des falschen Dimitrii, allein von diesen so nah zusammengedrängten tragischen Stoffen überwiegt unzweifelhaft der erstere, sowohl an Bestimmtheit als an Reichthum, und die Wahl Puschkin's bezeugt seinen tiefen und glücklichen Sinn, der überdies mächtig und reich genug ist, auch noch den zweiten ihm aufgedrungenen Helden mit Würdigkeit und Reiz auszustatten.

Die Verarbeitung dieses Stoffes in Scenen und Dialog ist durchaus meisterhaft zu nennen. Der Dichter hat sich mit sorgfältiger Treue an die wahre Geschichte gehalten, welches ihn aber nicht verhindert, überall zugleich seine dramatische Aufgabe im Auge zu behalten. Sein Werk hat große historische Lücken, aber dramatische nicht; alles reihet sich in geschlossener Folge an; Gegensätze, die ohne Künstelei aus der Sache selbst hervorgehen, gewähren die vortheilhafteste Abwechselung, und Antheil und Spannung begleiten denselben Einen Verlauf bis zum Schlusse. Die Karakterzeichnung ist so gediegen als mannigfaltig; mit dem ersten Auftreten, mit den ersten Worten der Personen, sind diese gleich fest hingestellt; der Herrscher, die Bojaren, die Geistlichkeit, das Volk, Alle erscheinen in ihrer ächten Unterscheidung, der Dichter hat dieselbe sichre Auffassung für die Vielgestalt des Volkes, wie für den Zar und den Patriarchen, für den katholischen wie für den griechischen Mönch, für die ehrgeizige Polin wie für die sanfte Zarentochter, und wie Heldensinn und Staatsweisheit so auch Liebesgluth und heilge Einfalt läßt er ihr eigenstes Wesen aussprechen.

Diese Mannigfaltigkeit, die jeder Eigengestalt gerecht zu werden vermag, ist ein ächtes Zeichen des dramatischen Dichters, eben so jedoch die wenigen und kurzen Mittel, durch welche er zu seinen Zwecken gelangt. Hierin ist Puschkin ein erster Meister. Alles ist bei ihm gedrängt und scharf, bündig und rasch, nichts überflüssig oder breit, nie giebt er sich lockenden Abschweifungen hin, die so häufig in dramatische Dichtungen eindringen und sich wohl gar durch den Namen lyrisch zu rechtfertigen meinen. Auch die Gleichmäßigkeit des zehn- und eilfsilbigen jambischen Verses, der mit großer Sicherheit gehandhabt ist, wird nicht durch lyrische Strophen unterbrochen, sondern nur hin und wieder, wo das Volk redet, durch schlichte Prosa.

Für die Russen hat das Trauerspiel Puschkin's noch den besondern Vorzug, daß es im höchsten Sinne und durch und durch national ist. Denn indem auch fremde Völker hineinspielen, und nach Maßgabe ihrer Beziehungen wahr und unverkürzt — wie denn insbesondre die Deutschen ehrenvoll erwähnt sind — so nimmt doch die Sache Rußlands unbedingt alle Theilnahme hin, und man fühlt, auch als Ausländer, das vaterländische Herz des Russen in jeder Scene, in jeder Zeile. Bei so schönem Verein der herrlichsten Gaben ist es zu verwundern und zu beklagen, daß Puschkin nur dies eine Trauerspiel, und nicht eine ganze Reihe gedichtet, indem das wahre dramatische Talent seiner Natur nach fruchtbar ist, und gewöhnlich viel und leicht erzeugt. Bei längerem Leben würde er vielleicht noch mehr in dieser Richtung geleistet haben; allein die Bedingungen bestimmter Zeit- und Bildungsverhältnisse können auch wohl verursachen, daß der

Dichter, die zu große Beschränkung meidend, seine dramatische Kraft lieber in freiere Dichtungsarten ergießt.

Dramatische Scenen. Eine Scene aus Faust ist besonders deßhalb merkwürdig, weil wir sehen, daß Puschkin auch diesen großen Stoff in seinem Dichtergeiste gehegt, und nach der gelieferten Probe dürfen wir annehmen, er würde nicht erfolglos diese Arbeit fortgeführt haben. Der Schmaus in Zeiten der Pest ist ein wunderliches Nachtstück, dem englischen Dichter Wilson nachgedichtet, mit dem eigenthümlichen Verdienst eines leichtfließenden, reinen Ausdrucks. Zwei Scenen, Mozart und Salieri, behandeln die bekannte Sage von der Bestellung des Requiem und die angebliche, der Eifersucht Salieri's zugeschriebene Vergiftung Mozart's; die Dramatisirung ist frisch, lebendig und kurz. Der geizige Ritter, drei Scenen aus einem englischen Schauspiele des Chenston, welches Puschkin in's Russische vollständig zu übersetzen beabsichtigt hatte.

Der zweite Band enthält erzählende Gedichte, von sehr verschiedenem Sinn und Karakter. Bald ist Zauberei der Boden, bald Sage und Geschichte, bald wieder novellenartiges Ereigniß, gegründet auf Anschauungen und Eindrücken, welche der Dichter auf seinen Wanderungen in Europa und Asien, wo er bis in die türkischen Länder vorgedrungen, eingesammelt hat. Wir geben davon nähern Bericht.

Rußlan und Liudmila. Ein Heldenmährchen in sechs Gesängen, und das erste größere Gedicht, an welchem Puschkin seine Kraft versuchte. Wenn es bei Koenig heißt, dasselbe sei im Geiste Ariosto's und eine Folge der italiänischen Studien des Dichters, wiewohl

schon ganz volksthümlich in Rußlands Heldenzeit gehalten, so können wir zwar nicht eigentlich widersprechen, wünschten aber wohl zu wissen, wiefern die Angabe, daß jenes Gedicht die Frucht der italiänischen Studien des Dichters gewesen, auf bestimmten, thatsächlich bekannten Nachrichten beruhe; wäre sie nur aus dem vergleichenden Überblicke geschöpft, so möchten wir sie wenig in Rechnung bringen, dagegen um so mehr die hinzugefügte Bemerkung aufnehmen, daß der Dichter hier auch für das Mährchenhafte einen russischen Sagenkreis und russische Vorzeit zum Boden habe. Außerdem hat das Gedicht Anmuth des Erzählens und spannenden Reiz in hohem Grade; die Frische und Kürze des Ausdrucks ist hier sehr erwünscht, und darin verläugnet sich Puschkin nie, man könnte sagen, daß sogar seine absichtlichen Zögerungen noch eilen und seine Umwege rasch zum Ziele führen. Aber einen höhern Gehalt vermißt man doch in dem Mährchen, es hat einen bloß phantastischen, und bei allem Werthe, den es in dieser Gattung behaupten darf, bekennen wir doch, daß es den Dichter nicht in seiner Stärke zeige.

Der kawkasische Gefangene. Wir werden zu einem der unbezwungenen Völker des Kaukasus geführt, die Tscherkessen sitzen bei Mondschein müßig vor ihren Zelthütten, wo sie von ihren früheren Kämpfen reden, von ihren Pferden und Waffen, ihren Raubzügen und Liebesabentheuern. Plötzlich sprengt ein Tscherkeß heran, einen Gefangnen am Sattelhaken nachschleppend, einen Russen! Erschöpft sinkt dieser inmitten des wilden Haufens wie leblos nieder. Nach langer Zeit wieder aufwachend, findet er sich als Sklave gefesselt, von hohen Fel-

sen umschlossen. Mit Bitterkeit denkt er an die Welt zurück, die er verlassen, sie hatte ihm nur Täuschungen gewährt, er wollte sich von ihrem Wahn frei machen, nun muß er wirkliche Ketten tragen! In stiller Nacht, bei seinen Heerden, besucht ihn heimlich eine tscherkessische Jungfrau, tröstet und labt ihn; auch die Männer sind nicht ohne Antheil für den edlen Jüngling. Das Leben der Tscherkessen wird geschildert, ihre kriegerische Kühnheit, ihre wilden Sitten und blutigen Festspiele. Die Tscherkessin bekennt dem Russen ihre Liebe, er soll sein Vaterland aufgeben und ihr Herz dafür eintauschen. Allein er kann ihre Neigung nicht erwiedern, in seiner Brust, wo ein andres Bild noch in der Erinnerung lebt, ist keine Liebesgluth, und nur die höchste und reinste dürfte hier gelten. In Schmerz und Sehnsucht fließen bedrängte Tage und Nächte dahin, Kriegsgetümmel und Mädchengesänge regen den Gefangnen auf, er möchte fliehen, doch zeigt sich keine Hoffnung. Die Tscherkessin aber, eignes Verlangen opfernd um das des Geliebten zu erfüllen, verhilft ihm zur Flucht, sie bringt ihm Feile und Dolch, die Fesseln fallen, sie geleitet ihn zu dem Flusse, jenseits dessen er in Sicherheit ist. Unter Abschiedsthränen und heißen Umarmungen erwacht nun auch des Jünglings Leidenschaft, er fordert die Geliebte auf, seine Flucht und sein ferneres Lebensgeschick zu theilen; sie versagt es; er vertraut sich dem Flusse, doch eh' er das andre Ufer gewonnen hat, vernimmt er einen Sturz in die Fluth, — er eilt verzweifelt weiter, und gelangt in der Morgenfrühe gerettet zu den russischen Vorposten.

In dieser einfachen Geschichte ist es vorzüglich die Einkleidung, welche ihr den höchsten Werth giebt. Die

Landschaft und die Sitten sind mit lebendigen Zügen dargestellt, nicht in kalter Betrachtung, sondern in bewegter Leidenschaft, in vorgeführter Handlung. Das Ganze ist in wilder Düsterheit, in unsichrer Nacht gehalten. Die Wechselreden des Mädchens und des Jünglings sind voll rührender Innigkeit. Den Schluß, wohin angstvolle Eile drängt, läßt uns der Dichter als wahre Befreiung empfinden, an der auch das ihr gefallene Opfer noch siegend Theil hat.

Der Brunnen von Bachtschissarai. Der Aufenthalt des Dichters in der Krim veranlaßte ihn, dortige Örtlichkeit und Sage zu behandeln. Bachtschissarai war der Sitz der ehemaligen Chane der Krim, die ihre wechselnden Gränzen oft weit gegen Rußland und Polen ausdehnten. Der Chan Girei hatte auf einem kriegerischen Streifzuge nach Polen eine schöne Fürstentochter geraubt und in sein Harem geführt, doch vergebens seiner Leidenschaft Gehör zu verschaffen gesucht. Seine frühere Geliebte aber, die Tscherkessin Sarema, sich verlassen sehend, ergrimmt gegen die vermeinte Nebenbuhlerin, und gleich zum Dolche bereit und kühn, giebt sie ihr den Tod. Der trauernde Chan weihte darauf der unschuldig Gemordeten in stiller Abgeschiedenheit seines Gartens zum Andenken einen Springbrunnen, den Brunnen der Thränen, bei dessen lieblichem Rauschen er schwermuthsvoll seiner Erinnerung nachhängt. Die Erzählung hat großen Reiz durch tatarische Sitten und Gesänge, den Einblick in den Harem, und besonders durch die herrliche Schilderung der Frauenschönheit und den ächten Liebeshauch, der durch das Ganze weht.

Die Räuberbrüder. An der Wolga lagert eine

Räuberbande, deren bunte Zusammensetzung beschrieben wird. Die Aufmerksamkeit ist auf einen neuen Ankömmling gerichtet, der seine Geschichte erzählt. Zwei Brüder, von Jugend auf elend und freudenlos, wollten ein bessres Geschick mit Gewalt erlangen, raubten und mordeten, und führten ein lustiges Waldleben; bis sie endlich ergriffen und in Fesseln geschmiedet wurden. Der jüngere Bruder, zarter und schwächer, erkrankte, und gräßliche Bilder verwirrten seine Einbildungskraft. Der ältere, allem andern menschlichen Gefühl erstorben, hegte die zärtlichste Bruderliebe. Der Kranke genas unter seiner Pflege, und beide sannen auf Befreiung. Diese gelang durch kühnen Entschluß und tapfere Ausführung. Sie streiften wieder durch die geliebten Wälder, allein nicht lange, da erlag der jüngere auf's neue, und starb. Seitdem sind dem übriggebliebenen die Wälder verleidet, und seine Seele ganz verhärtet; nur des Alters muß er bisweilen schonen, er gedenkt dann des Bruders, und der rührenden Weise, wie dieser im Fieberwahn den Tod eines Greises bereute. Der Erzähler bricht hiebei selbst in Thränen aus. Die Andern aber verweisen ihm das, und wollen bei Schmaus und Trinkgelag an Todte nicht gedenken. Sie lassen den Becher umgehen, und stürzen sich in wilde Lust. In ihren Herzen, schließt der Dichter, schlummert das Gewissen, es wird schon erwachen zu seiner Zeit! Durch diese einfachen Worte wird die Verstocktheit der Menge, die scheinbar den Sieg behält, doch auch schon als überwundene gezeigt; das eine Beispiel, so rührend und schrecklich eben vorgeführt, verbürgt sie alle. Und die sonst in aller Fülle des Talents doch fast müßige Schilderung erhebt sich durch die-

sen Hauch sittlichen Geistes auch zu höherer Stufe dichterischer Schönheit!

Die Zigeuner. Die Steppen von Bessarabien sind der Schauplatz dieses Gedichts, das wie ein sturmzerrissener Gewitterhimmel wild und furchtbar die schauerliche Landschaft überzieht. Das Zigeunermädchen Zemphira bringt von einer Nachtstreiferei zu dem Zelt ihres alten Vaters einen Flüchtling mit, der, ausgestoßen von der gebildeten Welt, hier unter heimathlosen Halbwilden eine Zuflucht begehrt. Das Mädchen wählt ihn zum Gatten, er wird ein Zigeuner und heißt nun Aleko. Widrigkeit und Reiz der rauhen Freiheit werden nicht verschwiegen; kaum ein Strahl der übrigen Welt dringt hier ein, nur von uralter Barbarei des Landes giebt der wunderlichste Nachhall aus ferner Römerzeit Kunde. Die Ungebundenheit der Sitte erscheint in leidenschaftlichen Wallungen, Zemphira wird des Gatten überdrüssig, ein junger Zigeuner, in aller Kraft der Jugend und Lust, gewinnt ihre Liebe. Durch ein Lied voll grimmiger Gluth offenbart und steigert sich die Leidenschaft, dasselbe reizt die Wuth Aleko's, und seine Eifersucht findet keine Ruhe mehr. Er schleicht der nächtlich von seiner Seite entwichenen Gefährtin nach, findet sie und den jungen Zigeuner in Liebeslust, und sticht beide nieder. Sterbend noch freut sich Zemphira ihrer Liebe. Der alte Vater kommt herbei, die sämmtlichen Zigeuner. Aleko leidet keine Strafe, aber darf nicht bleiben; in die Welt, die er verlassen, und deren Ansprüche und Vorurtheile er nicht zu vergessen vermag, wird er zurückverwiesen. Die Zigeuner packen auf und ziehen weiter. — Das Gedicht ist eines der mächtigsten und ei-

genthümlichsten Puschkin's, und gründet sich ohne Zweifel auf irgend ein wirkliches Begegniß, ja die Vermuthung, daß er in dem zigeunerischen Namen Aleko seinen eignen habe andeuten wollen, ist nicht unwahrscheinlich. Die Behandlung des Ganzen ist meisterhaft, sie wird in den lebendigsten Stellen ganz dramatisch; mit jeder Zeile steigert sich die Wirkung, wie ein düstrer Sturm braust das Geschehene dahin, und Nacht und Schweigen bleiben zurück.

Graf Nulin. Der Name soll, nach einer bei uns ziemlich veralteten Weise, die Leerheit des Helden andeuten. Ein Abentheuer, das mit Beschämung endet, wird in anmuthigen Versen und mit satirischer Laune erzählt. Den verlockenden und mitunter verfänglichen Stoff hat der Dichter in komischer Grazie gehalten. Einen besondern Reiz noch empfängt ohne Zweifel das Gedicht für diejenigen, welche dessen Anspielungen auf bestimmtes wirkliches Leben verfolgen können.

Poltawa. Eine Dichtung in drei Gesängen, auf geschichtlichem Boden, von schöner Anlage, reifer Ausführung und vollendetem Stil. Der kleinreussische Häuptling Kotschubei, einer der reichsten und mächtigsten des Landes, verwindet den Schimpf nicht, den ihm seine Tochter angethan. Die schöne Maria, um deren Hand die edelsten und begabtesten Jünglinge warben, hatte sich von dem alten, listigen Masepa, dem Hetman der kleinreussischen Kosaken, berücken und aus dem väterlichen Hause entführen lassen. Der Schimpf bestand in der Arglist und Entweichung, denn Maria wurde Masepa's geehrte Gattin, die sein ganzes Vertrauen besaß, und da sie den ergrauten Schlaukopf liebenswürdig ge-

funden, so hätte, bei seinem Stand und Ruhm und Reichthum, seine offne Anwerbung kaum ein Hinderniß finden können. Auch bewogen diese Umstände den Vater, seinen Groll nicht ausbrechen zu lassen, und es bestand scheinbar ein leidliches Verhältniß. Masepa jedoch, der Abhängigkeit überdrüssig, in der er zu Rußland stand, faßte den kühnen Plan, die Ukraine zu einem selbstständigen Reiche zu erheben. Hiezu bedurfte er des Beistandes der Schweden, — und seine Versprechungen bestimmten Karl den Zwölften, mit seinem Heere in diese entlegnen Gegenden vorzurücken. Inzwischen prüfte Masepa die Gemüther seiner Kriegs- und Stammgenossen, und auch gegen seinen Schwiegervater ließ er sich so weit heraus, daß dieser an dem beabsichtigten Verrath nicht zweifeln konnte. Kotschubei, der dem Zar treu bleiben und Rache an Masepa nehmen will, benachrichtigt Peter den Großen von dem, was im Werke ist. Der Zar aber baut auf Masepa's Treue, hält die Anklage für Verläumdung, und überläßt ihm, den Verläumder zu bestrafen. Masepa versichert sich auf's neue der Liebe seiner Gattin, und da sie betheuert, mehr an ihm als an Eltern und allem zu hängen, so hemmt ihn nichts mehr, er läßt seinen Schwiegervater enthaupten; Maria, bisher unwissend und dann plötzlich durch die Mutter aufgeschreckt, langt zu spät auf dem Richtplatz an, schon ist alles geschehen; sie wird darauf wahnsinnig und verschwindet. Die eingeleiteten Bewegungen waren indeß vorgeschritten, bei Annäherung des Schwedenheers erklärte Masepa seinen Abfall von dem Zar, und vereinigte sich mit Karl dem Zwölften. Doch war der Aufstand nicht allgemein, und Masepa konnte nur

geringere Macht, als er verheißen, seinem neuen Verbündeten zuführen. Die Schlacht von Poltawa zertrümmert das ganze Unternehmen, Masepa muß mit dem verwundeten Schwedenkönige die elendeste Flucht theilen. In der Nähe des Dneprs halten sie im Freien kurze Rast bei einem Landsitze, den Masepa als frühern Wohnort Kotschubei's und Maria's erkennt, diese selbst erscheint ihm, und zerreißt sein Herz mit dem Ausdruck ihrer Liebe und ihres Wahnsinns. Doch die Flucht drängt, der König ruft, und Masepa entweicht mit ihm, der Heimath für immer abgewandt.

Geschichte und Sage sind hier glücklich gemischt, die Helden und Hauptereignisse in ihrer geschichtlichen Wahrheit gehalten, die kriegerischen Vorgänge in lebendiger Anschaulichkeit dargestellt. Bewundernswürdig aber ist vor allem der Karakter der Maria durchgeführt, der Eigensinn und die Stärke ihrer Neigung, ihr standhaftes Beharren, und dann wieder die gewaltsam erwachte Tochterliebe, die kindliche Verzweiflung. Auch hier steigert sich in den Hauptstellen alles zum Dramatischen, und Puschkin beweist darin wiederholt, wie sehr begabt er für diese Gattung war. Die Erzählung der Hinrichtung Kotschubei's ist in ihrer trockenen Umständlichkeit peinlich, aber die Wirkung auch poetisch groß, und wo wir so viele Zeit Schritt für Schritt zu durchwandeln haben, hoffen wir, sie werde auch für die Eile der Rettung nicht zu kurz sein. Viele einzelne Züge sind von größter Schönheit; an frischen Wendungen, ergreifenden Ansätzen und lebensvollen Bildern ist das Gedicht überreich.

Zuletzt wirft der Dichter, nach vergangnen hundert

Jahren, einen Blick auf den Schauplatz jener schauerlichen Verhängnisse. In hohem Ruhme strahlt Peters des Großen Andenken, auch König Karl ist nicht vergessen. Nach dem Grabe Masepa's fragt man umsonst; aber in Ehren erheben sich die Grabmale Kotschubei's und seines Gefährten Iskra, deren Treue zu spät erkannt worden. Von der Tochter schweigt die Überlieferung, kaum daß der blinde ukrainische Sänger, wenn er dem Volke von dem Hetman klimpert, auch dessen sündiger Tochter nebenher erwähnt. So weiß der Dichter uns noch zuletzt wieder aus den Tiefen der Nacht auf das Gebiet des Tages zu führen, und durch den bloßen Nachhall der Thaten auf eine höhere Gerechtigkeit hinzudeuten, die auf diese Weise zugleich eine wahrhaft poetische ist!

Das Häuschen in Kolomna. Überdrüssig, immer in vierfüßigen Jamben zu schreiben, was Alle können, wählt der Dichter diesmal eine höhere Versart, die schwierigen Oktaven, die er ganz kunstgerecht den Italiänern nachbildet. In vierzig prächtigen Stanzen aber behandelt er ein komisches Abentheuer aus niedrem Kreise.

Angelo. Eine italiänische Erzählung, in drei Abtheilungen, und in Alexandrinern. Derselbe Stoff ist schon öfters dramatisch behandelt worden; auch Puschkin geht hier bisweilen ganz in's Dramatische über. Die Alexandriner können nicht verläugnen, daß sie eine steife Versart sind, allein der Hauch des Dichters ist auch in ihnen merkbar.

Der volle Glanz und Reichthum des Dichters entfaltet sich in der Fülle kleinerer, besonders lyrischer Gedichte, welche den Inhalt des dritten Bandes bil-

den. Hier ist Puschkin auf seinem eigensten Gebiete, in unbestreitbarer Macht, hier sprühen die hellsten Funken der Gluth, welche seinen tiefsten Busen erfüllt. Diese Empfindungen, man gewahrt es sogleich, sind in ihm erlebt, sind der Ausdruck wechselvoller Verhängnisse, der Schmerz und die Sehnsucht eines treuen Herzens, der Muth und die Hoffnung einer starken Seele; in diesen Hauchen athmet der Dichter selbst, aber mit ihm auch seine Landes- und Zeitgenossen, deren Innerstes er aufschließt, und die geheimsten Saiten, die in ihrer Brust verborgen liegen, spannt und erklingen läßt. Durch den Zauber seines Ausdrucks werden die Wallungen, welche dunkel und schmerzlich im Innern ringen, glücklich befreit, und strahlen freudig an das Licht empor. Wie tief und mächtig in seinen Liedern Puschkin das Herz seiner Nation getroffen, ist schon daraus zu erkennen, daß diese Lieder überall in Rußland eingedrungen sind, mit Begeisterung wiederholt und gepriesen werden, und wirklich allen in der Nation verbreiteten lyrischen Anspruch nicht nur befriedigen, sondern auch erhöhen und mehren mit dichterischem Schatz, dessen Verschwendungen nur neuen Reichthum erzeugen.

Gleich zuerst haben wir die Mannigfaltigkeit zu bemerken, in welcher sich der Dichter hier bewegt. Von der trunknen Dithyrambe, der erhabenen Ode und schwermuthsvollen Elegie bis zum einfachsten Liedeslaute, von der traulichen Epistel bis zum stechenden Epigramm, von dem prophetischen, dem Orient entlehnten Gebild bis zum neuesten, der Gelegenheit und dem Augenblicke gewidmeten Gesang, finden sich alle Formen hier versammelt. Die freiesten Vers- und Reimbewegungen wechseln mit

der strengsten Strophenbildung, jambische und daktylische Versarten mit trochäischen, neben anmuthigen, leichten Liederformen drängen sich wohlgefügte Stanzen, glücklich ausgestattete Sonette und schwertretende Alexandriner-Reihen hervor. Nicht minder mannigfaltig ist der Inhalt. Die Erhabenheit der Schöpfung, die Fülle der Natur, das Gefühl der Liebe und Sehnsucht, die Herrlichkeit des Vaterlandes, die Täuschungen des Lebens, der Schmerz der Entsagung und Verzweiflung, dann aber wieder der Trost der Freundschaft und Muse, die Freiheit des Gedankens und die Lust des Spottes, alle diese Gegenstände und Richtungen erhellen sich in der Brust des Dichters, und werden zu erfreuenden, versöhnenden Gebilden.

Seine große Naturanschauung liegt überall zum Grunde, sie dringt in allem Wechsel der Empfindungen hervor, giebt ihnen Anhalt und Ausdruck. Wunderschöne Strophen „an das Meer" lassen die ganze Herrlichkeit dieses freien Elementes, dem sich Begeisterung und Sehnsucht innigst verbunden haben, vor unsern Blicken aufwallen, deuten auf Napoleon's Grab und auf Byron's Gesänge hin, dessen Bild in dem des Meeres kräftig gezeichnet wird, und erfüllen uns mit dem Schmerze des Dichters, der von dem geliebten Felsenufer scheiden muß. Seine Klageseufzer der Trennung, der Einsamkeit, seine Rückblicke auf Täuschungen und Verluste, seine Betrachtungen auf stillen Fahrten, bei zufälligen Begegnissen, alles mischt sich mit Naturbildern, und das am Zweige verspätete Blatt, der einsame Hall der Winternacht, dient hier eben so wie der wolkenumhüllte Kaukasus und das grüne Meer der Steppen.

Die menschlichen Geschicke, deren Unbefriedigung und Schmerz der Dichter zunächst in den eignen Lebensloosen zu empfinden unaufhörlich angeregt ist, weiß er selbstvergessen auch in fremdem Unheil mitzufühlen, und schmerzlicher und treuer, als dies in der Elegie auf den liebenswürdigen Tod des Dichters André Chenier geschehen, läßt sich dies Gefühl nicht ausdrücken. Die den Freunden gewidmeten Lieder sind voll traulicher Innigkeit, warmer Erinnerung und muthiger Zuversicht; die Freundschaft tritt hier überhaupt mächtig hervor, selbst die Liebe steht ihr nach, wenigstens an unmittelbarem Ausdruck. Die Ereignisse der Leidenschaft scheinen der lyrischen Behandlung mehr entzogen und in den Stoff der größern Gedichte eingearbeitet zu sein. In dem unvergleichlichen Liede „Talisman" hat die Sorge der Eifersucht alles Herbe in dem bezaubernden Wohllaute verloren, der diese schon durch die bloßen Worte musikalischen Strophen durchströmt, und mit den Sprachen des Südens jeden Wettstreit eingehen darf. Statt der Kämpfe und des Unglücks der Liebe sehen wir sogar die Befriedigung und das Glück derselben ausgesprochen, in dem herrlichen Sonett „Madonna", wo der Dichter bekennt, was er begehre, sei ihm geworden, er besitze, was er sich einzig gewünscht; durch die unseligen Störungen, welche späterhin von außen dies reine Glück befeindeten, wird das der edlen Gattin ertheilte Zeugniß nur um so rührender.

Aber die Schwermuth und das Mißvergnügen, denen der Dichter doch in den meisten Bezügen zu Welt und Menschen nicht entrinnen kann, verwandeln sich bisweilen auch in scharfe Bitterkeit, in Zorn und Stolz. Ein

Sonett, worin er sich selber anredet, ist der Ausdruck der freisten Selbstständigkeit, der höchsten Würde, der kühnsten Verachtung. „Laß Volk und Große, ruft er sich zu; leb allein, so bist du Zar, und thu dir als Künstler selber genug, so mögen die Leute dich schmähen und vergessen.“ Daß diese Gesinnung in Puschkin ächtes, standhaftes Gefühl war, davon geben hundert andre Stellen seiner Gedichte und sein ganzes Leben Zeugniß, welches stets der Ausdruck einer muthigen, freigesinnten und unbezwinglichen Seele war.

So ist auch seine Auffassung der öffentlichen Bezüge des Tages durchaus würdig und edel, von großem Überblick, reifer Betrachtung, milder Wärme, allgemeinem Wohlwollen und hoher Leidenschaft für Gedeihen und Ruhm des Vaterlandes. Sein Gedicht auf den Tod Napoleon's ist eines der schwungvollsten und gehaltreichsten, welche diesem Thema von Dichtern fast aller Nationen gewidmet worden. Er stellt die Größe des gefallenen Helden in großen Zügen dar, und indem er ihn als den Zerstörer und Unterdrücker bezeichnet, der die Freiheit und die Völker nicht verstanden, und namentlich die Russen nicht erkannt, verbietet er gleichwohl jedes Schmachwort gegen ihn, der seine Verirrungen großartig gebüßt, und ruft zuletzt Ruhm und Ehre ihm, als der das russische Volk zu höherer Entwicklung aufgerufen, und der Welt noch aus dem Dunkel der Verbannung ewige Freiheit vermacht habe. — Bedeutender noch und merkwürdiger sind zwei Gedichte Puschkin's, die der Zeit des letzten polnischen Krieges angehören. Der Dichter, sonst ein Freund der Polen und ihren Dichter Mickiewicz als hohen Liedesgenossen anerkennend,

sieht hier über die Frage der jedenfalls noch zweifelhaften Freiheit eines gesonderten Stammes hinweg, und stellt die höhere Frage des allgemeinen Bestehns der slawischen Völker dagegen auf; hier ist er ganz der für das Vaterland erglühte Russe, Sieg feiernd, Unterwerfung heischend, diese jedoch nicht zur Schmach und Dienstbarkeit, sondern als Gebot höherer Waltung, zu gedeihlicher Gemeinschaft und Ehre. Sein ganzer Haß fällt auf die ausländischen Anfeinder und Aufwiegler, denen dieser Streit der Slawen fremd und unverstanden ist, und deren vergeßlicher Übermuth nur auf's neue die Schnee- und Eisgefilde betreten möge, wo schon früher der schrecklichste Untergang sie betroffen hat. Wir wissen sehr wohl, daß diese beiden Gedichte, „an die Verläumder Rußland's" und „auf die Einnahme Warschau's," sogar unter den Russen nicht allgemein gebilligt, sondern als zu sehr den gebotenen Tageseinflüssen huldigend getadelt worden sind. Allein wir können diesem Tadel nicht beistimmen; dem eignen Lande gehört der Dichter immer an, und wo seine Landsleute kämpfen und bluten, darf er ihnen immer Sieg und Ruhm wünschen; die Art übrigens, wie er es thut, kann ihn gegen den Verdacht, er habe seine frühere Denkart und Gefühlsweise aufgeopfert, hinlänglich sichern. Und auch darin besteht das Recht des Dichters, daß er dem Augenblicke, wie er sich giebt und aufdrängt, verschwenderisch leiht und schenkt, was derselbe nur zu tragen vermag; das Haftende und das Nebenabfallende hilft beides die richtige Wahrheit darstellen. Und überdieß, solche Abwägungen bei Seite gesetzt, müssen wir von den erwähnten Gedichten aussagen, daß sie, rein dichterisch genommen, zu den schönsten gehören, welche

Puschkin gedichtet hat. Sie strömen in hoher Leidenschaft, in feurigem Ausdruck, in großartigen, zum Theil wilden und sonderbaren Bildern, und reißen Antheil und Neigung unwiderstehlich fort. Wenn die Marseiller Hymne den Franzosen manches Herz in Deutschland gewinnen durfte, so sind diese Gesänge nicht minder geeignet, für die Russen solche Eroberungen zu bewirken. Ein drittes, diese Reihe abschließendes Lied, „Peter's des Ersten Festschmaus," muß dem Dichter alle Herzen gewinnen, der hier, mit hoher, sowohl vaterländischer als menschenfreundlicher Absicht, im Sinne der Verzeihung und Versöhnung redet, und für diesen Zweck das rührendste und mächtigste Bild als rasches, heiteres Lied darzubieten weiß; nie hat edle Gesinnung mit hoher Musengabe sich glücklicher vereint, dies eine Lied wäre Zeugniß genug, daß die russische Dichtung kühn neben jeder andern auf höchster Stufe sich zeigen darf! —

Wir haben, der Versicherung zufolge, noch drei Bände zu erwarten, welche noch eine Anzahl vermischter Gedichte, sodann Erzählungen in Prosa, unter denen namentlich der Postmeister und die Hauptmannstochter sehr beliebte sind, ferner die Geschichte des Aufruhrs von Pugatscheff, und vielleicht noch andre geschichtliche Bruchstücke enthalten werden. Wiefern Puschkin's Vorarbeiten zu einer Geschichte Peter's des Großen, die er in seinen letzten Lebensjahren zu schreiben unternommen hatte, noch zu benutzen sein möchten, wird sich wohl späterhin erst bestimmen lassen.

Mehrere Gedichte Puschkin's sind bis jetzt nur in schriftlicher oder wohl gar nur mündlicher Überlieferung vorhanden, und werden ihrer Kühnheit, ja wir dürfen

vielleicht sagen ihrer Ausgelassenheit wegen, wohl noch lange vom Druck ausgeschlossen bleiben. Auch in den gedruckten Stücken, besonders in den lyrischen Gedichten und im Onegin, fehlen hie und da manche Zeilen und ganze Strophen, für welche in diesem Falle ausnahmsweise doch wenigstens durch Punkte die Lücken als solche bezeichnet werden durften.

Eine Biographie Puschkin's, die mit Offenheit und Freimuth alle seine Verhältnisse und Schicksale darlegte, wäre wohl ein reiches, dankenswerthes Geschenk, aber steht noch zur Zeit schwerlich zu erwarten. Möchten indeß seine Landsleute dafür sammeln und ihre Beiträge zum Behuf künftigen Gebrauches vorläufig abfassen. Das Andenken des vergangenen Lebens ist edlen Nationen stets theuer und wichtig, und wir finden, daß immer diejenigen, welche vorzugsweise diesen Namen verdient haben, nicht nur die Staats- und Kriegsthaten, sondern auch die der Litteratur und selbst das stille Einzelleben zu überliefern bemüht waren.

Briefe an und von Joh. Heinr. Merck. Herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Darmstadt, 1838.

Bei Mittheilungen vorliegender Art kommt hauptsächlich der Gehalt in Betracht, und entscheidet mehr als der Stoff und die Form, auch wenn diese ausgezeichnet und jener bedeutend ist. Was aber der Gehalt

sei, darüber pflegen die Leute sich in großer Verwirrung zu befinden, ihn am unrechten Orte zu suchen, völlig zu verkennen, etwas ganz Falsches dafür zu nehmen. Daher sind die Forderungen und Urtheile, in Betreff von Sammlungen wie die gegenwärtige, so abweichend und widersprechend, und stellen so oft nur die Unkunde und Schiefheit derer bloß, die fordern und urtheilen. Der Gehalt aber ist hier nicht der Ertrag an einzelnen Gedanken, besondern Thatsachen, unterhaltenden oder lehrreichen Bemerkungen, — wir lassen dies alles in seinem Werthe, und wollen auch keineswegs darauf verzichten, — sondern der Gehalt ist das in allen solchen Richtungen vordringende Menschliche, das Leben selbst, der lebendige Verkehr. Die hier festzuhaltenden Unterscheidungen werden an dem einfachsten Beispiele klar. Ein Jüngling hat das Glück, ausgezeichnete Lehrer zu haben, er hört ihre Vorträge, er liest ihre Schriften: ohne Zweifel empfängt er auf diese Weise den Kern ihres Wissens, die Blüthe ihres Geistes, sie geben das, was ihren Werth für die Welt bestimmt, worin allein sie auf die Nachwelt kommen, sie halten schwerlich Besseres zurück; wird nun der eifrige Jünger, beglückt durch den Gewinn, den er aus Vorträgen und Schriften zieht, sich mit diesen begnügen? Gewiß nicht! Er wird begierig den persönlichen Umgang des Meisters suchen, die tägliche Nähe desselben. Hofft er jene strengeren Mittheilungen durch bequemere zu ersetzen? Keineswegs! Er wird nur erhöhten Fleiß auf jene wenden. Will er etwa, nach den Vorzügen, schadenfroh auch die Mängel und Schwächen des Mannes aufspüren, sich an ihnen weiden? Das wollen wir ihm nicht Schuld geben. Und

doch ist es wahr, auch die Mängel und Schwächen wird er kennen wollen, sich mit ihnen beschäftigen, und sie mit den Vorzügen zusammenfassen. Mit Einem Wort, er will Anderes als die Wissenschaft, als den Geist, er will die Persönlichkeit, den Lebensverkehr. Hier finden nun ganz neue Beziehungen Statt; die Gedanken, der Witz, die Bedeutung des Stoffes, gelten nicht mehr einzig durch sich selbst, so wenig wie die Schwächen und Fehler alsdann nur sich selber bedeuten, sie werden insgesammt zum Gegenstande, in und an welchem das Menschliche sich darthut, und wenn dies als Eigenthümliches hervortritt, als wirkliches, ungeheucheltes und unverzerrtes Leben, so wird die Frage nach dem einzelnen Werthe der Bestandtheile nur eine untergeordnete sein können. Grade die Mischung ist es, die hier alles gilt, die Mischung, welche das Ausgezeichnete mit dem Gewöhnlichen eingeht, in der beide sich bedingen, abwechselnd das Eine und das Andre vorherrscht, doch jedesmal zur Förderung des Ganzen. Und daher folgt für Denkwürdigkeiten und Briefsammlungen nicht nur die Erlaubniß, sondern sogar die Nothwendigkeit, mit dem Wichtigen und Bedeutenden auch das Alltägliche und Geringe zu geben. Jenes, für sich allein ausgesondert, wird seinen Werth haben, aber nicht mehr das Leben darstellen. Wer möchte z. B. nur die ausgewählten Glanzstellen aus den Briefen der Frau von Sévigné diesen Briefen selbst vorziehen? wer dürfte dies Element des täglichen Lebens, worin alles sich bewegt, vernichten wollen? Freilich wird ein richtiges Verhältniß beider Bestandtheile immer in Betracht kommen, und ein Herausgeber solcher Schriften auch vorzüglich darin

seinen Takt beweisen, daß er uns gegen Überladung des Gewöhnlichen bewahrt, ohne hinwieder dasselbe zu sehr zu unterdrücken. Eine schon entschiedne große Theilnahme, ein schon umschriebener Raum wichtigen und anziehenden Lebens, verleihen aber auch dem Unbedeutenderen einen erhöhten Werth, und wenn es sich z. B. um Goethe's und Schiller's Briefwechsel handelt, so möchten wir auch die geringsten Zettel nicht wegwerfen. Als wenn die Folgezeit nicht ohnehin dies noch immer früh genug thun könnte! —

Das Buch, welches uns zu dieser Einleitung veranlaßt, gehört dem denkwürdigen Zeitraum an, in welchem die deutsche Geistesbildung vor etwa sechzig Jahren ihren Aufschwung nahm, und besonders Weimar durch den Verein der reichsten Genien die größten Städte überstrahlte. In diesem Kreise, auf dessen Erzeugnissen der Stolz unsrer Nation beruht, und von dessen Schätzen die spätesten Geschlechter noch zehren werden, ist alles wichtig, was irgend einen Bezug auf jene Erzeugnisse, auf jene Geister hat, und was die Lebenszustände zu erhellen beiträgt. Wir müssen uns nur gewöhnen, bei jedem Einzelnen, das uns dargeboten wird, immer das Ganze im Auge zu haben, von dem jenes oft erst sein wahres Licht und seine Bedeutung empfängt. Wer es bei solchen Schriften, — wie die beiden Sammlungen Wieland'scher Briefe, die vertrauten Nachrichten über Herder, dann die Briefwechsel Goethe's mit Schiller und Zelter, die Merck'schen Briefsammlungen, die Knebel'schen Schriften, ferner die von Falk und Böttiger hinterlassenen Denkwürdigkeiten, die Eckermann'schen Gespräche, — nicht darauf anlegt, vermöge aller dieser

Hülfsmittel sich in das innerste Leben jener Zeit zu versetzen, wer nicht dahin gelangt, auf diese Weise für sich eine Art persönlichen Umgangs mit jenen Großen hervorzurufen, der hat eigentlich gar kein Recht, in diesen Sachen litterarisch mitzusprechen, der mag das Einzelne immerhin einzeln abschätzen, verwerfen oder gelten lassen, sein beschränktes Urtheil kann sich etwa gewaltsam aufblähen, wird aber dadurch nur um so mehr seine Leerheit zeigen.

Doch, um die gegenwärtige Sammlung, so wie die vorhergegangene, deren Fortsetzung sie ist, höchst werthvoll und dankenswürdig zu finden, bedarf es kaum eines so ausgesuchten Standpunktes; schon von dem gewöhnlichen, wo kein größerer Zusammenhang, sondern nur der vereinzelte Tagesreiz gilt, wird hier ein reicher und durchdringender Lebensgehalt anerkannt werden. Diese beiden Bände sind, nebst Eckermann's Gesprächen, die gediegensten Überlieferungen, bei denen schwerlich eine Klage Statt finden kann, daß Unbedeutendes darin sich ausbreite, und eine strengere Sichtung zu wünschen wäre. Hier ist schon durch den Mann, an welchen diese Bezüge sich knüpfen, von dem diese Wirkungen ausgehen, ein so gesunder Kern gegeben, daß er von allen Seiten nur die beste Nahrung an sich zieht. Für Merck, dessen Energie und Bedeutung uns Goethe so bezeichnend ausgedrückt, und dessen Lebensthätigkeit sich hier in ganzer Ausdehnung zeigt, schließt jeder, der mit ihm zu thun hat, das Frischeste und Kräftigste seines Innern auf, und wir sehen die Meisten derer, die an ihn schreiben, in ihrer vollesten Erscheinung, vorzüglich Wieland, und Goethe'n selbst, die Herzogin Amalia und den Her-

zog Karl August. Die Kenntniß der merkwürdigsten Menschen, der eigensten Zustände und Verhältnisse, eines Theils der Erwerbungskämpfe unsrer heutigen Besitzthümer, strömt uns aus diesen Quellen so reich wie aus wenig andern, und mit diesem ernsten Gewinn verbindet sich der einer durch Witz, Laune, Frische und Derbheit stets reizenden Unterhaltung.

Von Merck selber sind nur wenige Briefe vorhanden; wir dürfen indeß die Hoffnung hegen, daß in der Folge sich noch mehrere anreihen werden, so wie auch einige der überkräftigen Gedichte, die noch immer die Öffentlichkeit scheuen, aber für den günstigen Augenblick wohlverwahrt liegen. Die zahlreichsten Blätter sind von Wieland, der sich in besonders liebenswürdiger und freier Gestalt hier zeigt, wie er nicht immer zu finden ist. In größtem Werthe, den herrlich begabten Menschen und ächt berufenen Fürsten zeigend, erscheinen die Briefe des Herzogs; der Brief an Merck vom 17. Juni 1781 ist ein sprechendes Denkmal seines freien Geistes und großen Sinnes. Sechzehn Briefe von Goethe, die das volle Gepräge seines Genius haben, würden allein schon die ganze Sammlung tragen. Aber auch ohne den Beitrag seiner eignen Blätter, ist er durch die Art, wie er in denen der Andern lebt, die wahre Mitte der ganzen Sammlung. Er ist eine der seltnen, erhabenen Menschengestalten, auf welche die Natur und der Geist die Fülle ihrer Gaben ausgeschüttet haben, und in denen diese Gaben sich zu sittlicher Kraft vereinigen. Jemehr wir von ihm vernehmen, jemehr Zeugnisse von ihm offenbar werden, desto herrlicher steht er vor unsern Augen; er ist, wie der hellenische Glaube von den abge-

schiedenen Heroen meint, auch nach dem Tode in beständigem Wachsen. Möge man nur auch hier wieder nicht an dem Einzelnen hängen, nicht Theile und Theilchen eines großen langen Lebens in ihrer Absonderung festhalten und beurtheilen, sondern sie in ihrem Zusammenhange betrachten, wie sie einander ergänzen, fördern, vermitteln, und zuletzt ein Ganzes darstellen, das in dieser Macht und Schönheit uns auf Erden nicht oft begegnet! Dem reifen, weisen Alter entspricht eine frische, wallende Jugend, beide verbindet eine starke, maßvolle Manneszeit. Allein nicht bloß in der Aufeinanderfolge nehmen wir diese verschiedenen Erscheinungsarten wahr, wir finden sie auch gleichzeitig vereint, jede mit und in der andern, in gegenseitiger Durchdringung. Zwar seinem Alter hat man öfters das Feuer der Jugend absprechen wollen; aber das Herz, welches noch in spätester Zeit solche Empfindungen haben und ihnen solchen Ausdruck geben konnte, wie uns die „Trilogie der Leidenschaft" erblicken läßt, beschämt jeden Zweifel. Die vorliegenden Mittheilungen führen uns in Goethe's Jugend zurück, in die Zeiten zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre; und wie zeigt er sich hier, in seiner brausenden Kraft! wie milde zugleich und reif in seinem hinreißenden Lebensdrange!

Wieland ist es vorzüglich, dessen Zeugnisse wir zu vernehmen haben, Wieland, der schon ältere Freund, dem frühere Verletzungen in dem vollen Eindruck der Gegenwart völlig verschwunden sind. Lassen wir einige seiner Aussprüche hier gedrängt vorübergehen! Im Jahre 1776 schreibt er an Merck: „Unser Goethe hat sich der Welt durch seine Stelle wieder herrlich geoffenbaret.

Wie triumphirt mein Herz über jeden neuen Sieg, den er erhält, jede neue Provinz, die er erobert! Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? Bald merk' ich, daß es auch wohl mit daher kommen mag, weil ich, gegen ihn, am Ende doch nur ein schwacher Erdenkloß bin. Denn sagt nicht Plato, der Geliebte ist reich, und der Liebende arm? Und hat Plato nicht Recht? Laßt's gut sein! Mein Herz ist nun so, und genug, daß es mich glücklich macht." Und bald nachher heißt es abermals: „Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können." Noch aus demselben Jahre, also aus Goethe's siebenundzwanzigstem, ist folgende wichtige Stelle: „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu sein skandalisirt, und dem Diabolus Prise über sich gegeben. Aber schon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadelicher *σωφροσυνη* und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft sicherlich glauben und adversus quoscunque behaupten, daß die Kabale gegen Goethen und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat." Ferner: „Goethe ist lieb und brav und fest und männlich. Alles geht so gut es kann, und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Un-

recht." Dann, ein paar Monate darauf: „Goethe ist bald da bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein! — Wenn Goethens Idee Statt findet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt." Um einige Tage später: „Goethe ist immer der nämliche — immer wirksam uns Alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten — und selbst nur durch Theilnehmung glücklich, — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen." Im folgenden Jahre schreibt er gleichen Sinnes: „Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eignen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen was man will, ein trefflicher Mensch, und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles was man ausprengt, sind Lügen der Hofschranzen. — Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigirt alles, und jeder-man ist mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und niemanden schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehn?" — Folgende Stelle ist aus dem Jahre 1778: „Ich werde je länger je mehr überzeugt, daß Goethe den Herzog recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird. — Er ist und bleibt mir einer der herrlichsten und liebsten Menschen auf Gottes Erdboden, und damit Punktum." Sechs Jahre später

wird dies noch immer bestätigt: „Goethe schickt sich überaus gut — schreibt Wieland — in das was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzusichtlich an Seel und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem allen Kontenance hält, und den Gram gleich einem verborgnen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt." — Und in gleich ehrender Weise spricht auch der Herzog von ihm, rühmt seine Thätigkeit und Bravheit, und sagt, „mit Ehren könne man Goethe's Bild im Siegel führen, und wer dieses Petschaft mit demjenigen Respekt brauche, welchen es verdiene, werde gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken." Und so lebt und webt sein Geist, seine Anerkennung, sein Abglanz und Einfluß in allen diesen Blättern; alle verschiedensten Personen, die hier vorkommen, haben ihn zum Augenmerk, beziehen sich auf ihn, wollen seine Meinung, seine Zustimmung haben. Wir möchten dem Geschlechte elender Detraktoren, das unter mannigfach gleißender Hülle fortwuchert, und den kalten Selbstsüchtigen, die keiner Bewunderung, sondern nur des Neides und Zweifels fähig sind, und sich solchen schmählichen Gebrechens in ihrer Blindheit wohl gar als eines Vorzugs rühmen, wir möchten ihnen diesen Spiegel vorhalten, und sie fragen, was sie wohl hoffen, aus ihren Verhältnissen und Wirkungen einst diesen Zeugnissen an die Seite stellen zu können? —

Der Herausgeber hat sich durch die beiden Sammlungen, welche er an's Licht gefördert, ein wahres Verdienst um unsre Litteratur erworben, und dies auch be-

sonders darin bethätigt, daß er seine Arbeit mit Einsicht und Liebe, und daher auch mit Fleiß und Sorgfalt, wie sie heutiges Tages bei solchen Aufgaben nur selten bewiesen werden, durchgeführt hat. An Verständigung, an Nachweisungen, an Übersichten und Registern, die so sehr den Gebrauch erleichtern, hat er es nicht fehlen lassen. Seiner Vertheidigung des wackern und in aller Herbheit des Geistes gemüthvollen und hochsinnigen Merck gegen allerlei Mißurtheile, zu denen einseitige und zerstückelte Nachrichten so leicht verleiten, werden die ächten Menschenkundigen, deren Scharfsinn vorzugsweise auf das Gute und Ganze gerichtet ist, gern beistimmen. —

Europa und der Orient. Von Friedrich Ludwig Lindner. Stuttgart, 1839.

Schriftstellerisches Talent im politischen Gebiet ist uns Deutschen sparsam ausgetheilt, oder, wenn dasselbe nicht fehlt, so fehlt ihm doch meistens die Gelegenheit, sich in seiner vollen Entwicklung zu zeigen. Leibnitz, in früherer Zeit, ist ein hohes Beispiel der letztern Art, nur war sein Werth und Verdienst grade in dieser Richtung durch den Undank und Stumpfsinn der Nation fast ganz in Dunkel und Vergessenheit gesunken, und erst in unsern Tagen, durch den glücklichen Eifer des Dr. Guhrauer, sind die politischen Denkschriften an das Licht gezogen worden, welche durch Inhalt wie durch Darstel-

lung und Sprache für ihre Zeit, und noch heute in vielem Betracht, auf höchster Stufe stehen. In unsern Tagen hat fast der einzige Gentz, durch besondere Gunst des Geschickes, welches seinen Fähigkeiten die entsprechenden Aufgaben nicht fehlen ließ, als politischer Schriftsteller seine volle Blüthe erreicht und ist in politischer Beredsamkeit ein unübertroffenes Muster geworden; aber auch ihm drohte schon die Vergessenheit des Undanks und der noch größeren Unkunde — wenigstens in der deutschen Litteratur — und wir haben daher die zu seinem würdigen Denkmal von Dr. Schlesier gesammelten Schriften doppelt willkommen zu heißen. Gewiß können wir noch manche, und zum Theil berühmte Namen aufzählen, welchen wir für das politische Gebiet schriftstellerisches Talent in hohem Grade zusprechen müssen, wir erinnern an Liebenstein, an den trefflichen, mit Blick und Ausdruck reichbegabten Ölsner, ferner an Görres, Rotteck, Gans, Wangenheim, Hegewisch; — aber dürfen wir von irgend einem dieser Talente sagen, daß sie zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte, zur wahren Darstellung ihres Inhaltes gelangt sind? —

Diese Frage müssen wir auch für den Autor verneinen, der, nach langem Schweigen, durch vorliegende Schrift wieder auf dem politischen Gebiet erscheint, wo wir ihn, was Fähigkeit und Begabung betrifft, ganz unzweifelhaft in den ersten Rang zu stellen haben. Lindner hat in früherer Behandlung mannigfacher politischen Gegenstände, unter den mißlichsten Bedingungen und in den schwierigsten Formen, die kunstreichste Geschicklichkeit bewiesen, besonders wird seine Selbstvertheidigung gegen diplomatische Verunglimpfung — in seinen „Ge-

heimen Papieren" — immer als ein Meisterstück gelten müssen. Allein der Boden, wo sein Talent zu voller Reife und Ausbreitung hätte gelangen können, ist ihm nicht dargeboten worden, zu einer Stellung und Wirksamkeit, wie Gentz in seiner Art sie erlangt, hat Lindnern seine Richtung nicht zu führen vermocht; er muß sich damit trösten, in einem Gebiete, dem die nationale Beschaffenheit den Raum von jeher eng beschränkt hat, noch so merkwürdige und bedeutende Möglichkeiten dargethan zu haben.

Die Ungunst unsrer deutschen Verhältnisse für politische Schriftstellerei wollen wir nicht gradezu als ein Übel anklagen; gewiß hängen mit diesem, in manchen Augenblicken allerdings empfindlichen und sogar demüthigenden Mangel entschiedene Vortheile zusammen, deren wir stillschweigend genießen, und die wir, sollten sie uns entrissen werden, doch noch weniger missen möchten, als manchen Vorzug, den wir den Andern jetzt beneiden. Aber als Thatsache müssen wir jene Ungunst eingestehen, und indem wir sie klar in's Auge fassen, wird unser Urtheil über viele Gegenstände sich billig mäßigen, und von falschen Forderungen und Versuchen ablenken, insofern die Einsicht in einen Mangel schon als der Beginn des Ersatzes dafür zu betrachten ist.

Auch die vorliegende Schrift giebt mittelbar von diesem Zustande der Dinge Zeugniß. Denn, wiewohl an deutschen Stoffen der politischen Erörterung kein Mangel ist, und ein Mann wie Lindner gewiß dabei manches mitzusprechen versucht sein müßte, so ist es vielmehr der entlegenste, für Deutschland fremdeste Gegenstand, auf den er sich wirft, die sogenannte orientalische Frage,

bei welcher bis jetzt am stärksten von Seiten Rußlands und Englands eine Betheiligung hervortritt, und selbst hier nimmt er nicht aus deutschem Standpunkt und eigner Ansicht das Wort, sondern schickt die Schrift eines Franzosen voran, um ihr die Bemerkungen anzuschließen, zu denen sie Gelegenheit giebt, und auch diese Bemerkungen giebt er in der möglichst unverfänglichen und neutralen Form, in der eines Gesprächs, wo die Meinungen gegen einander hin und her schwanken, und die eigne des Autors nur noch mit feinem Geiste, nicht aber mit groben Händen zu greifen ist. Entlegnen Stoff wählte auch Gentz bisweilen, wo der nahe zu schwierig dünkte, und so haben wir von ihm kein Werk über die Auflösung des deutschen Reiches oder die Stiftung des Rheinbundes, wohl aber eines über den Krieg zwischen Spanien und England; in der Hauptsache machte dieß aber wenig Unterschied, immer war es das Unrechtmäßige und Gewaltsame der französischen Staatsführung, was er bestritt, und das eine wie das andere Beispiel konnte diesem Zwecke dienen. Der Deutsche wird auch dießmal, der Unergiebigkeit müde, welche mit der öffentlichen Besprechung seiner nächsten Anliegen zur Zeit noch verbunden ist, dem gewandten Darsteller gern zur Betrachtung der entferntern Weltfrage folgen, wohl wissend, daß zuletzt doch keine solche entschieden wird, ohne daß Deutschland einen Rückstoß davon empfindet. Was aber die Vermittlung der Ansichten durch die Gesprächsform betrifft, so kann der Leser nur dankbar dafür sein, daß dem Gegenstande der Reiz und die Haltung solcher höheren Kunst gewidmet worden.

Bei dem Aufsatze von Armand Lefebvre, „Frank-

reichs Politik in Bezug auf die Angelegenheiten des Orients" betitelt, dürfen wir uns nicht lange aufhalten. Lindner hat ihn aus der Revue des deux Mondes frei übersetzt, einer Zeitschrift, welcher man beimißt, öfters den Sinn des französischen Ministeriums auszusprechen. Der Standpunkt eines Franzosen ist hier ganz nach der alten Schule festgehalten, und noch ziemlich derselbe, wie zu Ludwigs des Vierzehnten und wie zu Napoleon's Zeiten. Der Nationaleitelkeit dünken alle Ansprüche gerecht, alle Einrichtungen zulässig, bei welchen sie sich befriedigt fühlt. Vom wirklichen Rechte ist dabei nicht die Rede, ja selbst nicht von der tieferen politischen Zuständigkeit und dem wahren Besten des eignen Landes, deren reife Erwägung vielleicht oft als verwerflich zeigte, was jener Eitelkeit schmeichelt. Selbstsüchtig darf jede Politik sein, innerhalb gegebner Gränzen muß sie es sogar; wir werden es daher auch dem Franzosen nicht verdenken, ausschließlich den Vortheil Frankreichs im Auge zu haben; dem Engländer gestehen wir dieses Recht schon immer zu, und er übt es mit trockner Derbheit und schneidender Schärfe von jeher gelassen aus; bei dem Franzosen aber stellen sich neben den wirklichen Interessen auch hohle Phrasen voran, und diese machen das politische Raisonnement eines Pradt, Chateaubriand, und Andrer dieser Art, oft so widerlich. Wir finden dieses Gebrechen auch bei Hrn. Armand Lefebvre, und weniger sind es die offnen Erklärungen, daß Frankreich das linke Rheinufer wieder haben müsse, die uns verletzen, als vielmehr die herkömmliche Ziererei mit Gesinnungen und Fürsorgen, die das Wohl der Menschheit und die allgemeine Bildung zu vertreten sich anmaßen.

An solcher Ausschmückung leidet auch unsre Schrift keinen Mangel, der eigentlich politische Inhalt aberd reht sich in einem schon bekannten Kreise verschiedenartiger Annahmen, denen keine neue Seite abgewonnen ist, und wenn hier die französische wirkliche Politik zum Theil mitausgedrückt worden, so müssen wir gestehen, diese in ihren Anlagen nicht für sonderlich neu noch eigen und tief halten zu können. Der Inbegriff derselben heißt: Wir wollen uns mit derjenigen Macht verbinden und derjenigen Macht allenfalls dienen, welche uns den meisten Länderzuwachs verspricht. Daß hierbei die Möglichkeit einer Verbindung Frankreichs mit Rußland angenommen wird, ist auch keine große Kühnheit, sondern geschieht auf altem betretnen Wege, wobei nur die Widersprüche, in welche jener Weg jetzt mehr als sonst unvermeidlich führen muß, übersehen oder leichthin beseitigt werden.

Ernster und wichtiger ist für uns das Lindner'sche Gespräch, welches auch den größeren Theil der Schrift ausmacht. Er führt einen Deutschen Willibald und einen Nordamerikaner Wilson redend ein, und hat den Stoff in beide Rollen so glücklich und fein vertheilt, daß jede Meinung, wie dieß der dialogischen Dichtung geziemt, ihre volle Gebühr und Vertretung findet, keine Seite absichtlich verkürzt oder verdunkelt wird, und bei dieser unpartheiischen Gerechtigkeit des Autors bisweilen schwer zu errathen sein mag, auf welche Seite er persönlich hinneigt. Es darf uns daher nicht befremden, bisweilen auch dem Amerikaner in den Mund gelegt zu finden, was eigentlich unserm Landsmanne näher zu stehen scheint; die Reinheit und Bildung des Ausdrucks können bei dieser Verlegung nur gewonnen haben.

Der Verfasser wünscht, daß sein Gespräch nicht aus einzelnen Sätzen, sondern nach seinem Zusammenhange beurtheilt werden möge, denn Einheit und Verbindung der besprochenen Gegenstände seien in der Tiefe wohl vorhanden, wenn auch nicht immer auf der Oberfläche offenbar und leicht aufzufinden. Wir glauben in der That nicht, daß es leicht sei, die eigne Ansicht des Verfassers aus dem Vorliegenden in wenige gedrängte Sätze zusammenzufassen; er hat aber wohlgethan, statt der schließlichen Ausbeute, uns die ganze Fülle politischer Thatsachen, Einsichten, Bemerkungen und Verknüpfungen zu geben; denn alle diese Vorstellungen auch nur in Bewegung gesetzt zu haben, ist schon Gewinn, und diesen mag jeder Leser nach Bedürfniß und Kräften sehr verschieden herausziehen. Wer keinen Ertrag findet, der mag sich nur selber die Schuld beimessen, denn hier ist wahrlich der ganze Kursus heutiger Staatsanliegen auf geistreiche Weise durchgemacht!

Den Tagespartheien ist Lindner von jeher fremd gewesen; er hat sich nie an bodenlosen Luftgebilden erfreut, nie revolutionaire, blind oppositionelle Richtungen befolgt, nie um erdichteter Interessen willen die wirklichen außer Acht gelassen; ihm war die Politik nie ein Gemisch von Abstraktionen, sondern das Ineinanderwirken leibhaftigen Lebens, seinen Erörterungen lagen Länder- und Volksgestalten, vorhandene Staatsgebilde stets zum Grunde. Seine konservative Gesinnung, früher auf süddeutsche Interessen fast gewaltsam beschränkt, zeigte sich als allgemein deutsche bei Gelegenheit des preußischen Zollvereins, den er durch eine auch an höchsten Orten mit Beifall aufgenommene Schrift in helles Licht setzte.

Die konservative Richtung ist auch in diesem Gespräch vorherrschend; vom Bestehenden wird überall ausgegangen, die Rechte und Interessen der Staaten werden in ihrer Wesenheit aufgefaßt; den Zusammenhang so großer Beziehungen, die sich in einer Staatsregierung vereinigt finden, will er nicht kleinlich angesehen wissen. Freisinnig, dem Entwicklungsgange der heutigen Welt angehörig, ein Freund repräsentativer Verfassung, mißt er doch keineswegs die Staaten nach äußern Formen, deren Zweck er auch durch andre Mittel erreichbar sieht. Und so geschieht es denn, daß wir unsern Autor, dem man bisher dergleichen nicht zugetraut, aufrichtig und ernstlich auf der Seite derjenigen Regierungen finden, die, wie Österreich und Rußland, dem zeitgeistigen Freisinn wenig Zuneigung einflößen konnten.

Diesmal ist es doch vorzugsweise Rußland, dessen Verhältnisse und Ansprüche mit billigem Eingehen gewürdigt werden. Die Aufgaben, welche diesem Reiche gestellt sind, den Gang, welchen dasselbe in seiner Entwicklung befolgt, die neuen Betheiligungen, die ihm unvermeidlich zuwachsen, betrachtet unser Autor mit freiem Überblick, und hält sich, anstatt an kleinliche Zufälligkeiten, an die großen wesentlichen Züge. Das Bild, das sich hiernach sowohl von dem innern Geiste Rußlands als auch insbesondre von dem Geiste seiner Politik ergiebt, ist sehr vortheilhaft, und die Thatsachen, auf die es gegründet wird, lassen sich nicht in Abrede stellen.

Unser Autor theilt nicht die allgemeine Besorgniß wegen der zunehmenden Übermacht Rußlands, er sieht besonders in der Ausdehnung nach Süden nicht die große Gefahr; ja er möchte die Absichten dorthin, welche man

dem russischen Kabinet seit langer Zeit immerfort beimißt, gar nicht vorhanden glauben. Der Verfall des türkischen Reiches, meint er, werde allerdings neue Einschreitung herbeinöthigen, allein diese könne mit den Interessen andrer Mächte in Einklang gebracht werden, die orientalische Frage lasse eine friedliche Lösung zu. Es werden Vorschläge gemacht, die Interessen der Politik in neuen organischen Bildungen gegen einander auszugleichen.

Die Sprache unsres Autors würde Verdacht erregen, und wir in seinem Amerikaner fast einen russischen Wortführer vor uns zu haben glauben, zeigte sich nicht sonst in jeder Weise eine völlige Unabhängigkeit. Von den wahren Forderungen unsrer Zeit läßt er keine fallen, sie sind alle wach und rege bei ihm. Die wunden Zustände, an welchen Europa leidet, berührt er insgesammt mit wenn auch nur flüchtiger, doch scharfer Andeutung. Das Wort über die Kölner Sache ist durchaus treffend. Unerwartet ist die Wendung, mit der die Sache Hannovers erwähnt wird, nur scheint dabei das Thatsächliche doch irrig aufgefaßt. Manches andre Geistige, fast unscheinbar eingestreut, erhebt die Färbung des Ganzen; z. B. daß das Geheimniß der Politik — in der Richtung wohin die Natur der Dinge strebt, den Ereignissen nachzuhelfen — nicht eins mit dem Geheimniß der Diplomatie sei, sondern oft nur eines für sie! —

Können wir in Betreff der Hauptsache, die hier verhandelt worden, dem Verfasser großentheils zustimmen, und uns auf dieselbe Seite stellen, welche er — nicht aus persönlicher Lust, sondern aus triftigen Sachgründen — gewählt, so müssen wir doch bemerken, daß unsres Bedünkens die sogenannte orientalische Frage im ge-

genwärtigen Augenblicke mit einem für ihre Wichtigkeit, und besonders für ihre Dringlichkeit, ganz unverhältnißmäßigen Lärm besprochen wird. Der für Europa zunächst wichtige Theil der Frage ist bereits thatsächlich in voller Entscheidung begriffen, und es hilft nichts, dies abzuläugnen. Die Vollendung wird von den Umständen abhängen, und es scheint nicht, daß irgend eine Staatsklugheit diese zu beherrschen im Stande sei. Der Augenblick, wo Konstantinopel vollends aufhören wird türkisch zu sein, dürfte auch gar keinen so auffallenden Abschnitt in den allgemeinen Verhältnissen bilden, als man uns glauben machen will. Die Interessen, welche man am wesentlichsten dabei gefährdet meint, werden vielleicht am wenigsten durch die Veränderung gestört, wohl gar in der Folge sich gefördert finden. Auch können wir die hastige Besorgniß, welche in der türkischen Frage sogleich die ostindische mitbegriffen sehen will, ganz und gar nicht theilen. Die Unruhe dieserhalb scheint mehr im Publikum, als in den Kabinetten selbst; und grade die Aufmerksamkeit, welche diese letztern dem Gegenstande unläugbar widmen, vermindert durch Klarheit der Einsicht die Spannung. In England, wo die Staatsverwaltung jede, auch die grundlose Volksmeinung bis zu einem gewissen Grade berücksichtigen muß, wird das Kabinet die orientalische Frage nicht leicht nehmen dürfen, aber die Erörterung grade, welche im brittischen Parlamente gründlich zu erwarten steht, wird den ganzen Gegenstand, wenn wir abrechnen was er den Widersachern der Verwaltung, zum möglichen Vorwurfe gegen diese, gelten soll, in minderem Gewichte zeigen, und keinesfalls einen so dringenden, große Entscheidungen unmittelbar drohenden Werth,

wie dies in öffentlichen Blättern geschieht, damit verknüpfen lassen.

Doch wir halten hier inne, da es unsres Ortes nicht ist, über die politischen Interessen selber abzusprechen, sondern wir, unsern Verhältnissen gemäß, uns gern bescheiden, nur darüber zu urtheilen, wie solche litterarisch behandelt worden, in welchem Betracht wir denn die vorliegende Schrift wegen ihrer maßvollen Haltung, ihres durchaus guten Tons, und ihrer feinen Darstellung nur zu rühmen haben.

Als die Bildsäulen der Generale von Scharnhorst und Grafen Bülow von Dennewitz errichtet wurden. Ode. Berlin, 1822. 4.

Den Bildsäulen der Generale Scharnhorst und Bülow — beide durch Entwurf und That hellglänzend in den Reihen preußischer Helden — war der Jahrestag von Bellealliance zum Weihfeste beschieden. Besser als jede angeordnete Ceremonie, als jede vorbereitete Rede es vermocht hätte, sprach die einfache Thatsache dieses Gedächtnißtages den bedeutungsvollen Inhalt des Vorgangs aus, und die am frühen Morgen enthüllten, weißglänzenden, marmornen Standbilder, an diesem Tage, an solcher Stelle und mit diesen Attributen, führten ihr eigenes Wort ohne Predigt und Feierlichkeit. Außerordentlich bezeigte sich der Antheil des Publikums, in allen Klassen schien das Gefühl belebt, daß hier mehr als

eitler Prunk und willkürliches Spiel, daß hier der Ernst und die Kraft einer Nationalsache walte, die jeden Preußen, ja jeden Deutschen angehn dürfe. Aus den Gruppen des Volks und der Soldaten, welche besonders in den ersten Tagen den Platz erfüllten, gingen bei dieser Gelegenheit Urtheile und Bemerkungen hervor, die gesammelt ein originelles Gemählde der im Volke lebenden Bildungsstoffe und Meinungsrichtungen liefern würden. Nicht minder lebhaft äußerte sich die Theilnahme im höheren Geisteskreise, den edleren Eindrücken der Kunst und des vaterländischen Gegenstandes zwiefach eröffnet. Die Dichtkunst versäumte solch willkommenen Anlaß nicht. Vor Allen war der vaterländische Dichter der herrlichen Kriegsgesänge, deren Heldenstimme einst mit kühnem Muth unter größten Gefahren rastlos zum Kampfe rief, und dann mit Siegesfreude alle Schlachten, alle Gefechte verherrlichend begleitet, vor Allen war dieser berufen, ein Ereigniß zu feiern, welches den Inhalt seiner Gesänge so lebhaft aufregt, und diese selbst wetteifernd wecken muß. Der Geheime Staatsrath von Stägemann ist auch diesmal seinem Rufe gefolgt, und hat dem Anlaß eine Ode gewidmet, die in jedem Betracht selbst eine merkwürdige Erscheinung der Zeit ist. Die Gedankenfülle, die Kühnheit und Eigenheit der Bilder, das Feuer der Gesinnung, welche die Lieder dieses Tyrtäischen Dichters auszeichnen, sind längst gewürdigt und anerkannt. Aber damit ist es noch nicht genug, ein Dichter solcher Art muß nicht nur mit stets frischer Poesie, sondern auch mit stets frischem Muth erscheinen, und dieser ist's, der auch vor allen diese Zeilen wieder beseelt! Da das Gedicht zwar gedruckt, aber nur in wenigen Abdrücken als

Manuscript für Freunde ausgetheilt worden, und nicht in's Publikum gekommen ist, so versprechen wir uns Dank bei diesem, wenn wir eine ausführlichere Nachricht davon hier mittheilen.

Das Gedicht ist den beiden Staatsministern von Beyme und von Boyen zugeeignet; edle, gefeierte Namen, die sogleich in das Gebiet des Verdienstes und der Vaterlandsliebe versetzen, und den Kreis der Gesinnung bezeichnen, innerhalb deren das Ganze verweilen will.

Wie man aus tiefen Schachten und Brunnen heraufblickend auch am Tage die Sterne wahrnimmt, die sonst nur die Nacht erblicken läßt, so erhebt der Dichter aus der Tiefe des Geistes sein Auge in das Reich hoher Ahndungen, und forscht in Sternenschrift, von andern minder aus der Tiefe Blickenden unwahrgenommen, die Zukunft der Völker, zunächst des Vaterlandes,

Str. 3.

Der Brennenheimath auch, ein arkadisches
Stillleben nicht, kein blühender Myrthenhain,
Ach, eine Landschaft, Ungewitters
Voll und der Schlachten mit Sturm und Schiffbruch!

Der Blick in die Zukunft aber, wenn er nicht im Gestaltlosen schweifen soll, muß die Gebilde der Gegenwart hinübertragen; indem er nun diese erfaßt, durchdringt ihn die Fülle großer Hoffnungen mit tiefer Rührung, die Schätze der Empfindung, die Pracht der Blüthen und den Segen der Früchte in gleichem Bilde vereinend;

Str. 5.

Dann hängt das Aug' in schimmernden Tropfen, nennt
Sie Thränen, nennt sie Perlen verschloßner Brust,
An jedem Zweig des Knospenmonats,
Jedem verheißenden Halm Demeters.

Aber selbst der Seher wird hier ungewiß. Wo bricht die neue Knospe auf, wo ist die frische Saat ausgestreut? fragt er. Keine Gewähr ist hierüber dem Sterblichen gegönnt. Die sorgliche Bekümmerniß möglichen Mangels wird jedoch gemäßigt durch den Blick auf den Reichthum der Garben, die aus der Ärnte großer Vergangenheit überschwänglich in die Zukunft reichen. Das Land ist gesichert, denn

Str. 8.

Wer wagt die Faust, Pechfackeln entzündend, wer
An Friedrichs Thron? Gränzhüter, in Fels gehaun,
Entsteigt ein Heldenpaar dem Schatten=
Thal in der Ehren verherrlicht Weichbild.

Diese rasche Wendung hat uns zur Sache des Tages geführt. Die beiden Feldherren, von denen heute die Rede ist, werden in ihrer Eigenthümlichkeit geschildert. Zuerst Scharnhorst, dessen Verdienst hauptsächlich den Entwurf betrifft, dann Bülow, vom Glücke in entscheidender Ausführung begünstigt.

Str. 9—11.

Als Preußens Aar von Galliens Geier — itzt
Nur fabelhaft — verwundet in Hasses Kampf,
Die Schwingen mühsam jüngst zum Abend=
Strahle des sinkenden Ruhms emporhob:

Da blickte Scharnhorst heiter zu Sternen auf,
Da sann er früh Kriegsmärsche zu Waffentanz,
Den Morgenstrahl willkommen heißend,
Als er die brennenden Augen aufschlug:

Da zuckten fern erst, aber doch Flamme schon,
Durch still Gemüth die Träume der Geisterwelt.
Das war ein heftig Wetterleuchten
Deiner sich nahenden Donner, Bülow!

Doch die Helden auch bedürfen leitender Ordnung, die höhere Macht gesetzlichen Ansehns muß ihren Beruf weihen.

Str. 12.

Da schlug der König stark an den Brennenschild,
An seiner Jugend kriegerisch Heldenherz.
Sie kam, sie sah den Feind, sie warf ihm
Siege zu Füßen, zerpflückten Lorbeer.

Wie damals zum Streite, so ruft der König jetzt sein jugendliches Volk zum Dankgebete, mit dem er die Denkbilder des Heldenthums errichtet, als Edelahnen künftiger, doch schwerlich größerer, Thaten. Denn Kriegswesen blühte auch früher in Preußen, zahlreich sind seine Heere und Feldherren auf der Bahn unsterblichen Ruhmes vorangegangen; diesmal aber wurde Volksbewaffnung alles künftigen Kriegessturmes Vorbild. Hier, in diesen neu aufgerichteten Bildern, ist ihr Entstehn, ihre Anwendung, ihr Sieg verherrlicht. Diese Betrachtung scheint der Dichter im Sinne zu haben, wenn er plötzlich ausruft:

Str. 16.

Hier sei der Landwehr Bundesaltar! allhier,
Im Sternenlicht vollendeter Brüder, hier,
Jedwedem Erbfeind unversöhnlich,
Schwöre sie Kampf bis zum letzten Pulsschlag.

Die Landwehr giebt das einleuchtendste Bild gerechten und nothwendigen Kampfes, darum wird sie besonders genannt; ihre Antriebe werden aufgezählt, sie sind nur edler Art; die Stürme der Geschichte haben mit andrer Schmach und Rohheit endlich auch die Unwürde des Kriegers hinweggetilgt; der Kampf der Landwehr ist

Str. 17.

Des Glaubens Kampf, der Ehre, der Treue, nicht
um Knechtes Brosam, welchen ein Wolkenbruch
Des Erdenschicksals neben Foltern,
Mönchen und Heulen des Wolfs zurückließ.

Allein was trübt plötzlich das Auge des Dichters, welches dunkle Bild ungewisser Ereignisse schwebt ihm vor?

Str. 18.

Nicht immer schmückt die Krone des Irdischen
Das schöne Ziel der heiligen Märtyrer;
Nicht jederzeit grünt aus vergoßnem
Blute der Tapfern die Saat der Freiheit.

Selbst ein so edler Kampf, wie der bezeichnete, kann traurig ausgehn, und seine Helden ohne Denkmal ersterben lassen.

Str. 19.

Ein dunkler Geist, voll Sturmes die Flügel, weht
Den dürren Meersand über den Rasen auch,
Wo Helden ruhn, und ihres Lorbeers
Spitzen begräbt die erstorbne Wildniß.

Schon hat sich des Dichters Blick von der frohen Betrachtung des siegprangenden Vaterlandes erweitert zum Überschauen andrer Volksgeschicke, naher und ferner; die Geschichte zeigt die Unvollendung der evangelischen Glaubensreinigung, und so vielleicht auch jetzt wieder bereitet sie den Sieg der Barbarei über versuchten edleren Aufschwung!

Str. 20.

Viel Weltgerichte warnen, der Heldenzeit
Geschlechte viel, der untergegangenen.
Das Schwert zerschlug den Kelch; des Lebens
Fackeln erstickten im Rauche Böheims.

Der Mensch vermag die Rathschlüsse des Himmels nicht zu durchforschen; er wandelt hienieden im Dunkel.

Str. 21.

Dort, sonnenjenseit, waltet der Tag, nur dort,
Allwo des Lichts lebendige Quelle strömt.
Die Zeit, des Todes ungeheurer
Schatten, verfinstert die Bahnen diesseit.

Selbst in diesem Dunkel aber ist er nicht ganz verlassen, ihm bleiben Zuflucht und Trost im Heiligthume des Innern.

Str. 22.

Doch wehen diesseit kühlende Palmen auch,
Wohin der Strahl des Tages die siegenden
Genossen sendet, tapfre Streiter,
Licht der Gedanken, der Herzen Inbrunst.

In dieser Richtung, zu diesem Ziele, findet der Dichter sogleich sich als Preuße wieder, und als solcher mit freudiger Zuversicht jedem Zweifel enthoben. Er ist der letzten Siegeskämpfe, aus denen zwei Helden ihm hier vor Augen, wieder eingedenk.

Str. 23.

Zum Licht' empor! Dies Banner entschied, als wir
Die Felsenburg des Glücklichen stürmten, der
Nachtwandelnd jüngst des Augenblickes
Winken gebot und der Macht des Zufalls.

Wie in der zunächst vergangenen Weltwendung, so auch in der nächstkünftigen sieht er diesem Zeichen vertrauend Preußens Geschick in allen Verwickelungen glorreich bewahrt.

Str. 24.

Das Banner Friedrichs, Brennen, geleitet euch,
Wenn einst die stummgeborne Verkünderin
Der Schrecken, einst gewitterschwüle
Stille, den Athem in Blitzen aushaucht:

Solcher heimsuchenden Welterschütterung müssen die Völker auch ja fernerhin gewärtig sein,

Str. 25.

Wenn einst der Blutschuld Richter den Arm erhebt,
Den Brudermord zu strafen, zu welchem jetzt
Der Menschenwitz, der keinen Gott glaubt,
Feigen Barbaren den Stahl geschärft hat.

Dies bedarf hier keiner weiteren Deutung. Der Blick des Dichters liest aus der Tiefe des Geistes hervor in der Sternenschrift die Schickungen der Völker. —

Diese erläuternde Nachweisung des Ganges, den der Dichter in seiner lyrischen Betrachtungsweise genommen, wünscht nur den Genuß eines Gedichtes allgemeiner zu machen, welches im Schwunge erhabenen Ausdrucks die großartigste Gesinnung darlegt, an deren vaterländischer Flamme jede höhere Angelegenheit der Menschheit sich entzündet. Solcher Geist, solche Gesinnung mögen unsrer Heimath nie erlöschen!

Pierre Schlémihl. Paris, chez Ladvocat. 1822.

(Kurze Zeit vor seinem Tode besuchte mich Chamisso, und da die Rede auf sein allerliebstes Mährchen kam, fragte er fast klagend, warum ich ein ehmals darüber von mir gesagtes Wort aus meiner Sammlung kritischer Aufsätze weggelassen? Ich hatte das Blatt nicht mehr gehabt; er sandte es mir, und gemäß dem Wunsche des theuren, zu früh geschiedenen Freundes sei dasselbe hier nun zu seinem Andenken eingereiht.)

Herrn Peter Schlemihl kennen wir Alle; sein entsetzliches Unglück, die grausame Folge eines allzu schnellen Handels, hat unser Aller innigste Theilnahme erweckt. Wer bei uns hat ihn auf seinen Wanderungen nicht mitleidsvoll in seinem Jammer gesehn, den armen Schattenlosen, dem das Tageslicht Verderben ist, und nur die Dämmerung, die Nacht einigen Schutz gewährt? Der Mangel eines unwesentlichen Guts — so schien es — eines Undings, kaum der Rede werth, gleichgültig und unbeachtet bei Tausenden, die es besitzen, brachte ihn zu diesem grenzenlosen Elend! Ja gewiß, dieser ist das Urbild aller Schlemihle, und ihm gebührt die Ehre, seinen Namen auf alle Schicksals-Genossen solcher Art zu vererben! Ihm hilft nicht, was er so überschwenglich voraus hat, nicht sein guter Wille, nicht seine wohlthätigen Handlungen, seine schönen Eigenschaften aller Art, sein unermeßlicher Reichthum, seine noch gerettete Seele, nichts vermag ihm zu helfen, denn der Unglückliche hat keinen Schatten! Wie so gerade ihm dieser zu seinem Glücke nöthig sein mußte? — ach! wer die Geschichte gelesen hat, wird so nicht fragen! Wäre der Zusammenhang aller Geschicke uns sichtbar, wäre ihre Nothwendigkeit begreiflich, wie viel geringer würde die Last, die wir in ihnen tragen! Das Unbegreifliche der Verknüpfungen, das Unvermuthete der Wirkungen, das erst begründet recht unser Unglück, und Schlemihl wäre minder zu beklagen, wenn sein Leid erklärlicher erschiene. Ein unbewachter Augenblick raubt ihm, was ein ganzes Leben voll angestrengter Sorge ihm nicht ersetzen kann! — Dieser Schlemihl, in Deutschland geboren und aufgewachsen, umher getrieben gleich seinem Vetter, dem ewig wandernden

Ahasverus, versucht sich nunmehr auch in Frankreich; ein bedenklicher Boden für ihn, wo er einer guten Aufnahme keinesweges so sicher ist, wie bei uns! Man wird nicht glauben wollen, daß er ohne versteckte Absicht, daß er ein harmlos Reisender sei! — Wirklich geberden die Franzosen sich gar seltsam bei dieser Erscheinung; am meisten setzt es sie in Wunder und Unruhe, daß der Verfasser des Büchleins selbst ein Franzose ist, ein Franzose, der, als deutscher Schriftsteller auftretend, in Deutschland vollen Beifall geerntet, und nun seinen eigentlichen Landsleuten erst in Übersetzung bekannt wird. Sie wissen nicht recht, was sie dazu sagen sollen, und betrachten die Sache von hüben und von drüben. Sie können die Gattung noch nicht bestimmen, zu der das Werkchen gehört, und sehen darin für's erste bloß die allgemeine Wunderlichkeit der deutschen Litteratur, die sich wiederum so leicht nicht bestimmen lassen will. Dem Einfalle selbst, der dem Ganzen zum Grunde liegt, wollen sie gern zugestehen, daß er einer der seltsamsten und außerordentlichsten sei, der jemals von menschlicher Einbildungskraft erfaßt worden. Am glücklichsten ist noch der Ausspruch gerathen, welcher die Erzählung als ein angenehmes Mährchen für Kinder eines jeden Alters bezeichnet, und ihre Bedeutung nur in der Einfalt des Vortrags und in dem Reize der mährchenhaften Natur-Anschaulichkeit suchen heißt. Andere aber urtheilen anders, bringen ihre Parthei-Ansicht gleich mit, sprechen frischweg nach dem Anschein, machen sich aus ein Paar Schnitzern kein Gewissen, und haben die Freude, daß ihnen deutsche Blätter getrost nachschwatzen! — Dieses Dichtungsgebiet, wo die Willkühr des Mährchenhaften in ihrem Eigensinn eine neue

Natur-Nothwendigkeit hervor zaubert, und dem Spiele wissenschaftlicher Forschung und metaphysischen Tiefsinns gleichsam eine neue Fabellehre schafft, ist allerdings den Franzosen ziemlich fremd geblieben. Das Beste, was sie in dieser Art besitzen, gehört ihnen nur halb, oder ist nicht ausgearbeitet genug; „der verliebte Teufel", von Cazotte, ist offenbar dem Spanischen nachgebildet; „das Krokodill", von Saint-Martin, eine der seltsamsten und wildesten Schöpfungen dieses hochfliegenden Geistes, ist nur ein unförmlicher Entwurf; beide lassen mit dem Schlemihl keine Vergleichung zu. Aber auch im Deutschen ist des Verfehlten in dieser Art mehr als des Gelungenen; neben Novalis und Tieck ist wenig zu nennen, Hoffmann aber hat die Sache eigentlich recht verdorben, indem er, statt das Willkürliche sinnreich zu behandeln, sich unwillkürlich oft in's Absurde verliert. Der Schlemihl bleibt ein ziemlich allein stehendes Kleinod. — Unser Freund, Dr. Adelbert von Chamisso, hat es diesem Büchlein, das bekanntlich hier in der Mark und in gutem Deutsch geschrieben worden, nicht an örtlichen und persönlichen Lebensbeziehungen fehlen lassen, er hat Wahrheit darin verarbeitet; die Personen, die hier vorkommen, haben wir zum Theil gekannt; in den Schilderungen entdecken sich täglich neue Züge und Winke, die auf das wirkliche Leben anspielen; die Reise um die Welt, die er selber nachher gemacht, die naturwissenschaftliche Thätigkeit, der er sich gewidmet, alles findet sich im Schlemihl angedeutet und vorbereitet; das Büchlein ist insofern zugleich historisch und prophetisch, rückwärts und vorwärts gekehrt, und große Schätze mögen im Laufe der Zeiten sich noch darin enthüllen. Wir selbst haben vieles darin

gefunden, was wir bei anderer Gelegenheit einmal mitzutheilen gedenken, über Schatten und Licht, über den Teufel und seine Bemühungen, über Gemüthsarten und Sinnesweisen, über die öffentliche Meinung, über den Weltlauf, besonders auch über Geld und Geldeswerth, über die zweckmäßige Einrichtung eines Schlemihliums, und was solcher wichtigen Materien mehr sind, die sich nicht gleich in jedem, und noch dazu so kleinen Buche, zusammen finden. Begünstigt durch persönliche Bekanntschaft mit dem Verfasser konnten wir in viele Geheimnisse dringen, die der gewöhnlichen Lesewelt verborgen bleiben. Wir sehen uns jedoch in unserer deutschen Ehrlichkeit hiebei zu einem Bekenntnisse verpflichtet, welches unter solchen Umständen nicht ohne Beschämung, ja nicht ohne Verdruß abzulegen ist, zu dem Bekenntnisse nämlich: daß, ungeachtet aller angeführten allgemeinen und persönlichen Vortheile, doch nicht uns, sondern einem Ausländer, einem Unbekannten, einem Ungelehrten, mit einem Wort, dem Buchhändler Ladvocat, Verleger der französischen Übersetzung, die Ehre vorbehalten war, den wahren Aufschluß über den eigentlichen Zweck des Büchleins zu geben, indem er der Erste ist, der nun auch die Moral davon in einer eben so neuen als treffenden Bemerkung glücklich an den Tag gebracht hat! — Der Verfasser scheint die Übersetzung durchgesehen und gebilligt zu haben; sie liest sich leicht und angenehm, doch mag in der Druckerei hinterher ohne seine Billigung noch ein und der andere Ausdruck geändert worden sein. Dem sei nun wie ihm wolle, in jedem Fall bleibt uns der Vorzug, das Original zu besitzen, und wir wollen dem Schlemihl, dem zu seiner Einführung in Frankreich, laut

der Vorrede, drei Übersetzungen zugleich bereit standen, in der Fremde gern alles Gute wünschen, was ihm hier in der Heimath schon längst widerfahren ist, und für alle Zukunft gesichert bleiben soll.

Cavalier = Perspektive. Von Chevalier de Lelly. Leipzig, 1836.

Dreierlei ergiebt sich bei vorliegendem Buche auf den ersten Blick: daß der Verfasser ein Mann von Geist, daß er ein Mann von Welt ist, und daß er eine schöne literarische Bildung besitzt. Er führt von seiner Höhe herab, wo er einen freien Überblick genießt, angenehme Diskurse mit den Untenstehenden. Die Pedanten und die Philister sind ihm am meisten zuwider. Sein Humor, seine Satyre selbst, haben etwas Menschenfreundliches, er möchte die Leute glücklich sehen, ihnen die Welt zu Genuß und Freuden öffnen. Daß ihm die Verschwender am Herzen liegen, darin zeigt er auch seinen guten Sinn, denn welche Classe ist in der gesellschaftlich = bürgerlichen Welt wichtiger als diese? Wie viel hängt nicht davon ab, daß diese Classe ihr Metier mit Verstand und Geschmack ausübt! Auch heißt ja, die Leute zum guten Verschwenden anleiten, sie hintenherum doch nur auf Fleiß und Sparsamkeit hinführen: denn nur der Reiche kann verschwenden, und reich ist nur, wer immerfort erwirbt und ansammelt. So verschwenden, daß man nichts mehr hat, und also zu verschwenden aufhören

muß, heißt ja nur das Verschwenden zerstören! Man sieht, daß in dem Verfasser eine gute Biene steckt, auch aus den giftigen Blumen sammelt er süßen Honig, — und der Stachel fehlt ihm auch nicht.

In literarischer Hinsicht bekennt er sich zu Hoffmann, zu Pückler; höher hinauf zu Goethe, zu Shakespeare. Von den „Briefen eines Verstorbenen" sagt er: „Ich betrachte sie als einen wahrhaften Fortschritt zur Schaffung einer geschmackvollen vaterländischen Unterhaltungslektüre. Unbezweifelt bekämpfen sie die leider tief eingewurzelte Scheu vor der Darstellung des Persönlichen, von welcher unsere Nachbarn jenseits des Rheins sich längst frei gemacht haben. Fast alle ihre Notabilitäten stellten das Gesehene mehr oder minder lebhaft dar." Der vorurtheilslose, hochsinnige Verfasser möchte in dieser Beziehung „sogar gewisse zügellose Parteischriften der letzten Jahre in Schutz nehmen." Es ist doch Leben und Welt darin, und insofern hat er vollkommen Recht. Die Pedanten und Philister mögen schreien, sie müssen doch immer wieder persönlich in's Licht, so oft ein höherer Geist sie zur Belustigung braucht, oder um etwas an ihnen zu demonstriren. — Schade, daß der Verfasser noch nicht die meisterhaften Darstellungen des Professors Gans gekannt hat, die „Rückblicke auf Personen und Zustände," er würde einen neuen Fortschritt in obigem Sinn verkünden dürfen; selten, bei uns vielleicht noch nie, hat ein philosophischer Tiefblick in so feiner, graziöser Art, mit solchem Takt und Maaß die inhaltreichsten Bilder beseelt! — Unser Verfasser hat sich nicht genannt, sein Buch aber „seinem lieben Freunde und Vetter Eugen Baron Vaerst" zugeeignet; den

er als seinen liebsten, wohlthätigsten, hülfreichsten, unwandelbarsten Freund rühmt. Wir hoffen, daß er außer diesem noch andre hat! — Übrigens scheint uns etwas Egoismus dabei, wenn wir solchen einzigen Freund so übermäßig loben. Jedoch sei ferne von uns, daß wir durch diese Bemerkung die Innigkeit dieses Verhältnisses mindern wollten! — —

The Bride of Messina. A Tragedy from the German of F. v. Schiller. By George Irvine, Esq. London, 1837. 8.

Wir haben schon öfters bemerken müssen, daß unter den ausländischen Bemühungen, deutsche Litteratur sich anzueignen, die englischen bei weitem erfolgreicher sind, als die der Franzosen. Die letztern, bei vielleicht größerem Verdienste der Unternehmung, haben bisher selten einiges Gelingen gehabt, in den meisten Fällen ist nur ein unvollkommenes, wirres und fruchtloses Treiben entstanden, von welchem weder der Franzose noch der Deutsche Gewinn oder Freude haben konnte. Eine Grundverschiedenheit, eine Anderswendung, welche bei der unendlichen Berührung und Durchkreuzung der beiden Nationen nur um so greller fortbesteht, tritt immer wieder störend hervor, und läßt die Geister nie zu völligem Austausch gelangen. Ganz anders verhält sich dies mit den Engländern; die alte Stammverwandtschaft mit den Deutschen ist hier weniger untergegangen, sie giebt noch im-

mer, wie in der Sprache so in der Sinnesart, den festen Anhalt einer wahren und fruchtbaren Verbindung. Nichts läßt sich der Wirkung vergleichen, die wir z. B. der Einführung und Ansiedelung des Shakespeare bei uns verdanken, dieser wahrhaft nationalen That, denn man kann wohl sagen, daß die ganze Nation Theil daran hat. Aber auch die Rückwirkungen deutschen Geistes auf England sind nicht gering, und selbst Lord Byron und Walter Scott bekennen den Einfluß, den sie von uns empfangen. Diesen Verkehr demnach mehr als jeden andern dürfen wir wünschen belebt und ausgebreitet zu sehen. Einstweilen, können wir mit Befriedigung sagen, ist er in gutem Gange. Was ihm an äußerer Anerkennung und Ausbreitung noch mangelt, das ersetzt er durch Ernst und Festigkeit. In gelehrter Stille gedeiht in England eine gründliche Kenntniß unsrer Sprache, und in den Kreisen der vornehmen Bildung finden unsre Geisteswerke Antheil und Gunst. Wo solcher Antheil sich wieder litterarisch ausprägt, zeigt er durchaus eine würdige Gestalt. Wir gedenken hier im Vorübergehen auf's neue beispielsweise der trefflichen Arbeiten Carlyle's, der schönen Leistungen Hayward's, Talbot's, welche beiden letztern um den Goethe'schen Faust große Verdienste haben; unsre Dichter dürfen sich in der englischen Sprache wiedererkennen, und brauchen nicht vor dem Bilde zu erschrecken, das ihnen der fremde Spiegel zeigt.

Ein rühmliches Beispiel solch ausgezeichneten Strebens ist auch die vorliegende Übersetzung der Schiller'schen Braut von Messina. Der Übersetzer, Hr. George Irvine, hat nicht unglücklich diese Tragödie gewählt, seine Kenntniß und sein Talent an ihr zu erproben. Sie war

bei uns lange Zeit mit dem Vorurtheil behaftet, das ihr, gleich bei ihrer Erscheinung, der Schlegel'sche Tadel angehängt. Da sollte Schiller'n nicht erlaubt sein, was man bei Calderon und Camoëns pries, und Shakespeare'n unbedenklich gestattete, die Vermischung des Antiken und des Modernen, des Christlichen und Heidnischen! Möge man aber auch diesen gewagten Versuch nicht günstig beurtheilen, niemand wird jetzt darum verkennen wollen, daß dieses Trauerspiel, bei allen seinen Fehlern, eines der mächtigsten Erzeugnisse des Schiller'schen Geistes ist. Für die Übertragung in's Englische dünkt uns dasselbe vorzüglich angemessen, schon wegen des Heranstreifens an klassische Form und Diktion, denen dort noch besondre Gunst waltet. Auch daß der Stoff nirgends an Geschichte anknüpft, läßt den Gestalten mehr Freiheit und Selbstständigkeit, und hält Untersuchungen und Kommentare ab, durch deren verwirrende Aufdringlichkeit wir bei manchen Engländern den ganzen Eindruck von Schiller's Maria Stuart haben zu Grunde gehen sehen. Die Mischung der dramatischen Jamben mit den lyrischen Strophen des Chors ist ebenfalls nicht ungünstig, besonders wenn der Übersetzer sich seines dichterischen Berufs bewußt sein kann.

Wir können im Ganzen sagen, daß Hr. Irvine seine Urschrift gut verstanden und aufgefaßt, den Ton richtig getroffen, den Sinn mit zwar nicht knechtischer, aber doch sorgsamer Treue, und im Allgemeinen im Schiller'schen Geiste, gut übertragen hat. Wo er sich Abweichungen erlaubt — unter denen wir doch wenig wesentliche finden —, scheint dies wenigstens nicht aus Übereilung noch aus Unverständniß hervorzugehen.

Als Probe möge die Klage der Isabella, nachdem sie den Tod des Sohnes erfahren, hier in der Übersetzung stehen; die Werke Schiller's setzen wir in jedermans Händen voraus:

Isabella.

„Thus then ye keep your faith, ye juggling pow'rs!
This is your boasted truth! Oh! woe to him
Who trusts you in his fond credulity!
Why have I hop'd, why trembled, fear'd, believ'd,
If this must be the end? Oh! ye who here
Stand shudd'ring round me, on my madden'd sorrow
Staring with ghastly eyeballs, learn the falsehood
With which our dreams and their expounders cheat us!
Henceforth let no man trust the signs of Heav'n! —"
— — — — — — — —
„Both oracles with parity of falsehood
Lied — their priz'd art is a mere empty nothing!
Or they are traitors or they are betray'd.
To man nought of the ever mystic future
Is giv'n to learn — although his would-be knowledge
He seek below from the dark floods of hell,
Or draw above from the pure source of light."

Hier möchten wir vor allem die juggling powers tadeln, wo Schiller nur „Himmelsmächte" sagt; der durch das Wort juggling ausgedrückte Sinn liegt wohl im Folgenden, aber der Übersetzer durfte diesen Sinn nicht so voranstellen. Für: „Or they are traitors" u. s. w. würde dem Deutschen besser entsprechen: „Deceivers are they, or they are deceived." Im Übrigen lesen sich diese Verse vortrefflich, und wir finden auch den Werth unsrer dramatischen Jamben in den englischen blank verses vollkommen wieder; diese gemeinsame Versart — de-

ren sich klüglich auch die Italiäner und die Russen für ihr Drama bemächtigt haben — ist ein Vortheil, der den Franzosen bisher entgehen mußte, weßhalb denn auch alle ihre Übertragungen unsrer und andrer dramatischen Dichtungen gleich im Beginn mit der Schwierigkeit kämpfen, dem Fremden ihre eigne, übertriebene Form des gereimten Alexandriners aufzubürden, oder ihm die allzu lässige der schlichten Prosa zu geben.

Als Probe der lyrischen Stücke, denen der Übersetzer verhältnißmäßig noch größere Sorgfalt gewidmet, geben wir einige Strophen des schönen Chors im vierten Akt: „Wohl dem, selig muß ich ihn preisen" u. s. w.

Chorus.

„Oh! well is he, and blest his condition,
Who, in his native home's sweet rest,
Far from the mazes of life's wild transition,
Sleeps like a child on nature's breast.

I look'd on the house of the mighty with sorrow,
High o'er the earth to-day they soar,
Mocking the sun. Alas! to-morrow
Their place rememb'reth them no more!

Soft is his bed, and to watching a stranger,
Who, far from life's tempestuous wave,
Timely advised, hath retired from danger
In the deep cloister's silent cave.

Who the proud thoughts that excite but to grieve us,
Hath with proud fortitude repress'd;
And the vain wishes that ever deceive us
In his calm bosom lull'd to rest." etc.

Auch hier ist die Treue nicht buchstäblich. Doch eine von dichterischem Geiste beseelte Nachahmung darf besonders im Lyrischen wohl an die Stelle genauer Übersetzung treten. Manche Züge sehen wir doch mit Bedauern weggefallen oder verändert; so in der vorletzten Zeile: „that ever deceive us", wo Schiller nur sagt: „die ewig begehren", welches viel reiner und schöner dasteht.

Wir hoffen, daß Hr. Irvine in der glücklich betretenen Bahn muthig fortschreiten und durch seine Gaben ferner zu der großen Vermittlung fortwirken wird, die den von alten Vorurtheilen noch so vielfach getrennten Völkern so nothwendig und ersprießlich ist. Daß unter die besten Kenner deutscher Sprache und Litteratur in England der Graf Stanhope gehört, ersehen wir aus der Zueignung, die, gleich der Vorrede, so würdig als bescheiden abgefaßt ist. —

Le Congrès de Vérone. Par M. de Chateaubriand. Paris, 1838. 2 Vols. 8.

Chateaubriand's Congrès de Vérone ist gewiß ein merkwürdiges Buch. Zwar die politischen Aufschlüsse, die es bringt, wollen wir nicht allzu hoch anrechnen, auch ist es diese Seite des Buches nicht, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben. Aber zur Karakteristik der

Personen, Umstände und Verhältnisse empfangen wir reiche Beiträge; leider nicht sehr erfreuliche! Am wichtigsten erscheint uns das Buch in Betreff des Verfassers selbst, und er selbst auch nimmt dies als die Hauptsache. Seinen Zweck aber, so scheint es uns, hat er gänzlich verfehlt. Anstatt des Pracht- und Glanzbildes seines Erscheinens und Wirkens als Staatsmann, worauf es abgesehen ist, liefert er wider Willen das Gegentheil, ein Jammerbild seiner Unfähigkeit, seiner haltungslosen, irrschweifenden Phantasterei. Die Verblendung, die Unanständigkeit, ja man möchte sagen der Wahnsinn der Eitelkeit können nicht weiter gehen! Chateaubriand will das ganze Verdienst, die ganze Ehre des Krieges gegen Spanien vom Jahre 1823 auf sein Haupt nehmen, die ganze Entscheidung der Sache für sich ansprechen, — und theilt die Aktenstücke mit, die das Gegentheil beweisen! Um sich aus den Widersprüchen zu retten, die er doch in seinen eigenen Depeschen nicht verläugnen kann, stürzt er sich lieber in das Bekenntniß, er habe nicht immer aufrichtig, sondern bisweilen mit Falschheit berichtet. Er behauptet, durch seine Mittheilungen plaudere er nichts aus, noch stelle er Andere bloß, sondern nur allein sich; sich — ja wohl, doch in anderem Sinne, als er es meint, dann aber auch die Andern ohne Maß und Fug. Wir haben viele Indiskretionen und Veruntreuungen gesehen in unsern Tagen, aber daß ein gewesener Staatsminister noch so frische, durch die Zeitumstände neu aufgeregte Verhandlungen, mit allen Aktenstücken, die ihm nur als Dienstgeheimniß bekannt geworden, die zum Theil fremden Kabinetten angehören, ohne Bedenken veröffentlicht, zu eigener Schmeichelei, zu Tadel und Schaden aller

andern Theilhaber veröffentlicht, davon ist uns bis jetzt noch kein Beispiel bekannt geworden. Und ein Franzose aus der höchsten Sphäre der Gesellschaft und Litteratur, ein Mann, der den höchsten Ruhm des Takts und des Zartgefühls, der Ritterlichkeit ansprechen will, giebt dieses Beispiel! Aber die Ritterlichkeit leidet noch ganz anderen Bruch. Der edle Vicomte und Pair, der treue Kämpe für die Legitimität, für das Herrscherhaus der Bourbons, der gefühlvolle Redner für den Herzog von Berry, — er wirft die heuchlerische Maske ab, sagt, er sei in seinem Herzen nie recht für die Könige gewesen, und giebt seinen Herrn und Meister Ludwig den Achtzehnten den schmachvollsten Urtheilen preis. Ob der Herr schlecht war, wir wollen es hier nicht untersuchen, aber der Diener zeigt sich unwidersprechlich als ein schlechter! Dienen aber muß er, das ist einmal seine Bestimmung, und da er keinen andern Herrn jetzt haben kann, so schmeichelt er dem Volk, und ist aus einem schlechten Royalisten ein schlechter Freiheitsprediger geworden. Meint er denn, daß wir alle seine schönen Reden, seine Schriften und Betriebe rein vergessen haben? Jetzt freilich nennt er die Bonaparte'schen Soldaten, die bei Belle-alliance geschlagen wurden, schamlos „unsre", wir aber wissen noch recht gut, wie sein damaliger Bericht als Minister Ludwigs des Achtzehnten in Gent über den Zustand Frankreichs lautete. Wir würden nicht enden, wollten wir alle Züge von Unschicklichkeit, Ungebühr, ja Sinnlosigkeit in diesen Zusammenstellungen anführen und rügen. Wie gesagt, die Eitelkeit geht bis zum Wahnsinn. Aber auch als Schriftsteller war Chateaubriand nie geringer und trauriger, als in diesem Buche; die schwül-

stige, gezierte Phantasie schlägt geradezu in Faseleien um. Und wie weit ist dieser Mann von allem politischen Talent entfernt! Kein Wunder, daß er, bei stets erneutem Versuche einer politischen Rolle, in keiner ausdauern konnte, als in der eines politischen Rhetors, am schnellsten aber von der Höhe herabstürzte, die er einen Augenblick durch die Umstände erklettert hatte, und daß er gerade in dem Augenblicke stürzte, wo er im größten Erfolge gestanden haben will! Nein, dieser Mann war nicht gemacht, sich neben den Metternich, Canning, Pozzo di Borgo, Bernstorff, oder auch nur neben einem Villèle, in gleicher Höhe zu halten. Nichts ist in der That lächerlicher, als wenn Chateaubriand sich rühmt, in jener Zeit „par le court et passager succès d'une année" den Fürsten von Metternich überflügelt zu haben. Wie mag dieser Staatsmann, wenn ihm das Buch zu Gesichte kommt, über die eitle Ruhmredigkeit lächeln, die, indem sie Andere beeinträchtigen will, nur sich selber bloßstellt! Die merkwürdige Thatsache, daß bisher durch alle Veröffentlichungen, die man unternommen hat, nur immer heller und heller das Verdienst, nur immer strahlender der Ruhm des Fürsten von Metternich hervorgegangen, bestätigt sich auch hier. Gerade durch die hier mitgetheilten Aktenstücke muß jeder Unbefangene sich überzeugen, daß die damalige Politik Österreichs, so wie die mit ihr einstimmige Preußens, die einsichtsvollste, besonnenste, mäßigste gewesen; die Unzufriedenheit Chateaubriand's ist schon an sich eine Lobrede. Daß auch ihrerseits diese Politik mit dem Phrasenprunke des politischen Schöngeistes nicht zufrieden war, und froh, ihn los zu werden, ergibt sich aus dem ganzen Zusammenhange

klar genug, und selbst die herkömmlichen, für einen französischen Minister und Schriftsteller sich von selbst darbietenden und fast unversagbaren Artigkeiten und Lobreden lassen jenes durchblicken. —

Erzählungen.

Kriegesabentheuer.

Novelle.

Die natürliche Neigung des Menschen, sein vereinzeltes Dasein an das Andenken einer belebten Vergangenheit geknüpft zu sehen, und das auf ihn vererbte Leben schon in seinen Vätern zu ehren, bedarf so wenig einer Entschuldigung, daß vielmehr zu verwundern ist, wie nur ein so kleiner Kreis von Menschen die nöthige Aufmerksamkeit darauf verwendet, und die Kunde seines Geschlechts sich vor andern Leuten gleichsam herausgenommen hat. Man kann nicht wohl einwenden, daß diese andern eben nichts Verdienstliches zu erwähnen fanden, denn wie es ja in den meisten menschlichen Thätigkeiten leicht geschieht, daß die wahre Bedeutung nach und nach entschwindet, und nur die äußerliche Ausübung fortgeht, so kommt es auch hier schon längst weniger darauf an, was man von seinen Vorfahren weiß, als vielmehr darauf, daß man von ihnen wisse, und als ein solcher dasteht, der seinen Ursprung weit zurückführen kann. Wenn aber jener Hang als ein allgemeiner anzusehen ist, so wird auch den Edelleuten das Vergnügen, von ihren Vor-

eltern etwas zu wissen, nicht verdacht werden dürfen, ein Vergnügen, das ja auch jeder Bürgerliche sich aneignen kann, und welches mehr als ein anderer der sorgfältige Jude genießt, dessen genaues Geschlechtsregister die Stammtafeln des ältesten Adels an Alterthum und Heiligkeit weit hinter sich zurückläßt. In der That, auf eben die Weise und in demselben ehrenwerthen Sinne, wie Brantome und Schlieffen die Nachricht von ihren Geschlechtern hegten und mittheilten, sehen wir auch jetzt hin und wieder einen wackern Bürger die Überlieferungen, welche seinen Namen umschweben, mit Liebe bewahren und den Seinigen als ein edles Vermächtniß hinterlassen, und mancher einsame Landmann im alten Westphalen hat uralte Kunde von seinen Vätern, welche wohl oft, ungeachtet ihrer dunkeln Beschäftigungen, an Tugend, Geist und Tapferkeit mit dem selten rein erhaltenen Ruhme erlauchter Häuser sich gleich halten könnten. Diese Betrachtungen drängen sich uns lebhaft bei Gelegenheit folgender Erzählung auf, deren nähere Umstände wohl auch außerhalb des Kreises, den sie zunächst angehen, einige Aufmerksamkeit verdienen.

In einer kleinen Stadt unfern der Elbe, die durch den Frieden von Tilsit an das neuerrichtete Westphalen gekommen war, lebte ein angesehener und wohlhabender Gutsbesitzer, Namens Georg Bertram, der sich hier nach dem Tode seiner Frau zur Ruhe gesetzt hatte, und nur die eine Sorge kannte, seine beiden Söhne zu erziehen. Er hatte die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges als gemeiner Husar rühmlich mitgemacht, war dann eine Zeitlang als Abentheurer in manchen Ländern herumgestreift, und endlich nach Amerika gekommen, woher er

ein ansehnliches, im Handel erworbenes Vermögen zurückgebracht hatte. Der mannigfaltige Wechsel des Lebens und die vielen selbstgemachten Erfahrungen waren ihm Stoff zu ernsthaftem Nachdenken geworden, und weil er sich zu reichlichen Glücksumständen gelangt sah, und die Überlegenheit seiner Einsicht und Mannhaftigkeit oft fühlen mußte, so dachte er, es müsse doch wohl in ihm etwas Treffliches sein, und begann seiner Person einigen Werth beizulegen, mit sich selber auf einem hochachtungsvollen Fuße umzugehen, und alles mit dem Gefühl einer ernsten Würde zu thun, die dem ehrenfesten geprüften Manne wohl ansteht und allem Guten die Hand bietet. Er war schon lange beschäftigt gewesen, in das Andenken seiner vielfachen Schicksale einige Ordnung und Haltung zu bringen, und hatte zu diesem Ende Geschichtbücher von dem Kriege, den er mitgemacht, und Reisebeschreibungen von den Ländern, die er gesehen, mit ziemlicher Auswahl angeschafft, und nach und nach hatte seine Einbildungskraft die hellen Züge seines Lebens durch solche nachhelfende und ergänzende Anschauung zu einem wirklich schönen und gerundeten Ganzen merkwürdiger Erzählungen vereinigt, von denen er sparsame und jedesmal treffende Einzelheiten in seinen nachdrucksvollen Gesprächen höchst schicklich anzubringen pflegte. Diese stete Beschäftigung mit sich selbst und seinen Merkwürdigkeiten führte ihn aus der Betrachtung seiner frühen Kindheit auch auf seinen Vater zurück, der ihm bald eine größere Aufmerksamkeit zu verdienen schien, und durch viele nachgelassene Handschriften zu mancherlei Nachforschungen über seine Familie Anlaß gab. Der Erfolg war Bertrams Bemühungen günstig; von mehreren Or-

ten erhielt er auf seine schriftliche Anfragen befriedigende Antwort, einige Vorfahren, die Gelehrte gewesen, hatten auf den Vorblättern einer alten Bibel eine Menge Besonderheiten ihrer Familie verzeichnet, und indem eines das andere ergänzte, oder auf neue Spuren leitete, war durch Bertrams Fleiß endlich eine ziemlich zusammenhängende Familienkronik entstanden, die mehr als hundert und funfzig Jahre umfaßte, und woran seine eigenen Schicksale, welche er, besonders die Seereisen und den Aufenthalt in Amerika, in einer eigenen Darstellung und nicht ohne Geschmack beschrieben hatte, sich auf die schicklichste Weise anschlossen. Durch diese Übersicht wurde ihm nun recht auffallend, wie durch die ganze Reihe seiner Väter eine ähnliche Gemüthsart durchgehe, und eine Ähnlichkeit in den Lebensumständen der ganzen Familie sich auch bei ihm nicht verläugne. Alle waren gereist, hatten mehr oder weniger Stand und Lebensart, auch wohl den Glauben, gewechselt, und, nach einer sehr bewegten Jugend, in sehr beständigem, einfachem Alter ausgeruht. So war eben auch die älteste Nachricht, die er hatte finden können, daß ein Bertram aus den Niederlanden in die Mark Brandenburg eingewandert, und daselbst bei einem Regiment Feldprediger geworden sei, wo er dann während der Kriegszüge seine zurückgebliebenen Angehörigen ganz aus dem Auge verloren haben mußte. Auch ein gewisses Steigen und Fallen glaubte er in den Geschlechtern wahrzunehmen, und ihn dünkte, daß die Natur in seinem Stamme grade jetzt einen kräftigen Schwung beginne, an dessen Anfang er sich bescheiden hinstellte, mit freudiger Zuversicht der edeln Hoffnung lebend, daß seine Söhne noch bessere

Leute werden würden, als er selbst. Er hatte seinerseits auch nichts versäumt, um diese Hoffnung erfüllt zu sehen. Ihre Erziehung war sorgfältig und zweckmäßig gewesen, die trefflichsten Lehrer hatte er in sein Haus gezogen, die besten Hülfsmittel aller Art herbeigeschafft, und sein unermüdeter Eifer, seine liebevolle Strenge und wahre Lebenskunde hatten eben so glücklich auf die Gemüthsart der beiden Knaben eingewirkt, als der Unterricht der Lehrer auf ihren Geist. Sie waren nun bereits so weit herangewachsen, um daran zu denken, eine bestimmte Lebensrichtung zu ergreifen, und diese entschied sich leicht und bald nach so frühzeitig geäußerten Neigungen. Der ältere, Wilhelm, wollte durchaus Soldat werden, und da er ohnehin der Konskription unterlegen wäre, so mußte der Vater, der als ehemaliger Preuße nur mit Widerwillen seinen Sohn in andern Kriegsdiensten denken konnte, noch ganz zufrieden sein, ihm eine Lieutenantsstelle bei einem westphälischen Infanterieregiment ausgemittelt zu haben. Der jüngere, Fritz, hatte die Studien erwählt, und sollte vorläufig nach Halle gehen, bis in Berlin die neue Universität würde errichtet sein. Einige Zeit vorher, ehe beide das väterliche Haus verließen, um ihrer verschiedenen Bestimmung zu folgen, theilte der Vater mit feierlicher Ernsthaftigkeit seinen Söhnen alle jene Familiennachrichten mit, und indem er die mannigfachen Schicksale der Vorfahren den aufmerksamen und von dem Gegenstand angenehm erregten Jünglingen erzählte, fand er die Gelegenheit seine väterlichen Ermahnungen und Wünsche auf die glücklichste Weise in ihre Gemüther niederzulegen, deren Ehrgeiz in den Geschichten so nah verwandter Menschen genug Bilder fand,

an welche er hoffen konnte, sich würdig und mit Erfolg anzuschließen. Vor allen aber machte die folgende Erzählung, die wir, als eines allgemeinern Antheils fähig, aus jenen Schriften ausheben, einen Eindruck, welchen nachherige Ereignisse noch erhöhen sollten, und der in unsern Zeiten, wo seltsam verwickelte Verhältnisse fast alle Menschen ergriffen haben, mehreren unserer Leser nicht fremd sein kann. Die Erzählung war aus einer alten Handschrift, deren Verfasser ein Augenzeuge der Begebenheiten gewesen zu sein schien, genommen, und lautet in einer nur wenig veränderten Auffrischung folgendermaßen.

Kaiser Leopold hatte beschlossen, die stets wiederkehrende Gefahr, die seinem Reiche, ja der gesammten Christenheit, von den Türken drohte, endlich durch einen kräftigen Hauptschlag auf lange Zeit zu entfernen, und seine Völker aus dem angstvollen Zustande zu befreien, in welchen sie durch die häufigen Abwechselungen eines langwierigen Krieges unaufhörlich versetzt wurden. Zu diesem Zwecke wollte er die Türken recht im Innern ihrer Macht angreifen, und sie aus allen festen Plätzen, durch deren Besitz ihnen ganz Ungarn unterworfen oder bloßgestellt war, mit der Gewalt der Waffen vertreiben. Unter allen diesen war keiner so wichtig, als Ofen, wo die Türken schon früh mit besondrer Vorliebe, der warmen Bäder wegen, sich angesiedelt und eingenistet hatten, und welches seit einem Jahrhundert ihnen zum Waffenplatz diente, von dem ihre weitern Unternehmungen ausgingen, und wohin sie bei Unglücksfällen die sichre

Zuflucht nahmen. Der kühne Gedanke des Kaisers war nichts geringeres, als mit der Eroberung dieser Stadt das Schicksal Ungarns auf immer zu entscheiden. Seine Maßregeln entsprachen den ungeheueren Schwierigkeiten des Unternehmens. Mit außerordentlichen Anstrengungen hatte er ein Heer versammelt, desgleichen an Zahl, Aussehn, Rüstung und Muth wenig gesehen worden. Zu seinen eignen Regimentern, die aus den trefflichen Truppen zu Fuß und zu Pferde bestanden, hatte er noch kurbrandenburgische, schwäbische und fränkische Hülfsvölker gefordert. Dem glänzenden Namen des ruhmvollen Herzogs Karl von Lothringen, der dieser Kriegsmacht als oberster Feldherr vorgesetzt war, entsprachen die kriegerischen Eigenschaften der andern Feldherren, unter welchen der Prinz Ludwig von Baden, und der Befehlshaber des Fußvolks, Graf Starhemberg, besonders hervorragten, und die Jugend der vornehmsten deutschen Geschlechter gab mit dem Kern der ältern Kriegsleute einen Überfluß der trefflichsten Offiziere, ja sogar eine große Anzahl vornehmer Spanier und Franzosen hatten sich eingefunden, die sich es zur Ehre rechneten, in diesem Heer als Freiwillige zu dienen.

Schon war diese furchtbare Macht im Frühjahr 1686 gegen Ofen aufgebrochen, und hatte, während die Generale Mercy und Heußler die Türken und Tataren in Oberungarn schlugen, die Laufgräben gegen die Festung eröffnet, als im Anfange des Juli die schwäbischen und fränkischen Hülfsvölker, wie auch siebentausend Mann kurbrandenburgischer Truppen unter dem Generalmajor Hans Adam von Schöning eintrafen, wodurch das Heer bis zu hunderttausend Mann anwuchs und in die Ar-

beiten der Belagerer neue Kraft und neuer Eifer kam. Die Türken, die auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet waren, und das freie Feld nicht behaupten konnten, machten sich indessen auf die hartnäckigste Vertheidigung hinter ihren Mauern gefaßt. Abdurachman befehligte sie, ein Mann, dessen kühner Muth und unbezwinglicher Starrsinn Freunden und Feinden genug bekannt war, um beiden ein Maß der äußersten Anstrengung zu geben, zu welcher es würde kommen müssen, wenn irgend eines, der Angriff oder die Vertheidigung, gelingen sollte. Beide Theile wußten überdieß, daß der Großvezier beschäftigt sei, eiligst eine Macht zu versammeln, mit welcher er das kaiserliche Heer angreifen, und die bedrängte Stadt befreien könnte. Jemehr deßhalb Abdurachman die Belagerung in die Länge zu ziehen suchte, desto eifriger beschleunigten die Belagerer ihre Arbeiten, um des Platzes Meister zu werden, ehe die Türken im Stande wären, in das Feld zu rücken. Sie beschossen die Stadt unaufhörlich mit grobem Geschütz, sie sprengten die festesten Bollwerke durch Minen, und suchten mehrmals mit stürmender Hand einzudringen; allein alles vergebens, indem die Tapferkeit der Türken und die Kriegskunst Abdurachmans jeden schwererrungenen Vortheil sogleich wieder zu entreißen oder unnütz zu machen wußte. Don Gonzales, ein spanischer Feuerwerker, der damals sehr berühmt war, verschwendete vergebens alle seine kunstreichen Erfindungen, und man sah mißmuthig, daß die Belagerung langwierig werden wolle.

Die ungeduldige Tapferkeit der beiderseitigen Kriegshelden fand inzwischen genugsamen Anlaß, sich zu zeigen durch wiederholte einzelne Gefechte, wo bald die

Deutschen ein Bollwerk stürmten, nahmen und wieder verließen, bald türkische Reiterschaaren bis in das Lager plötzlich hereinbrachen, und bald die Meister des Geschützes mit ihren bewunderten Kunststücken sich gegen einander versuchten. Wie viele große Thaten, wie viele Beispiele übernatürlicher Anstrengung, hingebender Entschlossenheit, großmüthigen Heldenmuths bilden und nähren den kriegerischen Geist eines solchen Ganzen, und gehen in der Geschichte namenlos vorüber, wenn sie nicht grade an die entscheidenden Ereignisse geknüpft sind! Hier, wo die Blüthe der einheimischen und ausländischen Jugend versammelt war, wo Alle entbrannt nach Ruhm und Ehre dürsteten, begierig die Gefahr erspähten, und die Tapferkeit des Gemeinen den Söhnen der Fürsten beinahe nichts übrig ließ, als durch den Tod eine Auszeichnung zu erkaufen, hier war die Zahl der einzelnen Hervorthuungen desto größer, je wenigern Ruhm und Glück nachfolgte, diese aber standen alsdann unter so vielen Mitwerbern auch heller da, und wurden glücklicher bewahrt, als sonst in ähnlichen Lagen gewöhnlich ist. Neben dem Prinzen von Croy, dem jüngern Grafen Starhemberg, den Grafen Auersperg, Dohna und Königseck, dem Freiherrn von Creutz, und vielen Andern, an deren berühmten Namen der Ruf der eignen Tapferkeit leichter haftete, hätte doch vielleicht das Andenken des kurbrandenburgischen Obristwachtmeisters Heinrich Bertram sich nicht in gleicher Höhe erhalten, wenn nicht ein tragisches Lebensende seine Berühmtheit zuletzt noch über alle Mitbuhlschaft erhoben hätte. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Offizieren, welche der General von Schöning mitgebracht hatte, und war bloß durch eigenes Ver-

dienst zu der bedeutenden Stelle gelangt, die er mit allgemeinem Ruhm bekleidete. Der Herzog von Lothringen selbst hatte als Augenzeuge die Unerschrockenheit bemerkt und gerühmt, mit welcher Bertram neben einer von den Türken angezündeten Mine, die nur wenig seitwärts von ihm aufflog, mit weniger dem Schrecken entrissenen Mannschaft einen begonnenen Sturm fortgesetzt hatte. Einem spanischen Edelmann, der ihn wegen seines ketzerischen Glaubens verspotten wollte, hatte er im Zweikampf den Kopf gespalten, einem übermüthigen französischen Grafen, der einen deutschen Wachtmeister mit dem Stocke in das Gesicht stieß, den Degen durch den Leib gerannt, und weit entfernt, dadurch an den Landsleuten dieser Beiden offenbare Feinde zu bekommen, blieb er vielmehr der tägliche Umgang der vornehmen Spanier und Franzosen. Es wäre aber unmöglich, all der Gelegenheiten zu erwähnen, in welchen er gegen die Türken, oder gegen jeden andern Feind, den der Augenblick dazu machte, seine muthige Kühnheit gezeigt.

Inzwischen hatte der General Dünewald mit neun kaiserlichen Regimentern zu Pferd die zum Entsatz der Festung anrückenden Truppen des Großveziers glücklich geschlagen, und die Belagerer von der großen Unruhe befreit, in welcher sie bis dahin über den Erfolg ihres Unternehmens schweben mußten. Durch diesen Sieg war der Feind von dieser Seite auf längere Zeit entfernt worden, und die Anstrengung aller Kräfte konnte sich nun ungetheilt auf die Eroberung des Platzes wenden, worin es schon an allem zu mangeln anfing, besonders auch an Mannschaft, welche durch die beständigen Gefechte, Ausfälle und Stürme beträchtlich gelitten hatte, und was

noch unverwundet und gesund war, mußte immer auf den Wällen und ohne Rast in Waffen sein. Von den zahlreichen Versuchen des Großveziers, die Besatzung zu verstärken, war kaum einer gelungen, und nur einige hundert verwegene Janitscharen mitten durch das Lager mit großem Verlust in Ofen angelangt.

Der Herzog versammelte einen Kriegsrath, und es wurde unter diesen Umständen einmüthig beschlossen, die Festung, es koste was es wolle, mit stürmender Hand einzunehmen. Anhaltender Regen verhinderte die Ausführung dieses Beschlusses noch eine kurze Zeit, die man desto eifriger zur furchtbaren Zurüstung des großen Werkes anwandte. Das Geschütz feuerte unablässig, so oft das Regnen nur etwas nachließ; die Mauern waren an zwei Stellen durch Minen gesprengt, und die Bresche, trotz der Minen, welche der Feind springen ließ, und trotz der verzweifelten Angriffe mit blanker Waffe, nach mörderischen Gefechten von den Kaiserlichen behauptet worden. Bevor jedoch der Sturm anbefohlen wurde, wollte man noch den letzten Versuch machen, die Festung unter so günstigen Umständen in Güte zu gewinnen, denn, wenn man auch überzeugt war, daß die Einnahme der Stadt unfehlbar gelingen müsse, so konnte man sich doch nicht verhehlen, daß ein guter Theil des Heeres dabei umkommen, und der übrige außer Stand gesetzt sein würde, nach diesem Siege noch ferner etwas in diesem Feldzuge zu unternehmen. Zu diesem Ende wählte der Herzog den Generaladjutanten Freiherrn von Creutz und den Obristwachtmeister Bertram, die mit einigen andern Offizieren als Gesandte zum Abdurachman gehen, und denselben zur Übergabe des Platzes auffordern soll-

ten; sie sollten ihm vorstellen, welchem Unglück er die Stadt, die Seinigen und sich selbst durch seine Hartnäckigkeit aussetze, die bei den getroffenen Anstalten doch ganz vergeblich und ohne einen Schatten von Hoffnung sei. Zugleich erhielten sie den Auftrag, die Bestechlichkeit des türkischen Befehlshabers auf die Probe zu stellen, und im Nothfall die größten Anerbietungen zu machen, um die friedliche Übergabe zu bewirken, ein Mittel, das schon oft in den Türkenkriegen bei mißlichen Sachen sich als einzige Aushilfe bewährt hatte.

Die Abgesandten stiegen durch die Bresche auf den Wall hinauf, und mußten, ungeachtet ihrer wehenden weißen Tücher, mehrere Schüsse von den Türken aushalten, da diese nichts von Unterhändlern wissen wollten. Endlich kam ein Bote von Abdurachman mit dem Befehl, sie vor ihn zu führen. Sie stiegen also von den Wällen in die Stadt hinab, wo man die jammervollen Einwohner in das Innere der Häuser entfernt, und die aufgebrochenen Gassen mit Kriegern angefüllt hatte. Überall waren die Anstalten, wie draußen zum Sturm, so hier zur furchtbarsten Gegenwehr, sichtbar; breite und tiefe Gräben hemmten die Verbindungen der Straßen, Pulvertonnen sah man in die Keller hinab lassen, Granaten, Pechkränze und anderes Feuerzeug überall vertheilen, Wuth und Verzweiflung mahlte sich auf allen Gesichtern, und es war augenscheinlich, daß man nur einen Schutthaufen für den Feind übrig lassen wollte. Der Bote führte die Abgesandten zuerst in ein schönes Haus, wo sie auf reichen Teppichen köstlich bewirthet wurden, denn ungeachtet der Hungersnoth, die seit einiger Zeit herrschte, setzte man ihnen ein gebratenes Huhn,

Reis, Gebackenes, guten Wein und Kaffee in Überfluß vor. Diese Höflichkeit schien dem Freiherrn von Creutz ein gutes Zeichen; er hielt sie für ein mehr als deutliches Bekenntniß, daß der Pascha sich gütlich mit ihnen abfinden, und sie im voraus für seine Vorschläge gut stimmen wolle, und er versicherte seinen Gefährten, unter denen er sich, jedoch ohne hinlänglichen Grund, die erste Rolle nahm, mit vieler Selbstzufriedenheit, er bürge nun für alles, und werde die Sache ohne Schwierigkeit zu Stande bringen. Bald nachher wurden sie zum Abdurachman abgeholt, der sie mit würdevollem Wesen und vieler Feierlichkeit in einem großen Saale empfing, und die Botschaft des Herzogs von Lothringen anfangs gelassen und ernsthaft anhörte. Allein wie der Freiherr von Creutz, dem die Andern stillschweigend die Führung des Wortes zugestanden hatten, in seiner weitern Rede alle Gründe, die für die Übergabe sprachen, auseinandersetzte, und die zum Sturme schon getroffenen Anstalten beredt schilderte, so entging niemandem die große Bewegung des Pascha, der mit sichtbarer Unruhe bald die Gesandten, bald seine eignen Leute anblickte, und einen schweren Kampf zu kämpfen schien, wodurch sich der Freiherr von Creutz verführen ließ zu glauben, derselbe sei von der Unzulänglichkeit seiner Mittel nur allzusehr überzeugt, und nur besorgt, wie er bei so schlechten Umständen noch einigermaßen seinen Vortheil erachten möchte. Doch Abdurachman war von einer ganz andern und mächtigen Theilnahme angezogen, die seine Aufmerksamkeit zerstreute, bis endlich der Abgesandte seine Rede ganz zuversichtlich mit dem Begehren schloß, den Pascha unter vier Augen über einige Punkte näher verständigen zu

dürfen. Nichts glich daher dem Erstaunen des Freiherrn von Creutz sowohl, als der übrigen Anwesenden, als Abdurachman das geheime Gespräch zwar bewilligte, aber mit heftiger Bewegung auf den Obristwachtmeister Bertram deutete, und diesen, der nichts weniger erwartete, als auf diese Art ausgezeichnet zu werden, ihm in ein Seitenzimmer folgen hieß, wohin er selbst eilig voranging. Kaum waren Beide allein, als Abdurachman mit leidenschaftlichem Ungestüm dem überraschten Bertram um den Hals fiel, und mit beklommener Stimme in französischer Sprache die Worte ausrief: Bertram, kennst du deinen Freund Coigny nicht mehr? worauf Bertram mit einem Schrei zurückfuhr, und nach schnellem Erkennen ihm gleichfalls in die Arme stürzte. Allerdings war der Pascha niemand anders, als dieser Jugendfreund, dieser frühe Vertraute und erste Waffengefährte Bertrams, mit welchem er in Holland viele Jahre unzertrennlich vereint gewesen, und im Krieg und Frieden manches gemeinsame Abentheuer bestanden hatte, bis das Geschick jedem die seinigen besonders zuwerfen gewollt. Wie kam aber Coigny hieher? Seit zwanzig Jahren für Bertram todt, mußte er hier, in diesem Augenblick, in solchem Verhältniß für ihn wiedergefunden sein? Ein tödtliches Netz verworrener Gedanken umschlang Bertrams Stirne, und das Glück, in dem Feinde den Freund zu finden, verlor sich in den unseligen Gedanken, daß in dem Freunde doch ein Feind gefunden sei. Coigny erzählte mit flüchtiger Eile, daß ein schreckliches Unrecht, das er von seinen Obern erlitten, und zu dem man eine ewige Gefangenschaft hinzufügen gewollt, ihn zur Flucht genöthigt, und sein Herz mit dem ver-

zehrendsten Rachegefühl entflammt habe, worauf er von Ort zu Ort, und von Land zu Land umhergeirrt, bis er sich endlich zu den Türken gewandt, Europa aufgegeben, und den Glauben abgeschworen habe. Seinem Muthe, seiner Kriegserfahrenheit und seinem Glück verdanke er die hohe Stelle, die er jetzt bekleide, sein Herz habe sich der vollständigsten Rache an seinen Feinden erfreut, und er segne den Augenblick, da er ein Renegate geworden. Bertram war erschüttert, er dachte an das nahe Schicksal, das seinem Freunde bevorstand, er wußte leider nur allzugut, welch furchtbare Anstalten den Untergang desselben verbürgten. Er eilte daher, ihm die schreckliche Gewißheit bekannt zu machen, er bestätigte das, was der Freiherr von Creutz gesagt hatte, er fügte alle Umstände hinzu, welche die Unmöglichkeit zeigten, daß der Sturm mißlingen könnte, und beschwor seinen Freund, der vom Himmel selbst dargebotenen Gelegenheit, in den Schoß der Kirche und der Seinen ohne Verletzung der Kriegsehre zurückzukehren, jetzt im entscheidenden Augenblick nicht auszuweichen. Er bot seinen Kopf zum Unterpfande der besten Aufnahme bei dem Herzog von Lothringen, er bat, flehte und weinte, und ließ nichts unversucht, den mit tausend Gefühlen ringenden Freund zu entscheiden. Nachdem dieser mit abwechselnder Bewegung ihm lange zugehört, nahm er endlich das Wort, indem er dem Freunde kopfschüttelnd die Hand drückte: Du irrest, mein Freund! was du sagen kannst, ist aus deinen Verhältnissen her, und in den meinigen erscheint jedes anders. Ich bin nicht Coigny mehr; eine zwanzigjährige Gewohnheit hat mich zu einem Andern gemacht; ich bin Abdurachman Pascha, und oberster Befehlshaber dieser Stadt; nicht

darum haben die unerschrockenen Osmanen mit beispielloser Tapferkeit sie bisher vertheidigt, nicht dazu dem fürchterlicheren Tode, als dem des Schwertes, dem Tode des Hungers und Elendes ohne Klage getrotzt, daß ich, ihr Anführer, sie schändlich verrathen sollte. Du schilderst mir den nahen Untergang, die furchtbaren Anstalten zum Sturme: aber gehe durch die Gassen meiner Festung, und die Beschäftigung meiner Krieger wird dir darthun, daß sie wissen, was ihnen bevorsteht, ihre muthigen Blicke werden dir sagen, daß sie dem unvermeidlichen Tod hochherzig entgegenschauen, und nur noch leben, um herrlicher zu sterben. Und diese sollt' ich verrathen? diese um ihre letzte Hoffnung bringen? oder auch nur des Denkmals berauben, das die Verwüstung dieser Stadt ihren Leichnamen werden soll? Denn das sag' ich dir, ihr werdet morgen Abend, wenn das Glück wohl will, hier nur auf rauchende Trümmer treten! Nein, Bertram! Abdurachman hat selbst sein Schicksal gewählt, er wird das Böse davon hinnehmen wie das Gute. O wie gern möchte ich dich vielmehr einladen, die nichtswürdigen Christen zu verlassen, und meiner Wahl zu folgen: träfe nicht zufällig gerade jetzt ein so ungünstiger Augenblick, daß nur, wer schon unser ist, ihn nicht verschmäht. Doch dank' ich Gott, daß er mir diese Freude noch gegönnt, schöner leuchtet mir der morgende Tag nun entgegen, da er die Bilder des frohen Jugendlebens mir an den Pforten des Todes wiedergiebt. Leb' wohl, mein Freund! leb' wohl, auf Wiedersehn im Himmel! Damit umarmte er ihn heftig, und verließ ihn schnell.

Kaum hatte Bertram, von diesem Auftritt noch ganz erschüttert und betäubt, sich bei den Seinigen, die

ihm gespannt entgegen traten, wieder eingefunden, als von Abdurachman ein Bote erschien, der ihnen befahl, die Festung sogleich zu verlassen, und dem Herzog von Lothringen zu sagen, er möge nur kommen, von Stund an solle kein Gefangener mehr gemacht werden, sondern alles über die Klinge springen. Mit dieser Antwort, die sie keineswegs erwartet hatten, wurden die Gesandten schleunigst in das Lager zurückgeschafft. Schon unterwegs aber begann der Freiherr von Creutz mit bittern und heftigen Reden auf Bertram anzuspielen, dem er vorwarf, er habe alles, was so glücklich eingeleitet gewesen, verdorben, er allein sei Schuld an dem Vergießen von Menschenblut, das nun Statt haben werde, er sei ein schlechter Diener des Kaisers und müsse als solcher angegeben werden. Dabei murmelte er zwischen den Zähnen das Wort: Verräther, das Bertram jedoch nicht so geschwind vernommen hatte, als er auch schon mit dem Degen heraus war, den ihm aber die begleitenden Offiziere sogleich entrissen, worauf der Freiherr von Creutz die nächste Wache aufforderte, denselben in Verhaft zu nehmen, während er selbst zum Herzog eilte, um diesem alles zu berichten.

Der Herzog war ungemein entrüstet über diese Vorfälle, und wollte im Anfange nichts davon glauben; als aber die sämmtlichen Offiziere, die mit in der Festung gewesen waren, einstimmig das Zeugniß ablegten: es sei die Unterhandlung im besten Gange gewesen, und alles habe den glücklichsten Ausgang versprochen, bis der Pascha mit Bertram bei Seite gegangen, und eine geraume Zeit im Gespräch geblieben, worin dieser alles wieder rückgängig gemacht, ja wohl gar das kaiserliche Heer

verrathen haben möge, so gerieth der Herzog in solchen Unwillen, daß er befahl, den Beschuldigten in Eisen vor ihn zu bringen. Inzwischen hatten der Freiherr von Creutz und die andern Offiziere sich wegbegeben, und das ganze Lager in Aufruhr gesetzt durch das Gerede von der angeblichen Verrätherei des Obristwachtmeister Bertram; die Generale, Obersten und vornehme Offiziere strömten häufig nach dem Zelte des Herzogs, wo ein wahrer Tumult entstand. Das Erstaunen war bald der Erbitterung gewichen, und die Gemüther erhitzten sich nur desto mehr, je weniger Thatsachen zu erfahren waren, so daß blos jene giftigen Reden wirkten. Niemand wagte ihn zu vertheidigen, Wenige nur zweifelten noch, die Meisten verfluchten den Verräther und sannen grausame Strafen für ihn aus, Einige behaupteten, der Sturm könne nun ohne die größte Gefahr nicht unternommen werden, Andere dagegen wollten die Rache an den Türken um keinen Augenblick verschoben wissen. Das verwirrte Getöse nahm überhand, und der Prinz von Baden mußte selbst erscheinen, um im Namen des Herzogs Ordnung und Stille zu gebieten. Vor diesem hatte jedoch Bertram bereits angefangen, sich kräftig zu verantworten; er erzählte den ganzen Verlauf der Sachen auf das Genaueste, ohne auch nur einen einzigen Umstand zu verhehlen, und die Sonderbarkeit wie das Tiefrührende seines Zusammentreffens und seiner Unterredung mit Abdurachman schien den Herzog innigst zu bewegen, und seinen hohen Heldensinn theilnehmend zu beschäftigen. Auch würde der Beklagte wahrscheinlich mit allen Ehren freigesprochen und entlassen worden sein, ohne das neue Zwischenspiel, das seine Erzählung unterbrach. Ein

schreckliches Geschrei, Rufen und Eilen tobte plötzlich von der Stadt her durch das Lager, und flog nahe an des Herzogs Zelt schnell vorüber. Einige Offiziere stürzten herein, und berichteten, so eben habe ein junger Türke das unbegreifliche Wagestück ausgeführt, aus der Stadt mitten durch das Lager mit verhängtem Zügel zu entkommen, und habe den Weg nach Griechisch-Weißenburg eingeschlagen, vergebens hätte man Feuer auf ihn gegeben, wären ihm die ausgestellten Reiter nachgesprengt, und hätten sich die Wachen, von dem Rufen aufgeschreckt, in seinen Weg gestellt, schon sei er weit im freien Felde, und ihren Augen beinahe entschwunden. Da man wußte, daß der Großvezier in Griechisch-Weißenburg einige Völker zusammenziehe, um von dort aus etwas zu unternehmen, so war man nicht wenig besorgt wegen dieses Ereignisses. Der Lärm im Lager wurde immer lauter, man glaubte sich schon nicht mehr sicher, es schien die größte Gefahr mit dem morgenden Vorhaben verknüpft; nun erschien der Freiherr von Creutz im Zelte des Herzogs, und sagte, der verwegene Reiter habe die schwachen Stellen des Lagers, wo die wenigsten Wachen gestanden, und die beste Gelegenheit zu entkommen gewesen, genau ausgewählt, es sei wohl zu bedenken, ob hiebei nicht geheime Einverständnisse gewirkt haben könnten. Und als er nun hörte, was Bertram alles gesagt, welchen Freund er in Abdurachman gefunden, welche Vorstellungen er ihm gemacht, und durch welch' eindringliche Schilderung der Sturmanstalten er ihn zur Übergabe zu bewegen gesucht: so wurde das, was die Unschuld am deutlichsten darthun konnte, und schon den Herzog soweit überzeugte, daß er sein voreiliges Verfah-

ren bereute, nun plötzlich, wie wohl zu geschehen pflegt, zum Gegentheil. Da hört man es ja, rief der Freiherr von Creutz, er gesteht es selbst, daß er die Freundschaft mit der Treue gegen seinen Kaiser nicht vereinigen gekonnt, daß er den Feind liebe, ihm alle unsere Maßregeln verrathen, die schändlichsten Anträge angehört habe! Was bedarf es weiterer Zeugen? Und so fuhr er fort, den wankenden Herzog zu bitten und zu beschwören, wenigstens die Vorsicht zu nehmen, und diesen gefährlichen Menschen während des Sturms in festem Gewahrsam zu halten, denn wenn der Verdacht auch wirklich grundlos sein sollte, wie er es herzlich wünsche, so sei es doch besser, daß Einer darunter leide, als daß das ganze Heer sich einer Gefahr ausgesetzt glaube, deren Gedanke schon das bedenkliche Werk des morgenden Tages stören müsse, und die bei diesen Umständen jeder an sich unbedeutende Anlaß herbeiführen könne. Späterhin bleibe ja alle mögliche Rechtfertigung offen, und auch er würde sich zu jeder begehrten Genugthuung bereit finden lassen, nur auf der Sturmleiter müsse das Auge frei vorwärts sehn, und keine Besorgniß die gedrängte Aufmerksamkeit von dem Vorliegenden abziehn. — Schon hatte der Herzog den Beklagten ehrenvoll freilassen wollen, als das dringende Zureden der Andern, und die heftigen Bemühungen des Freiherrn von Creutz doch endlich so viel wirkten, daß der Herzog, wiewohl mit großem Widerstreben seines theilnehmenden Gemüthes, Bertram fernerhin bewachen, jedoch die Eisen ihm wieder abnehmen ließ, und ihm nach der Erstürmung der Stadt die öffentlichste Untersuchung versprach, mit dem trostreichen Zusatz, daß er, der Herzog, als Mensch die Überzeugung

schon hege, die er als Feldherr zu erlangen hoffe. Hierauf wurde Bertram in sein Zelt zurückgeführt, und alles wandte den Geist, nach dieser Unterbrechung, mit verdoppeltem Eifer auf die bevorstehende Arbeit.

Die Türken, zum Zeichen, daß sie die Stadt niemals übergeben, noch Unterhändler mehr annehmen würden, steckten rothe Fahnen auf den Wällen auf, und unterhielten während der ganzen Nacht ein lebhaftes Feuer aus all ihrem Geschütz; hin und wieder stürzten sie auch auf die äußersten Wachen und säbelten sie nieder. Die Erbitterung stieg auf's höchste, und beide Theile waren entschlossen, das Äußerste zu vollbringen. Die Kaiserlichen verbrachten die ganze Nacht in Zurüstungen, man trug Leitern herbei, füllte Pulversäcke, theilte Granaten aus, paßte Sturmhauben an, wetzte Schwerter. Die Generale Souches und Scherffenberg befehligten das Ganze. Der Prinz von Croy stand an der Spitze von dreihundert Freiwilligen, die den ersten Anlauf machen sollten. Drei andere Haufen, sorgfältig nach dem Range aus kaiserlichen und brandenburgischen Offizieren und Gemeinen gemischt, folgten auf diese, und wurden von funfzehntausend Mann, diese aber sodann von dem ganzen Heere unterstützt. Die Truppen stellten sich während der Nacht. Bertram sah und hörte von seinem Zelt aus all diese Zurüstungen, die zum Erstenmal ihn nichts angehen sollten, und das Herz brach ihm vor jammervoller Betrübniß. Von allen Seiten war sein Gemüth heftig aufgereizt, der Auftritt mit Coigny, der nahe Sturm, die erlittene Beleidigung, der Abfall der Seinen, die jetzige Schmach, alles wälzte sich abwechselnd in schwarzen Wogen durch seinen verzweifelten Sinn. Der Morgen

des zweiten September brach an, und noch hatte kein Morgen solch Unglück an seiner Seite beleuchtet. Die Truppen rückten näher gegen die Wälle, nur dumpfes Geräusch verrieth die allgemeine Bewegung, eine Todtenstille wechselte damit ab. Eben zog der dritte Haufen an Bertrams Zelte vorbei, und er erkannte darunter seine Leute, die nun ohne ihn zum Sieg, zum Ruhm und zum Tode zogen. Da hielt er es nicht länger aus, sondern sandte zum Herzog, und ließ ihn um Gotteswillen bitten, daß er ihm erlauben möchte, an dem Sturm Theil zu nehmen, es ginge gegen seinen Herzensfreund, da könne man ja am besten sehn, ob er als ein Verräther fechte. Der Herzog gestand ihm endlich nach einigem Bedenken die Gnade zu, in dem ersten Haufen ohne Befehlsmacht, blos für seine Person, mitzustreiten; einige Offiziere aber bekamen den geheimen Befehl, ihn scharf zu beobachten, und bei der ersten zweideutigen Bewegung niederzuhauen. Bertram sah es, wie Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, er sah seinen eignen Obristen ihn lauernd ausforschen, und seine Kameraden seine Gemeinschaft vermeiden. Mit finsterer Wuth verzehrte er die schrecklichen Gefühle, die in ihm auflo derten, starr blieben seine Augen auf die Wälle von Ofen geheftet, und er gelobte sich, die Erwartung der Andern mit seinem Untergang zu befriedigen.

Endlich war der Augenblick gekommen und der Sturm begann. Gleich beim ersten Anlauf ließen die Türken einige Minen springen, und ein Theil der Stürmenden flog in die Luft. Man rang im Pulverdampfe um die eingefallenen Trümmer. In furchtbarem Handgemenge mordeten sich die Truppen, ohne vorzudringen noch zu-

rückzuweichen, auf den Leichen der Vordermänner drangen immer andere Krieger heran, bis auch sie in ihrem Blute hingestreckt lagen. Pulversäcke zerplatzten, und machten, indem sie ganze Körper und einzelne Glieder wegrissen, eine augenblickliche Lücke, aber sogleich war der Raum wieder vollgedrängt, und das Gemetzel mit verdoppelter Wuth erneuert. Auf allen Seiten wurden Leitern angelegt, und der Eifer der Nachrückenden drückte die Vordersten unvermeidlich von den obersten Sprossen rettungslos in die Lanzen der Türken und unter ihre geschwungenen Säbel. Schon war jedoch der Wall an zweien Orten erstiegen, und der Prinz von Croy pflanzte seine Fahne zum Zeichen des errungenen Sieges auf, als die Türken mit erneuerter Kraft zurückkehrten, und durch die heftigste Gegenwehr alles weitere Vordringen hemmten. Abdurachman, ihr Befehlshaber, war auf der Mauer erschienen, und hatte das kleine Häuflein seiner Helden zu neuer Vertheidigung ermuthigt; er zeigte die Flammen, die hinter ihnen auf sein Geheiß an hundert Stellen zugleich emporschlugen, und Knall auf Knall kündigte den Einsturz der unterminirten Gebäude an. Noch in ihrem Untergange machten die wenigen Türken, die noch übrig waren, den Sieg zweifelhaft, und noch hielt Abdurachman den Sieg auf. Da stürzte Bertram, der bisher im wüthendsten Getümmel mit großer Tapferkeit gefochten, und wieder das frohlockende Zujauchzen der Seinigen gehört hatte, plötzlich aus dem dichten Haufen hervor, und wie ein Rasender auf Abdurachman los, der mit funkelnden Augen ihm begegnete. Sie riefen sich einander ihre Namen zu, kämpften eine Weile, und fielen Beide zu gleicher Zeit getroffen todt zu Boden.

Sie hatten Beide den Tod, dem keiner von ihnen entgehen wollte, von liebevoller Hand, wie es schien, freudiger empfangen, und die Freundschaft hatte jedem den letzten Dienst geleistet. Die Türken, da sie ihr Haupt gefällt sahen, thaten ferner nur schwachen Widerstand, und wurden einzeln hingemordet, die meisten auf den Wällen, und nur wenige, die noch Rettung gesucht, in den Straßen. Die Kaiserlichen waren Meister der Festung, und schossen Victoria von den Wällen. Aber die Stadt lag in brennenden Trümmern, und die Einwohner waren größtentheils umgekommen. Das ganze Heer betrauerte Bertrams Verlust, und der Herzog, der allzuleichtgläubig ihn im Leben gekränkt, wollte wenigstens den Todten durch Ehre entschädigen. Neben Abdurachman wurde er auf dem Walle, den jener vertheidigt und dieser erobert, mit allem kriegerischen Gepränge begraben. Drei Tage trug der Herzog Trauer um ihn, und alle Generale folgten diesem Beispiel. Den Freiherrn von Creutz suchte man im ganzen Heere vergebens, er war gleich im Anfange des Sturms durch ein abgerissenes Mauerstück zerschmettert worden.

Hier endigte der Vater seine Vorlesung. Die beiden Jünglinge ahndeten damals wohl noch nicht, daß diese Geschichte in ihnen selbst gewissermaßen wiedererscheinen, und in der Familie wie eine von Zeit zu Zeit wiederkehrende Gespenstergestalt ihr Dasein fortpflanzen sollte, wie es unter veränderten Umständen und mit einem glücklicherweise nicht so tragischen Ausgange späterhin geschah. Denn als im Jahr 1809 der preußische

Major Schill mit seinem Husarenregimente den bekannten Partheigang nach Westphalen unternahm, und eine zahlreiche deutsche Jugend, von langgenährten Hoffnungen erhitzt, sich an seine Schaar anzuschließen eilte, verließ auch Fritz Bertram seine Studien, und folgte dem Rittmeister Brunnow, der mit einer kleinen Abtheilung durch Halle kam, zu dem Schill'schen Haupttrupp, der auf Magdeburg gezogen war. Bei Dotendorf kam es zwischen diesem und den französischen und westphälischen Truppen, die ihm aus der Festung entgegengerückt waren, zu einem blutigen Treffen, in welchem Schill zwar seine besten Rittmeister verlor, aber doch mit seiner unvergleichlichen Reiterei die feindlichen Vierecke über den Haufen warf. Auch Fritz Bertram hieb auf die Westphalen ein, und erkannte seinen Bruder Wilhelm darunter, der vergebens die wankenden Leute zu tapferer Gegenwehr aufforderte. Sie grüßten sich mit funkelnden Augen, und „Coigny" rief Wilhelm, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, indem er den Degen schwang, aber: „Nein, Bruder!" rief ihm Fritz zurück, und sprengte davon, unter den andern Truppen sich Feinde zu suchen, die ihm weniger theuer wären.

Wenn aber anzunehmen ist, wie denn in der That alles für diese Annahme zu sprechen scheint, daß die beiden Jünglinge bei ihrem unvermutheten Begegnen sich ganz anders betragen, und vielleicht der Gewalt des bösen Dämons, der von ihrem Vorfahr auf sie herabgewirkt, sich allzu begierig würden unterworfen haben, wenn nicht die mitgetheilte Erzählung ihnen vorgeschwebt hätte, so wäre ja wohl der gute Alte bei diesem Vorfall, der zugleich seine sonstigen Meinungen auffallend bestätigte,

durch die Erhaltung seiner Kinder reich belohnt worden für die sorgliche Familienkunde. Denn das klare Bewußtsein über die Sache hatte hier schon größtentheils die Wirkung derselben zerstört, und den Zauber gleichsam gelöst, wie ja auch auf ähnliche Weise so vieles, weil es recht zur Sprache gekommen ist, durch das klare Bewußtsein darüber zu unserer Zeit in den Gedanken der Menschen gelitten hat.

Die Sterner und die Pfitticher.

Novelle.

Große lebenvolle Zeit, da Deutschland im Gemeinwesen freier Städte eine herrliche Stufe seiner Entwickelung bestieg, und edler Bürgergeist aus deren Mitte herrschend emporblühte! Wenig andere Bilder unsrer Vorzeit dürfen an Kraft und Fülle diesem gleich stehen, wenige in Dauer der Nachwirkung es übertreffen. Aus rauhen Wildnissen und einsamen Felsburgen zog sich das Leben in das mildere Thal, an reiche Ströme, zum starken Verein innerhalb gemeinsamer Mauern, wo alsbald der Fleiß der Gewerbe, der Geist des Handels und der Erfindung, die Kunst und Übung jeder Thätigkeit ihr glückliches Gedeihen fanden. Gesetz und Sitte ordneten hier für Alle die Freiheit, die sonst nur das Schwert der Eigenmacht dem Einzelnen erhielt. Der Ritter fand Genossen des Kriegs und der Ehre in streithaften Bürgern, oft in ihrer Sache neuen Zweck des edlern Kampfes. Weise Einrichtungen, Wohlfahrt und Glanz des Lebens, die sich hier in Sicherheit ausbildeten, schufen Macht und Ansehen, deren Wirkung weithin vordrang. Nicht nur im Norden die Hansa ragte als Städtebund erstau-

nenswürdig neben Königreichen, auch im Süden von Deutschland bewiesen ähnliche Erscheinungen, mit wechselndem Geschicke, den Stolz und die Macht der freien Städte. Doch nichts Großes wird unter den Menschen ohne Kampf erreicht, und die Bewegung, welche hervorbringt, ist immer auch zerstörend. So sehen wir denn das Bild der freien Städte Deutschlands nicht bloß verherrlicht durch Glück und Ruhm, sondern auch entstellt durch innere Zwietracht, zerrüttet durch Leidenschaften, verfinstert durch Mißverstand der Freiheit. Die Bürger, gegen gemeinsamen Feind stark auf den selbstvertheidigten Mauern, geübt in Waffen und freudig in deren Gebrauche, wandten auch dorthin, wo nur Gesetz und Recht herrschen sollten, die rohe Gewalt; und im Gefühle der Kraft, die sie zur Tapferkeit beseelte, führten sie auch ihre inneren Angelegenheiten nur allzu oft zu blutiger Entscheidung. Die Vornehmen und Reichen strebten bald nach alleiniger Herrschaft, die Geringeren widersetzten sich der Unterdrückung, und in mannigfachen Schwankungen wechselte die Oberhand. Partheiungen erhoben sich, auswärtige Verhältnisse verwebten sich in den Streit, Haß und Rachsucht gährten auch im friedlichen Stillstand, und jeder leichte Vorgang erneuerte den Ausbruch von Kämpfen, deren erster Anlaß oft nicht mehr aufzufinden war. Die lange Dauer solcher Unruhen, die in den meisten Städten Italiens und Deutschlands oft mehrere Jahrhunderte gewüthet haben, beweist nur, wie kraftvoll der Wohlstand und die Freiheit gewesen, die trotz dieser Zerrüttungen sich erhalten konnten.

Von den zahlreichen Geschichten, in welchen dergleichen Ereignisse sich abspiegeln, sei uns eine auszu-

heben vergönnt, die von besonderen Umständen zu einer eigenthümlichen Wendung geführt worden, und deren Erzählung ohne Nachtheil sich einer geschichtlichen Treue anschließen darf, die sonst gern dem Reize des Eindrucks geopfert zu werden pflegt. Sie fiel gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in der löblichen Stadt Basel vor, die wir früh durch Gewerbe und Handel in volkreicher Blüthe finden.

Schon seit vielen Jahren hatte ein großer Theil des umwohnenden Adels das Bürgerrecht in Basel erworben, seine Schlösser mit Burghäusern in der Stadt vertauscht und im Handelsverkehr große Reichthümer gewonnen; ärmere Edelleute folgten dem Beispiel jener Ritter, allein die erwachte Eifersucht der Bürger erschwerte bald den Zuwachs solcher Ansiedler, und diese fanden oft kein anderes Heil, als bei dem bereits ansässigen Adel in Dienst zu treten. Durch solche Hausgenossen verstärkt, bildeten die vornehmen Ritter eine mächtige Körperschaft, die sich bald gegen die andern Bürger mancherlei herausnahm, und ihnen, bei doch meist gleichen Beschäftigungen und Pflichten, eine niedere Stufe anweisen wollte. Vergebens hatte Bischof Heinrich, ein Graf von Neuenburg am See, fromm und wohlgesinnt den Frieden zu erhalten gesucht, den Adel gewarnt, die Bürger in ihrem Unmuth besänftigt und Alle zur brüderlichen Eintracht ermahnt; der Partheihaß war in den Gemüthern entzündet, und nichts konnte seinen Ausbruch mehr abwehren. Das Volk trat bei jedem Anlaß zusammen, bot durch seine Menge den Rittern Trotz und trug in manchem ernstlichen Hader den Vortheil davon. Hierauf schloß der Adel einen noch festeren Ver-

ein, ordnete seine Glieder in streitfertige Schaaren, und hielt, um das Volk zu schrecken und zu höhnen, bewaffnete Aufzüge durch die Straßen der Stadt; von der Fahne mit weißem Stern im rothen Felde, die dabei herumgetragen wurde, entstand für die Genossen der Name der Sterner, denen sich, nebst andern auswärtigen Rittern, auch der Graf Rudolph von Habsburg als Verbündeter zugesellte. Aber die Volksparthei blieb in trotzigen Anstalten nicht zurück, sie bildete ebenfalls bewaffnete Schaaren, und erhob als Zeichen ihrer Verbündung eine Fahne mit einem grünen Papagei oder Pfittich, woher für ihre Anhänger der Name Papageien oder Pfitticher kam, an welche sich der Bischof und einige Geschlechter des Adels anschlossen, denen die gerechte Sache auf Seiten des Volkes erscheinen mochte. So gegen einander gestellt, und durch tägliche Anreizungen erbittert, waren die beiden Partheien schon oft in den Straßen an einander gerathen, ohne daß der Sieg sich entscheiden wollte, bis endlich ein bedeutender Vortheil den Pfittichern die Oberhand und den Besitz der Bürgermeisterstelle gab, wodurch die Fehde auf eine Zeit lang gestillt wurde.

Die Bürgerschaft veranstaltete zur Feier der wiederhergestellten Ruhe ein großes Pfingstfest, zu welchem, außer den Einheimischen, auch eine große Anzahl von Fremden, besonders aber die befreundeten Neuenburger, eingeladen und mehrere Tage bewirthet und unterhalten wurden. Die Pfittcher führten bei diesem Feste überall den Vorsitz, wobei durch Pracht und Ansehen vorzüglich das alte Geschlecht der Mönchen glänzte, welches in zehn verschiedenen Zweigen zahlreich blühte, und, an der Spitze der Volksparthei stehend, jetzt auf die Ange-

legenheiten der Stadt den meisten Einfluß hatte. Unter ihrer Anführung wurden die prächtigsten Ritterspiele gehalten, für welche Heinrich Mönch von Landskron, ein angesehener und vielvermögender Mann, die reichsten Preise ausgesetzt hatte, die von der Hand seiner Tochter, Gertrudens von Landskron, an die gewandtesten und tapfersten Kämpfer vertheilt werden sollten. Die Sterner, obwohl im Nachtheil und gedemüthigt, entzogen sich doch dieserhalb dem Feste nicht, sondern wetteiferten um jede Ehre und Auszeichnung, besonders bei den Fremden, deren sie sich mehrere zu Freunden machten, worüber die Pfitticher ihren Verdruß nicht bergen mochten, der endlich auf's höchste stieg, als die besten Ehrenpreise am Schlusse des Festes einem Jüngling zuerkannt werden mußten, dem die Sterner, als einem der Ihrigen, lauten Jubel bezeigten. Als der letzte Tanz geendigt war und man sich anschickte, den Saal zu verlassen, trat Heinrich von Landskron hervor, und redete, noch den Groll im Herzen, die Versammlung also an: „Werthgeschätzte Gäste und Freunde! Wenn Ihr diese Tage in rechter Fröhlichkeit verlebt, und an unserer Bewirthung, so wie an unsern Spielen, einiges Wohlgefallen gefunden habt, so ist uns der beste Lohn für unsern guten Willen zu Theil geworden, und der Glanz und Schmuck dieser Tage hat für uns so lange nicht aufgehört, als Eure Zufriedenheit ein freundliches Andenken davon bewahren will. Möget Ihr unsere Stadt und Bürgerschaft lieb und werth behalten, und die Ihr gekommen seid als Fremde, nun als Freunde heimziehen, die wir Euch um so lieber als Bundesgenossen rechnen, als Feinde ja nicht bloß außerhalb lauern, sondern leider auch im Innern

unserer Stadt verderbliche Rotten bilden, deren freches Gezücht mit vereinten Kräften zu vernichten ist! Euch aber geleite Gott nun in Frieden und Freundschaft nach Haus!" — Die Versammlung antwortete mit freudigem Zuruf und trennte sich unter Frohlocken und Glückwünschen; die Fremden zogen bei Fackelschein nach ihren Herbergen, von wo sie am folgenden Tage, jeder seines Weges, die Heimreise antraten. Die Sterner aber fühlten tief die Beleidigung, die ihnen im Angesicht der Fremden angethan worden; sie zogen sich in stiller Wuth zurück, fest entschlossen, die Worte des stolzen Psittichers durch blutige That zu rächen, und verabredeten sogleich einen Anschlag, um das verlorne Übergewicht wiederzuerlangen.

Dietrich von Ramstein, ein edler Jüngling von schöner Gestalt und ritterlicher Bildung, tapfer und kühn, durch manches Kriegesabentheuer geprüft, war eben aus Italien zurückgekehrt, um, nach dem Wunsche seines Vaters, fortan unter seinen Mitbürgern zu bleiben. Seine Rückkunft fiel gerade in die Tage des Festes, dessen belebter Glanz ihm den Boden der Heimath in freudiger Anmuth erscheinen ließ, und an welchem er sogleich einen erhöhteren Antheil gewann, indem er in den Ritterspielen unübertroffen die besten Preise davon trug. Die Sterner freuten sich, in ihm einen kühnen und feurigen Genossen mehr zu besitzen, dessen Muth und Gewandtheit, wie schon im Scherz, so auch bald im Ernst, ihrer Parthei zur wichtigen Verstärkung werden mußte. Sie priesen seine Ritterlichkeit, lobten seine Gesinnung und setzten ihn vorläufig von allem in Kenntniß, was ihm als einem Mitanführer ihrer bevorstehenden Unter-

nehmung zu wissen taugte. Allein Dietrich vermochte nicht in gleicher Art die Empfindungen zu theilen, von welchen er die Andern im Tiefsten erregt sah. Seit vielen Jahren aus der Heimath abwesend, kannte er den inneren Zwist seiner Mitbürger nur dem Namen nach, und er wußte nur, daß er ein Sterner sei, ohne es in seinem Inneren zu fühlen; und wenn auch sonst das Feuer der Jugend kaum der Gründe, sondern nur der Gelegenheit bedürfen mochte, um heiß für eine dargebotene Sache zu entbrennen, so vermißte er doch solchen Antrieb diesmal ganz, und fand in seiner Brust einen Widerspruch, der ihm unmöglich machte, gleich den Andern in den Pfittichern unbedingt nur Feinde zu erblicken. Das Bild der schönen Gertrud schwebte seit dem ersten Anblick mit sanftem Reize vor seinen Augen, und schlug mit zunehmendem Zauber die feindliche Flamme nieder, die seinem Herzen eine entgegengesetzte Richtung aufdringen wollte.

Indeß betrieb der alte Ramstein mit Nachdruck die Anstalten, um den Sternern Rache an den Pfittichern zu verschaffen. Durch seine hohen Jahre für die meisten Verhältnisse des Lebens abgestumpft, fühlte er die Heftigkeit früherer Zeiten einzig in den Augenblicken wiederkehren, wo die Bürgerpartheiung ihn aufreizte. Ehemals einer der Anführer des Sterns, mit ihm an Bedeutung gestiegen und in die Waffenfreundschaft des Grafen Rudolph von Habsburg gekommen, glaubte er die gerechte Sache der Ritter mit höchster Anstrengung verfechten zu müssen; vor allem schmeichelte ihm der Gedanke, in seinem Sohne ersetzt zu werden, und diesen ausführen zu sehen, was ihm selbst nicht mehr gestat-

tet war. Dietrich liebte seinen Vater mit inniger Verehrung, er hatte ihn immer als hohes Vorbild betrachtet; an strenger Gesinnung, an Tapferkeit und besonders an beharrlicher Treue hatte er seines Gleichen nicht gefunden; in die Fußstapfen dieses Mannes zu treten, seiner Leitung sich hinzugeben, war ihm so wünschenswerth als pflichtgemäß erschienen. Mit bestürztem Unmuthe fand er sich nunmehr in dieser Fassung gestört, jeden Eindruck verändert, jeden Wunsch verirrt. Er vernahm nicht ohne Peinlichkeit die heftigen Äußerungen, die, täglich wiederkehrend, ihn selbst nicht weniger als die Pfitticher zu verletzen schienen; denn am Ende stand hinter diesem verhaßten Namen auch immer die schöne Gertrud, die von solch harten Schmähungen mitgetroffen wurde; er wußte die Stellung, in welche die Verhältnisse ihn gebracht hatten, sich nicht recht mehr anzueignen, und durfte doch keine andere hoffen, die ihm befriedigender gewesen wäre. Alles, was von dem Hasse der Pfitticher, von ihrem Übermuthe, von ihrer Arglist und Unversöhnlichkeit erzählt wurde, mußte ihn auf doppelte Weise verletzen, indem sein Stolz und mehr noch Gertrudens sanfte Liebenswürdigkeit sich dagegen in ganz verschiedenem Sinne auflehnten. Er versuchte wohl, den innern Drang seines Gefühls dem väterlichen Sinne anzuschmiegen. Er gab seiner tieferen Neigung, die er mit Worten sich selbst allmählig eingestehen mußte, das Gemeinwohl der Stadt zum Anhalt, und deutete auf die glücklichere Zeit hin, wo die Bürger durch keine Zwietracht mehr geschieden sein, wo Frieden und Einigkeit, sagte er, alle Kräfte für gleichen Zweck verbinden, und diesen Zweck in der Blüthe und dem Ansehen des Gan-

zen besitzen würden. Warum, fügte er hinzu, soll diese Zeit entfernt, warum nicht nahe zu hoffen sein, da jede gute Gesinnung, jede wahre Vaterlandsliebe sie plötzlich herbeiführen, sie wenigstens beschleunigen kann? — Der Alte stutzte über die unerwartete Rede des Sohnes; doch bald, ihre ungewisse Deutung nach dem eigenen Sinn entscheidend, entgegnete er mit Stärke: „Ja wohl ist die Zwietracht das größte Unheil! Unsere Stadt geht darin unter, ihre Neider und Feinde frohlocken; aber nur ein einziges Mittel giebt es, die Einigkeit herzustellen: der Sieg des Sterns und des Pfittichs Untergang; dazu helfe jeder, der es gut meint, und verflucht sei jeder, der es anders will!“

Solchen Äußerungen des starren Hasses entzog Dietrich sein verwundetes Herz, und zugleich dem väterlichen Kreise mehr und mehr sein Vertrauen. Desto freier und mächtiger entfaltete sich in geheimer Stille das Gefühl, welches in raschen Pulsen zur Leidenschaft aufstieg. Er sah Gertruden unverhofft wieder, er konnte auf der Straße einige Worte mit ihr wechseln, indem er als Empfänger der von ihrer Hand ertheilten Preise sich in fortwährender Verpflichtung zu ihr darstellte; er fand in ihren Augen die lieblichste Wahrheit, in ihren Worten die edelste Zuversicht eines schönen Herzens, dessen Neigung ungewonnen nur dem Rechten sich gewinnbar fühlt. Er traf und sprach sie hierauf öfter, der Zufall schien beflissen sie ihm allenthalben entgegen zu führen, in Kirchen und Gärten, bei Festlichkeiten und Wasserfahrten. Schon mochte er sich nicht mehr läugnen, daß ihn die heißeste Liebe erfülle, und daß er ohne Gertrud allem Lebensglück entsagen müsse. Schwelgend überließ er sich

allen Wogen der inneren Leidenschaft; Muth und Angst, Hoffnung und Zweifel bestürmten abwechselnd sein aufgeregtes Herz, und wenn ihm endlich im errungenen Wähnen, daß er wiedergeliebt sei, ein heiterer Trost gekommen schien, so war er dann plötzlich mit seinem vollen Glücke erst wieder gränzenloser Noth und Irre preisgegeben. Konnte er hoffen, daß sein Glück den wüthenden Geist der Zwietracht überwältigen würde, daß ihn die Pfitticher, daß Gertruden die Sterner willig aufnehmen würden? Und welche Kette von Leiden und Drangsalen zog sich über jeden Weg hin, den seine Liebe sonst noch möglich glauben wollte? — In dieser Lage wurde ihm Mittheilung äußerstes Bedürfniß. Er näherte sich einem Freunde, mit dem aus früher Jugend, nach langen Zwischenräumen, in denen sie sich nicht gesehen, ein angewöhntes Vertrauen ihm offen geblieben war. Reinhard Schenk, ein wenig jünger als Dietrich, aber in seinem Wesen sehr zusammengenommen, besaß unter der Hülle eines überlegten Benehmens eine Reizbarkeit des Sinnes, welche Dietrichen besonders angezogen hatte; er schien eine nachsichtige Beurtheilung und eine sorgsame Behandlung von den Eigenschaften des Freundes erwarten zu können. Dieser vernahm zwar die unvermuthete Mittheilung anfangs mit Kälte, ja mit einigem Ausdruck von Verdruß; allein dieser Anschein verlor sich gleich wieder, und der Vertraute suchte alsbald mit freundlicher Fassung und sichtbarem Eifer den Liebenden zu frischer Hoffnung zu ermuntern, und diese durch kräftige Zusage seiner eigenen Beihülfe in Rath und That bestens zu bestärken. Er läugnete nicht, daß die Verhältnisse schwierig, daß die Feindschaft der Sterner und Pfitticher

mehr als je in Gährung sei, und daß an eine Verbindung auf gewöhnlichem Wege nicht gedacht werden könne; aber er glaubte, daß sich schon Hülfsmittel darbieten würden, wenn man sie nur benutzen wollte; dabei erklärte er, daß er in dieser Sache schon als Sterner dem Sterner beistehen müsse, aber noch mehr als Freund dem Freunde, dessen Empfindungen er vollkommen zu würdigen wisse.

Reinhard war erfindungsreich für Dietrichs Herzensbedürfniß; er schmeichelte seiner Einbildungskraft auf die wohlthuendste Weise, wußte manchen Vorfall des täglichen Lebens nach Wunsch zu behandeln, das Widerwärtige abzulenken, das Angenehme hervorzuheben, und wurde seinem Freunde bald unentbehrlich. Das Mitwissen um ein geliebtes Geheimniß und dabei muntere Thätigkeit — diesem Verein von Macht unterwirft sich immer ein bedrängtes Herz! Auf nahen und fernen Spaziergängen, bald zu Schiffe den Rhein befahrend, bald zu Pferde die benachbarten Burgen besuchend, unterhielten die Freunde sich eifrig von Hoffnungen und Aussichten, zu deren Erfüllung hundert Träume ersonnen, Entwürfe ausgebildet und Vorsätze gehegt wurden. Mit dem geliebten Gegenstande aus der unseligen Stadt zu einem andern Orte hin zu fliehen, wo der trennende Zwist unbekannt und wirkungslos wäre; das ganze Haus der Landskron aus den Reihen der Feinde zu den Sternern herüberzuziehen, oder die Ramstein den Pfittichern zu gesellen; im Vertrauen auf höhere Kraft heiliger Liebeseingebung beide Partheien durch öffentliche Rede zur Versöhnung und Bruderliebe hinzureißen: alle diese Vorstellungen stiegen auf und ab in der unendlichen Prü-

fung ihrer vielartigen Möglichkeiten! Was auf entlegenen Wanderungen in Waldesfrische und Felseneinsamkeit glücklich ausgedacht und unfehlbar schien, verlor sich nur immer wieder bei Annäherung zur Stadt meist in Wahn und Traum, und ließ bei dem Eintritt in das Thor leider die entgegengesetzte Wirklichkeit erkennen! In der That war der Zustand der Bürgerschaft mit jedem Tage gährender geworden; die Partheien hatten sich durch Hohn und Drohungen auf's äußerste erbittert, unaufhörlich fielen gefährliche Neckereien vor, und nicht selten wurden die Schwerter gezogen. Die Pfitticher, im Vortheil, machten ihre Obergewalt geltend, bestraften die unruhigen Sterner, und versicherten sich der wichtigsten Posten durch bewaffnete Schaaren; aber eben deßhalb war ein allgemeiner Aufstand der Sterner nur um so näher zu befürchten, und wirklich deutete manches Zeichen darauf hin. Die beiden Partheien hatten allen Umgang unter einander abgebrochen, und nur noch im nothwendigsten Lebensverkehr berührte man sich mit Schroffheit und Kälte. Dietrich erschien vor seinem Vater jetzt meist finster und schweigend, und dieser glaubte in den heftigen Reden, die Reinhard zu Zeiten gegen die Feinde ausstieß, zugleich den Inhalt jenes Schweigens zu vernehmen; er munterte zu muthiger Stärke auf: die Stunde sei nicht weit, wo Vergeltung geübt werden solle; übrigens bedauerte er, seinen Sohn den Erwartungen nicht entsprechen zu sehen, die er durch sein erstes Erscheinen geweckt hatte; er habe nicht jenes gestählte Herz, dünkte ihn, das durch Selbstgefühl und inneren Trotz alles Mißgeschick ungebeugt erträgt. Dietrich, von allem, was er sah und hörte, nur beklommen, und seit langer Zeit

schon ohne den Anblick Gertrudens, den früher der Zufall bei öfteren Gelegenheiten ihm gegönnt, suchte im Freien seiner Stimmung nachzugehen; die beiden Freunde setzten emsig ihre Ausflüge fort, Reinhard von nun an bewaffnet, gewarnt gegen Überfall und Nachstellung.

Eines Tages gingen sie aufwärts am Ufer des Flusses von Hügel zu Hügel, bis sie plötzlich durch ein umbüschtes Gemäuer den Weg versperrt fanden. Sie stiegen ohne Mühe hinauf. Eine grüne Laubwand breitete sich über dem Rande der Mauer hin, und ein hoher Garten schloß sich an; reizende Aussicht zwischen gewaltigen Bäumen eröffnete sich vorwärts in dem gesenkten Grunde auf den Rhein. Die beiden Freunde betrachteten die Gegend, als sie in ihrer Nähe Stimmen und fröhliches Lachen vernahmen; dazwischen ertönten Liederklänge und munterer Lärm, wie von einem Platze jugendlicher Spiele. Zwei schöne Mädchen traten aus der Laubwand auf den freien Mauerrand hervor, ihre Tritte schallten hell von den festen glatten Steinen; sie riefen unter Scherz und Lachen eine dritte Gespielin, die aus dem innern Garten antwortete. „Willst Du denn immer träumen" — rief es ihr entgegen, als sie nach einer Weile hervortrat — „willst Du gar nicht mehr spielen und fröhlich sein? Bist Du verliebt, so sag' es uns zu Deinem eignen Besten, daß wir uns nicht auch an Deinem Auserwählten versehen, und unbewußt Deine Nebenbuhlerinnen werden!" — Die Freunde standen hinter einem Hollunderbusche, der sie den Blicken der Mädchen einigermaßen verdeckte; doch als keine Antwort auf die neckende Rede erfolgte, und Reinhard sich vorbeugte, um besser zu sehen, wurde er selbst erblickt, und

mit schreiendem Lachen rief die Entdeckerin plötzlich: „Da ist er, da ist er schon, Gertrud, Dein Liebhaber, Dein Herzensbändiger! hieherbestellt oder durch Zufall?" — Und jetzt, wo die Mädchen ihre Blicke auf Reinhard hefteten, fielen Gertrud's Augen, die sich unwillkürlich dahin wandten, auf Dietrich, und was ihr selbst noch Geheimniß hatte sein sollen, wurde plötzlich ihr selbst und den Andern in einem Schrei offenbar, der ihre ganze Verwirrung ausdrückte. Die Freunde traten nun zugleich hervor, die Mädchen wollten fliehen, allein Gertrud vermochte kaum sich aufrecht zu halten, ein Strom von Thränen benetzte ihr Antlitz. Dietrich ergriff ihre Hand, er konnte an seinem Glücke nicht zweifeln: er sprach mit Leidenschaft einige Worte, er wollte beruhigen, bitten, aussprechen, vernehmen; ein sanfter Blick schien ihm Vertrauen geben zu wollen, aber Angst und Unruhe erwachten zugleich. Sie sah auf die goldene Kette nieder, die er am Halse trug, einen der Ehrenpreise, die er von ihrer Hand empfangen hatte. „Ihr habt sie mir gegeben," sagte Dietrich, „und sie wäre mir das Theuerste auf der Welt, wenn sie ganz Eure Gabe wäre; aber nun kann ich ihrer nicht recht froh werden, wenn ich bedenke, daß Ihr sie vielleicht mir weniger von Herzen gegeben habt, als wenn ich einer der Eurigen wäre!" — „Wie redet Ihr!" flüsterte Gertrud bewegt; „ich bin Euch nicht feind, wie sehr es auch leider unsre Väter einander sind! Ihr kommt, sagt man, von weiten Reisen zurück, kaum kenne ich Euch, aber eine innere Überzeugung sagt mir, daß Ihr Eure Vaterstadt mit allgemeiner Liebe wieder gesehen, Eure Mitbürger in der Ferne nicht in Freunde und Feinde geschieden habt! O ver-

möchten meine Empfindungen in die Andern überzuströmen, schon längst wäre dieser unselige Zwist versöhnt." — „Eure Worte, Gertrud, gehen mir zu Herzen!" erwiederte er; „Ihr verkennt mich nicht, nein, ich nehme keinen Theil an der traurigen Feindschaft, ich liebe in Euch die Eurigen mit. Könnte mein Vater solchen Engel des Friedens hören, auch sein Herz würde sich wenden! Gertrud, Ihr seid die herrlichste Jungfrau der Stadt, an Macht und Ansehen überwiegt Euer Haus alle andern; ich darf mich den Besten der Meinigen gleichstellen; der finstere Streit kann enden, die Zerrüttung der Vaterstadt redet der Liebe, die ich für Euch empfinde, das Wort: o wendet Euren Blick nicht ab, laßt mich wenigstens hoffen, was Ihr noch nicht zusagen mögt!" — Sie sah ihn an, sie bebte, und konnte kein Wort hervorbringen; Dietrich sah mit Entzücken in das schöne Antlitz, und schien in die beseligendste Zukunft zu schauen.

Reinhard hatte unterdessen den beiden Mädchen die zufällige Weise erklärt, wie sie hieher gekommen, und so schönen Kindern einen Schreck verursacht, von dem diese doch wohl sich bald erholen würden. Die Mädchen sahen den jungen Mann spöttisch an; was den Schreck beträfe, erwiederte die Eine, so müsse er wohl meinen, recht furchtbar mit seinem Schwerte auszusehen; allein es komme nicht auf die Waffe an, sondern auf den Mann, der sie führe. — „Und das müßt Ihr gestehen," entgegnete die Andere, „daß Ihr, wenn Ihr freilich keine Vögel locken könnt, Euch darum doch noch immer zu viel einbilden möchtet, wenn Ihr als Scheuche etwas zu sein meintet." — Reinhard erwiederte: daß er in

keinem Falle hier so lose Vögel habe erwarten dürfen, indessen gebe es noch wohl schlimmere. — „Schlimmere?“ fiel das Mädchen ein; „o ja, das wißt Ihr am besten! Ihr kennt die Papageien — unsre Vettern, wie Ihr wißt — mit denen Ihr nicht so dreist zu reden wagt.“ — Diese Worte, schon im Zorneseifer ausgesprochen, zogen Dietrichs Aufmerksamkeit herbei; er sah Gertrud zittern bei Erwähnung des Partheistreites, er eilte an Reinhards Seite, um ihn zu verhindern, mit neuer Bitterkeit zu antworten; Gertrud nahte mit besorgten Blicken ihren Gespielinnen, aber vergebens! Die Mädchen, ein geheimes Einverständniß vermuthend und wegen des ganzen Auftrittes mißvergnügt, überließen sich ganz ihrer Aufregung, häuften Schmähungen auf Schmähungen, beschuldigten die Sterner ehrloser Absichten, warfen ihnen Feigheit und Verrätherei vor, und hießen sie ihres Lohnes gewärtig sein. Reinhard, auf's äußerste gebracht, versagte jede Mäßigung, antwortete mit höhnischer Verachtung gegen die Pfitticher, und zuletzt in so schneidenden Worten, daß die Mädchen eilig davongingen, indem sie Gertruden mit fortrissen; sie blickte schmerzlich auf den Geliebten, der sein Auge mit dem ihrigen inbrünstig gen Himmel hob, während Worte des Hasses und der Rache zum Scheiden erklangen. „Was hast Du gethan!‘ rief Dietrich seinem Freunde zu, als sie allein standen; „Du hast den grausamen Streit, den wir zu vernichten sannen, nur heftiger entzündet!“

Reinhard vertheidigte sich nicht, er suchte nur den Freund zu beruhigen; der unangenehme Vorfall hatte die Gewißheit von Gertrudens Gegenliebe enthüllt, und dieser unschätzbare Gewinn wurde eifrig hervorgehoben;

Dietrich schien in dieser Betrachtung schon getröstet und von schmeichelnden Bildern umgeben, als sie nach weiten Umwegen Abends das Stadtthor erreichten. Kaum waren sie hineingetreten, als sie eine ungewöhnliche Bewegung in der Stadt bemerkten; unter verwirrtem Geschrei rannten die Menschen hin und her, Weiber flüchteten in die Häuser, die Kaufleute schlossen ihre Gewölbe, bewaffnete Bürger eilten in verschiedenen Richtungen. Es hieß, die Sterner versuchten neue Anschläge, ihre Verruchtheit schone selbst der edlen Jungfrauen nicht; erst jetzt hätten sie vor der Stadt drei Mädchen aus den Geschlechtern der Pfitticher unvermuthet angefallen und beschimpft, die Rache werde die Schuldigen aber aufsuchen und zu treffen wissen. — Reinhard vermuthete sogleich den Zusammenhang, und sagte zu Dietrich: „Hier gilt kein Säumen; eilen wir, uns bewaffnet bei den Unsrigen einzustellen! Die Dirnen haben unsre Erscheinung im Garten als eine Gewaltthat geschildert, und wer weiß was alles erzählt; die schändlichen Papageien haben längst auf einen Vorwand gewartet, uns ihre Übermacht fühlen zu lassen. Nun desto besser! Fangen sie heute an, so brauchen wir's morgen nicht zu thun!" — und damit nahm er Dietrichen am Arm und riß ihn fort, nicht ohne Widerstreben; denn dieser wollte durchaus in die Straße, wo Gertrud wohnte: er fühlte die größten Entschlüsse in seiner Brust; er wollte vor Heinrich von Landskron treten, und dessen Gesinnung beugen oder sich ihr zum Sühnopfer bieten. Reinhard erklärte diesen Gedanken für thöricht; nichts könne hier helfen als das Schwert; hätten sie erst gesiegt, dann ließe sich nachher das Beste thun. Allein Dietrich beharrte auf seinem Sinne und

schritt muthig voran: sein Freund, um ihn nicht ganz ohne Hülfe zu lassen, folgte ihm unwillig nach. Schon ritt der Bischof mit einer Anzahl Reisigen durch die Straße und vereinigte sich mit den bewaffneten Bürgern vor dem Rathhause, wo das Panier der Pfitticher aufgesteckt war. Ein Trupp nach dem andern rückte zur Besetzung der wichtigsten Posten vorüber; wer sich auf der Straße zeigte, wurde als Pfitticher zu seiner Schaar eingewiesen, oder als Gegner verhaftet. Dietrich befand sich mit seinem Freunde schon mitten unter den Feinden, und unter Gertruds Fenstern — bis wohin er durch alle Bewaffnete vorgedrungen — eben in größter Gefahr, als plötzlich das Geschrei erscholl, ein feindlicher Heerhaufen ziehe von dem Lande heran gegen das Thor, die Sterner hätten dem Grafen von Habsburg die Stadt verrathen, man müsse sie niedermachen, ehe sie Hülfe erhielten. Heinrich von Landskron stürzte zornentflammt hervor, hieß alle Schaaren ihm nachfolgen und flog an ihrer Spitze gegen das andere Stadtviertel, wo die Sterner sich versammelt hatten. Dietrich und Reinhard, von den Ihrigen abgeschnitten, durch wechselnde Empfindungen bestürmt, fanden sich in der verzweiflungsvollsten Lage; Reinhard wollte in das Haus der Landskron einbrechen, Gertrude als Geisel festnehmen, und dann Feuer anzünden, um in dem Getümmel mit ihr und Dietrich zu entkommen; dieser aber setzte sich dem schrecklichen Vorhaben entgegen, weniger schaudernd, die Geliebte zu verlieren, als so sie zu besitzen. Unterdessen hatten die Pfitticher mit großer Überzahl den auf dem Münsterplatz aufgestellten Streithaufen der Sterner im ersten Anlauf geworfen, Viele zusammengestochen und Mehrere gefan-

gen; lautes Freudengeschrei verkündete den Sieg des Pfittichs und das Weichen des Sterns. „Retten wir uns von hier!“ rief Reinhard in äußerster Bestürzung dem Freunde zu, indem er einen Trupp Pfitticher zurück und gerade auf sie los kommen sah; „vielleicht gewinnen wir das Freie und kommen so zu den Unsrigen!“ — Der Trupp war schon ganz nahe, er führte gefangene Sterner zur Gewahrsam in Landskrons Haus. Unwillkürlich zögernd folgte Dietrich dem Freunde, indeß sein Auge scharf auf die Kommenden geheftet blieb; plötzlich aber hielt er an, sein Blick entflammte sich, mit Entsetzen erkannte er unter den Gefangenen seinen alten Vater, blutend am Kopfe und gleichwohl noch ringend gegen seine Führer. „Heiliger Gott!“ schrie Dietrich, „jetzt steh' mir bei, jetzt macht selbst dein Gebot mich zum Sterner! Auf, theurer Reinhard, hier sind die Unsrigen, zu denen wir wollen!“ Und damit riß er dem Freunde das Schwert aus der Hand und drang wie ein Wüthender auf die Feinde ein; Reinhard ergriff eine Lanze und stürmte ihm nach; gefangene Sterner rissen ihren Führern die Wehren von der Seite, und in einem Augenblicke entstand ein völliges Gefecht, das durch Überraschung, Muth und Verzweiflung sich gleich zum Vortheil der Sterner neigte. Nach kurzer Anstrengung war das ganze Häuflein befreit, die Schaar der Pfitticher zurückgeschlagen und schnell das Thor erreicht, dessen Wache, bald überwältigt, den Auszug nicht hindern konnte.

Mit der Dämmerung gelangten die Entronnenen über Feld zu dem jenseitigen Thore, wo sie mit der Hauptschaar der Sterner zusammentrafen, die fechtend aus der Stadt hatten weichen müssen. Der Anblick der

Geretteten, gegen dreißig der angesehensten Ritter und Bürger, die man sämmtlich verloren geglaubt, belebte wieder den Muth; Dietrichs Heldenthat wurde mit Begierde vernommen, und ihm und Reinhard mit hohem Lob und Preise die Führung der nächsten Angelegenheiten übertragen. Seufzend blickte Dietrich auf die im Abendrothe glühende Stadt zurück, rief seinem Glücke Lebewohl und ergab sich der Schickung, in die er gestellt war. Mit Thränen der Freude umarmte ihn der alte Ramstein, nannte ihn seinen Retter und den Retter des Sterns, und beschwor den Himmel, seinem Sohne in Vertilgung der Feinde beizustehen, und durch dessen Hand besonders das Geschlecht der Mönchen zu treffen. So wurde Dietrich in seinen theuersten Empfindungen zugleich erhöht und gebeugt! Doch die Sorge für die Sicherheit drängte bald jede andere Vorstellung zurück; man konnte die bedenkliche Lage nicht verkennen: die Pfitticher hatten den vollständigsten Sieg errungen, sie waren im alleinigen Besitz der Stadt; die Sterner, welche noch kurz vorher die Unterwerfung von jenen geträumt, waren selbst Vertriebene, die fremden Schutz suchen mußten. Ihr Unglück wurde vorzüglich der Überraschung beigemessen, die ihren Anschlägen um wenige Tage zuvorgekommen war. In der Nacht fanden sich nach und nach mehrere Genossen ein, die gar nicht an dem Kampfe hatten Theil nehmen können, und jetzt der Verfolgung der Sieger entfliehen mußten; sie brachten die Nachricht, daß die Pfitticher in der Frühe aus der Stadt hervorbrechen und einen neuen Angriff machen würden. Die Sterner konnten kein Gefecht mehr wagen, sie beschlossen, sich auf die Burgen ihrer Freunde zu zerstreuen,

um überall Hülfe aufzubieten; Dietrich aber sollte die Verwundeten nach Breisach geleiten, und dann den Grafen von Habsburg aufsuchen, um mit ihm weitere Maßregeln zu verabreden.

Die Leidenschaft vermag in jugendlichen Gemüthern nicht zu ruhen, sie bedarf der Thätigkeit, und wäre es auch in einem Sinne, der dem Herzen fremd, ja wohl gar entgegen ist; denn vor allem andern steht dem innerlich Aufgeregten die große Nothwendigkeit der äußeren Gegenwart vor der Seele, die sich jedes Augenblickes desto dringender bemächtigt, als sie einen höheren Inhalt schon dafür in Besitz hat. So warf sich Dietrich, nachdem die Dinge einmal dahin gewendet waren, mit allen Gedanken und Kräften auf den Krieg, dessen Führung sogleich ernstlich betrieben wurde. Die Pfitticher hatten, im Einverständniß mit dem Bischof, einen Rathsbeschluß erlassen, kraft dessen die vertriebenen Sterner für immer aus der Stadt verbannt, und im Fall der Wiederkehr ihrer Güter verlustig erklärt wurden; die Sterner verdoppelten dagegen ihre Bemühungen, um mit hinlänglicher Macht gegen Basel wieder anrücken zu können. Dietrich fand den Grafen von Habsburg im oberen Elsaß mit ansehnlichem Kriegsvolke, wie er von Straßburg zurückkehrte, wo er den Bürgern Beistand geleistet hatte. Rudolph zählte damals fünf und fünfzig Jahre, sein hoher Wuchs und der edle Ausdruck seines Wesens gaben ihm ein älteres Ansehen, während das Feuer seines Blicks und die Tapferkeit seines Arms ihn zu verjüngen schienen; Großmuth und Frömmigkeit hatten nicht weniger seinen Ruhm begründet, als Waffenthaten und Kriegszüge, in denen er vor allen Rittern hervorragte.

Ehrfurcht erfüllte Dietrichs Herz, als er dem Helden gegenüber stand, der mit Antheil ihn das Trauergeschick seiner Freunde erzählen hieß, denen seine Hülfe schon im Anzuge war und jetzt auf's neue mit ernster Betheuerung zugesagt wurde. Der alte Feldherr erkannte bald in dem Jünglinge den höheren Geist, der ihn beseelte, und die kriegerische Entschlossenheit, die er so ausgezeichnet bewiesen hatte; er hieß ihn an seiner Seite bleiben, und ertheilte ihm mit Vorliebe Belehrungen und Aufträge. Dietrich entsprach jeder Erwartung; er sammelte die zerstreuten Sterner mit Schnelligkeit unter Rudolphs Fahnen, und brachte eine große Anzahl Fußknechte zusammen. In wenigen Wochen stand die vereinigte Macht vor Basel, und war stark genug, um die Stadt von allen Seiten zu berennen. Die Pfitticher hatten des Grafen von Habsburg bis jetzt nur gespottet, und keineswegs so schnell ihn vor ihren Mauern zu sehen erwartet, sie mußten daher in Eile die Vertheidigung der Stadt anordnen, ohne daran denken zu können, wie sonst am rathsamsten gewesen wäre, in's Freie zu einem Treffen auszurücken; die plötzliche Einschließung schnitt ihnen auch manchen Beistand und manche Hülfsmittel ab, so daß sie lediglich auf sich selbst rechnen mußten, um den Feind abzuwehren, dessen Überzahl sie durch Vortheil der Stellung und durch Muth und Tapferkeit aufzuwiegen hofften. Die ersten Angriffe Rudolphs wurden in der That nachdrücklich zurückgeschlagen, und da es ihm an Belagerungszeug fehlte, so konnte nichts Ernstliches unternommen werden; auch die Anschläge der List mißglückten, da die Wachsamkeit der Bürger ihrer Tapferkeit gleich kam. Nach und nach wagten die Pfitticher

ihrerseits kleine Ausfälle, mit abwechselndem Glück, aber ohne bedeutenden Erfolg; beide Theile konnten einander wenig anhaben, und die Fehde zog sich in die Länge. Die Sterner fürchteten, Rudolph möchte der Sache überdrüssig werden, und abziehen wollen; sie versuchten daher alles, um einen Sturm zu bewirken, allein vergebens; denn Rudolph kannte die Stärke der Stadt, und wollte sein Volk nicht auf ein ungewisses Spiel setzen. Inzwischen ersann Dietrich einen andern Rath, der ungetheilten Beifall erhielt. Nach seiner Anordnung zogen die Belagerer sich eine ziemliche Strecke von der Stadt zurück, und ließen den Eingeschlossenen größere Freiheit; dann aber brachen sie unversehens mit allem Ungestüm hervor, und nahmen Menschen, Vieh, Zufuhren und selbst einzelne Posten weg, wodurch die Stadt großen Schaden empfand; noch größer wurde dieser, als Rudolph die zur Stadt gehörigen Dörfer und endlich sogar die Vorstadt vor der Kreuzpforte, wohin er bei einem solchen Überfall vorgedrungen war, in Brand stecken ließ, und selbst die Stadt in Gefahr brachte. Reinhard wußte auch von des Bischofs Knechten eine Anzahl durch Gold und Verheißungen zu gewinnen, daß sie in der Stadt Feuer anlegten, und dann zu den Sternern übergingen. Die Bürger waren hierüber sehr in Schrecken, besonders da nun das Innere der Stadt und ihre Vertheidiger gleiche Sorge und Mißtrauen erweckten, wie der äußere Feind, und alle Anordnungen und Kräfte dadurch wie gelähmt wurden; selbst von der Rheinseite war man nicht sicher, denn Dietrich hatte Schiffe einrichten lassen, in denen man Nachts das Ufer beunruhigte, heimlich landete und Überläufer abholte.

Um dieser Gefahr zu begegnen, vermehrten die Bürger ihre Vorsicht und Wachsamkeit; zugleich aber ließ der Rath einen Beschluß verkünden, wodurch gegen jeden, der bei Brandstiftung ergriffen würde, unerbittliche Todesstrafe bestimmt war. Zwei Knechte Rudolphs mußten zuerst diese Strenge büßen, und wurden aufgeknüpft. Die Erbitterung sowohl in der Stadt als im Lager nahm täglich zu, und auf keiner Seite fehlte es an gewaltsamen Wagnissen und grausamen Behandlungen. In dieser Zeit wurde Hug Marschalk, der erste Bürgermeister, bei einem Ausfall, den er zu weit geführt hatte, von einem Hinterhalt der Sterner umringt und erschlagen; an seine Stelle kam durch Wahl der Bürgerschaft Heinrich von Landskron, ein Mann, ganz wie ihn die Noth der Umstände zu fordern schien, streng, ernst, tapfer und unerschütterlich. Auf Dietrichs Gemüth machte diese Nachricht einen beunruhigenden Eindruck; unter demselben Namen stand nun alle Feindschaft des Krieges und das theuerste Bild seines Herzens vereinigt! Er mußte seinen Empfindungen, die der Waffenlärm eine kurze Zeit übertäuben gekonnt, mit neuer Hingebung folgen; sein Verlangen, von Gertrud zu hören, vermehrte sich mit jedem Tage, sie zu sehen und zu sprechen ersann und verwarf er hundert Anschläge. Sein Freund nahm an seiner Bewegung mehr unwilligen als liebreichen Antheil, tadelte ihn, daß er sich einer Sache nicht entschlage, die doch nun ganz unmöglich geworden; selbst die Sterner, wenn sie als Herren wieder in Basel einzögen, dürften in keine Aussöhnung willigen, die dem Hause der Mönchen neuen Einfluß gewähren würde; er solle den Ruhm betrachten, den er in dieser Fehde

erworben, die Freundschaft Rudolphs von Habsburg, die ihn auszeichne: ob nicht dies alles seinem Leben Aussichten gebe, die über jede andere Beziehung hinausführten, ja die größten und glänzendsten, wenn Rudolph, wie vorauszusehen, die Herzogswürde von Schwaben an sich bringen werde? Doch Reinhard fühlte bald, wie wenig solche Vorstellungen bei dem Freunde vermochten, und ging darauf aus, ihm durch andere Mittel einen Dienst zu leisten, den er ihm künftig, wie er meinte, bestens danken sollte.

In dieser Zeit mußte Rudolph einen Theil seiner Kriegsvölker nach dem Breisgau senden, um eines seiner Schlösser, das die feindlichen Nachbarn belagert hielten, zu entsetzen; da seine übrige Mannschaft nicht hinreichte, um die Stadt überall mit gehöriger Stärke einzuschließen, so zog er sich auf einen Hügel zurück, und begnügte sich, die Bürger, wenn sie sich zu weit hervorwagten, mit raschem Angriff zurückzutreiben. So blieb er fortwährend Herr der ganzen Umgegend, obwohl die Baseler etwas mehr Raum bekamen, und wieder allerlei Verkehr und Verbindung im Lande pflegten. Dadurch erhielten auch die Sterner öftere Nachricht von dem, was in Basel vorging, und traten mit ihren heimlichen Freunden in allerlei Gemeinschaft. Unter andern mehr oder minder erheblichen Vorgängen wurde eines Tages auch der bevorstehenden Hochzeit erwähnt, die in des Bürgermeisters Hause stattfinden werde. Dietrich erblaßte bei dieser Nachricht; der Name Gertrud wurde genannt, und es fuhr ihm wie ein Pfeil durch das Herz; man sprach von ihrer Schönheit, von ihrer Anmuth; einer der Anwesenden erinnerte an das Fest, wobei sie

die Preise vertheilt hatte, und meinte, sie würde selbst der schönste Preis gewesen sein, aber freilich hätte dann kein Sterner ihn empfangen können. — „Das habt Ihr gut gemacht, wackerer Ramstein!“ sagte Rudolph, „daß Ihr damals den Feinden in ihrem eignen Hause den Ehrenpreis abgewannet; aber im Grunde seid Ihr der schönen Gertrud auf solche Art als Ritter verbunden, und ich dächte, wir sollten ihr einen Ehrenbesuch zur Hochzeit machen! — Gott stehe mir bei, wenn meine Kriegsleute wieder beisammen wären, oder die Züricher mit dem Zeug kämen, so hätte ich große Lust, bei der Hochzeit zu erscheinen und zur Vermehrung des Festes einen Sturm zu geben, von dem noch die Kindeskinder reden sollten!“ — Die Scherzrede Rudolphs erregte Dietrichen zu den heftigsten Empfindungen; Schmerz und Zorn kämpften in seiner Brust. Bald erschien ihm Gertrud liebend und treu, und in tiefem Leiden dem härtesten Geschick erliegend; bald wieder, selbstschuldig im eitlen Unbestand, einem gewählten Loose folgend; er hätte sie befreien und rächen, oder sie selbst in seine Rache mit hinabziehen mögen. In jedem Falle mußte ihm der Gedanke willkommen sein, den Tag, der ihm alle Hoffnungen raubte, durch würdige Unternehmung zu feiern, und zu Sieg oder Tod sein Verhängniß herauszufordern. Schon sah er sich der unglücklichen Gertrud gegenüber, die stolzen Verwandten vor ihm gebeugt, sein Glück von der Geliebten freiem Entschluß abhängig; dann aber sie selbst unwerth seiner Liebe, ihn verwerfend und verhöhnend! Diese Vorstellung ergriff ihn mit Gewalt, sie setzte all sein Blut in Bewegung. — „Hier ist das Härteste das Sicherste!“ rief er aus; „hier darf Haß die Liebe

auf die Probe ſtellen, die Stadt werde erſtürmt, und, wie meine Liebe, auch auf die Gefahr des Unterganges!" — Er berief ſogleich ſeinen Freund, der mit großem Vergnügen den kriegeriſchen Eifer wahrnahm, ihn mit geſchickten Anreizungen ſtärkte und munter zur That antrieb. Dietrich bedachte in der Eile ſeine Entwürfe, trug den Sternern die Sache vor, ſchilderte den ganzen Zuſtand des unentſchiedenen Zögerns ſo nachtheilig, machte die Gründe des Unternehmens ſo glaubhaft und deſſen Gelingen ſo wahrſcheinlich, daß die Meiſten mit voller Überzeugung einſtimmten, und faſt nicht mehr begreifen konnten, wie man der Äußerung Rudolphs nicht gleich ſo entgegen gekommen ſei, wie er ſelbſt es vielleicht erwartet haben mochte. Nach dieſer Vorbereitung trat Dietrich vor Rudolph, und ſprach im Namen der ſämmtlichen Sterner: wie ſie wohl empfänden, was ſie ſeiner Hülfe ſchuldig ſeien, daß auf ihm ihre ganze Hoffnung beruht habe und noch beruhe, daß aber auch ihre Pflicht ſei, alle Kräfte für die gemeinſame Sache aufzubieten, und keine einzelne Rückſicht mehr ſtattfinden dürfe; lange genug lägen ſie vor Baſel ohne ſonderlichen Erfolg, es ſei Zeit, der Sache ein Ende zu machen; ſie achteten ihrer Häuſer und ihres ſonſtigen Beſitzthums nicht mehr, und wenn ſogar alles unterginge in Flammen und Plünderung, und auch nur ein Schutthaufen übrig bliebe, wollten ſie dieſen den Feinden entreißen; er möge daher nur Befehl geben zum Sturm und er werde die Sterner mit Schwert und Fackel als die Vorderſten und Verwegenſten erblicken. Der Graf von Habsburg ließ ſich den muthigen Antrag der Sterner wohlgefallen, er lobte Dietrichs entſchloſſenen Eifer: ſolchen Männern ſei alles mög-

lich, und ungeachtet er jetzt eben Vergleichsvorschläge von den Pfittichern empfangen, wolle er den Krieg nur desto schärfer fortsetzen, doch heiße die Kriegserfahrung ihn ein zu großes Mißverhältniß der Anzahl meiden; sobald einige Verstärkung eingetroffen sei, werde er die Stadt mit Ernst angreifen, bis dahin aber die nöthigen Vorkehrungen mit Nachdruck betreiben. In der That wurden sofort alle Waffen in Stand gesetzt, Leitern und Balken herbeigeschafft, Pechkränze und Schwefel bereitet, die Zugänge und Schwächen der Mauern ausgeforscht, die Truppen ihrer mannigfachen Bestimmung vorläufig zugewiesen.

Während solche Zurüstungen geschahen, wurde Dietrich, dessen eigener Wille auf das lebhafteste dabei thätig erschien, mit jedem Tage düsterer und unfreundlicher. Was er äußerlich betrieb und bezweckte, ging förderlich von statten, er schien alle Ursache zur Freude zu haben, jedoch ein dumpfes Mißvergnügen drückte ihn, wie jemanden, der mit sich selber nicht auf's reine kommen kann, sondern von zwei streitenden Kräften nach entgegengesetzten Richtungen gezogen wird. Jemehr er die Dinge betrachtete, die geschehen waren und die noch bevorstanden, den Zusammenhang und die Richtung der Lebenswogen, von denen er sich fortgeführt sah, desto mehr mußte er inne werden, daß darin den tiefsten Wünschen und geheimsten Forderungen seines Herzens auch nicht die kleinste Gewährung, sondern eher das Gegentheil beschieden sei. In dergleichen bittere Vorstellungen vertieft, welche ihn die Einsamkeit suchen ließen, ging er eines Abends vor dem Lager längs einem Gebüsche hin, das gegen die Stadtmauer sich verlor. Seine Blicke schweiften über das Feld hinüber auf Basel, welches im Glanze der

Sonne herrlich dastand; er konnte sich der wehmüthigsten Empfindungen nicht erwehren, das schönste Glück und das größte Unheil war ihm in diesem Mauerring umfangen, vielleicht in wenig Tagen schon der gräulichsten Verwüstung preisgegeben; sollte sein Glück aus den Trümmern zu retten sein, das schon in dem Vollbestande verloren erschien? — Er war unterdessen weiter als gewöhnlich fortgeschritten, und wurde plötzlich durch die Gegenwart eines Mannes überrascht, der seitwärts aus dem Gebüsche mit scheuen Umblicken sich hervorwand. Dietrich griff unwillkürlich zur Wehr; allein „Fürchtet nichts!" rief ihm der Mann entgegen, der völlig hervor und ihm nahe trat; „ich bin unbewaffnet und nicht in Kriegsgeschäften; seid Ihr nicht der edle Ritter Dietrich von Ramstein?" — „So ist mein Name!" entgegnete dieser, indem er den Mann scharf in's Auge faßte, „was ist Euer Begehr?" — „Ich folge Euch schon eine Weile durch das Dickicht, meine Botschaft ist geheim und gefahrvoll, aber ich habe versprochen, sie auszurichten; mich sendet Gertrud von Landskron, das übrige sagt dieser Zettel." — Hastig und verwirrt nahm Dietrich das gefaltete Blatt, doch seine Hand zögerte gleich wieder. „Was kann von daher mir kommen?" fragte er schmerzlich; „will sie selbst mich zur Hochzeit laden? O gewiß, ich werde dabei sein, aber, so Gott will, nicht lange! Welchen Tag ist die Vermählung?" fuhr er den Boten an, „und wie heißt Gertruds Verlobter?" — „Vermählung?" erwiederte dieser; „das ist das erste, was ich höre! Ich weiß von keiner Hochzeit, die arme Gertrud ist wohl weit davon entfernt, das Ansehen einer Braut zu haben; Ihr irrt Euch wohl, und verwechselt die Na-

men." — „Wie?" rief Dietrich aus, „Gertrud von Landskron ist nicht Braut, sagst Du? ist unverlobt und frei?" — „Gewiß!" erwiederte jener; „wer Euch anders berichtete, der sagte die Wahrheit nicht; ich selbst diene seit langen Jahren dem Hause der Landskron, und würde nicht zuletzt erfahren, was vorgeht, wenn so etwas wäre." — Mit freudiger Zuversicht eröffnete Dietrich nun ungeduldig das Blatt, und las folgende Worte: „Wenn Euch wirklich Ernst gewesen, was Ihr früher gesagt, und was ich in gleicher Gesinnung gern von Euch geglaubt, warum sinnt Ihr den Untergang Eurer Stadt? warum fördert Ihr Krieg, statt Frieden, der uns Allen noth ist? Laßt Euren Sinn sich wenden durch die Mahnung, die ein bekümmertes Herz Euch sendet!" — Er fühlte sich in seinem innersten Dasein erschüttert bei diesen Worten; es war ihm, als ob er sich selbst wiederfände, aber freilich auch zu neuer Qual, denn was sollte und was konnte er beginnen? In dem Andrange seiner Empfindungen war ihm das erste und nothwendigste Bedürfniß, Gertruden zu sehen; diesem Verlangen mußte jede Betrachtung weichen; das Bild der bevorstehenden Ereignisse, die Unmöglichkeit, den Sturm der Verwüstung zu beschwören, die Gefahren, die mit ihm gegen die Stadt, und nun auch wieder gegen die Geliebte herandrohten, ließen ihn wenigstens die Täuschung suchen, als könne er diese retten; der scheinbaren Hoffnung, Gertrud würde ihm folgen, entriß er den Vorwand, der seinem Herzen schmeichelte, ohne seinen Sinn zu trügen. Schnell entschlossen, fragte er den Boten: ob er sich getraue, ihn ungefährdet zu seiner Gebieterin zu bringen? — Verwundert sah ihn dieser an, doch bejahte er die Frage,

nur würde dies am folgenden Tage sicherer geschehen können, wenn er vorher seine Maßregeln genommen hätte. Allein Dietrich wollte von keiner Verzögerung hören, vielleicht war es am folgenden Tage zu spät, und heute noch sollte sein Geschick sich entscheiden! — Mit eingetretener Dunkelheit folgte er daher seinem Führer, in dessen Mantel gehüllt, gegen die Stadtmauer hin, wo sie beide durch eine Nebenpforte eingelassen wurden, die zu einem Kloster gehörte, dessen Garten an den Garten des Hauses Landskron stieß. Der Führer, selbst wohlbekannt, gab seinen Gesellen für einen Neuenburger aus, der Dienste nehmen wolle, und hieß ihn in dem Klosterhofe harren, bis Gertrud benachrichtigt sei, die er dann, wenn sie es wolle, selbst würde sprechen können. Kaum war Dietrich eine Weile allein geblieben, als ein ungewöhnlicher Lärm seine Aufmerksamkeit anzog. Ein verwirrtes Schreien und Rufen, das Getöse bewaffneter Schaaren, der Glanz von Fackeln, näherten sich seinem Aufenthalt. Der Klosterhof wurde besetzt, und von den Geistlichen die Auslieferung zweier Sterner verlangt, die sie verborgen haben sollten; nach kurzem Widerspruch wurden wirklich zwei Männer vorgeführt und der Wache als Gefangene übergeben; das Volk hatte sich auf der Straße versammelt, an allen Thüren und Fenstern erschienen Neugierige, und bezeigten ihre Freude über den guten Fang. Dietrich war unentdeckt den Bewaffneten auf die Straße gefolgt, und hoffte in der Menge unbeachtet die Rückkehr seines Führers zu erwarten. Er fand sich unter Gertruds Fenstern, die geöffnet standen, aber vergebens blickte er hinauf, um sie zu sehen; andre Gestalten drängten sich hervor, er glaubte Gertruds Gespie-

linnen zu erkennen. Er täuschte sich nicht, denn in einem Augenblicke, da sein aufwärts gewendetes Gesicht von hellem Fackelschein plötzlich erleuchtet wurde, gewahrte ihn eines der Mädchen, die an jenem Nachmittage mit Gertruden in dem Garten vor der Stadt gewesen waren. Entsetzt durch den überraschenden Anblick rief sie sogleich ihre Genossin auf, und indem Dietrich zu spät und vergebens den gefährlichen Blicken zu entgehen suchte, blieb den Mädchen kein Zweifel mehr; sie eilten, ihre Entdeckung mitzutheilen, und kaum erscholl sein Name unter dem Volke, so war Dietrich umringt, entwaffnet und gefangen.

Unbeschreiblich war die Freude, als am folgenden Tage in Basel die Nachricht allgemein bekannt wurde, daß Dietrich von Ramstein gefangen sei, dieser Verwegene, der seiner Vaterstadt bisher am härtesten zugesetzt, des Grafen von Habsburg thätigster Rathgeber, mit seinem Vater der gefährlichste Mann unter den Sternern! Zugleich vernahm man die entsetzlichsten Anschuldigungen, die gegen Dietrich gemacht wurden: er sei auf mordbrennerischen Anschlägen betroffen worden, seine beiden Mitschuldigen hätten schon eingestanden, man habe allerlei Zündwerke gefunden; Dietrich aber sei noch einer besondern Absicht gegen das Leben Heinrichs von Landskron verdächtig, der vermeinte Held stehe als ein niedriger Übelthäter da, und werde als solcher seinen Lohn empfangen. Dies alles gelangte alsbald in gemischter Kunde zu Rudolphs Lager, und verbreitete Bestürzung und Verwirrung; ohne den Zusammenhang zu begreifen, durch welchen Dietrich in solchen Unfall gerathen war, konnte man doch an diesem selbst und an der dringenden Ge-

fahr, in der jener schwebte, nicht zweifeln. Rudolph insonderheit nahm sich das Schicksal seines jungen Waffenfreundes tief zu Herzen, und beschloß alles aufzubieten, um ihn zu retten. Er sandte sogleich einen Herold nach Basel, und bot für Dietrichs Freilassung ein großes Lösegeld, ja sogar die Zurückgabe aller gefangenen Pfitticher, die sich in seiner Gewalt befanden. Allein vergebens, der Bürgermeister und Rath wiesen alle seine Anträge von der Hand, und folgten ganz den Antrieben des Vortheils, der ihrer Feindschaft in der Rache des Augenblicks erschien. Gegen Dietrich und die beiden andern ergriffenen Sterner wurde ein peinliches Verfahren eingeleitet und auf dem Rathhause wiederholtes Verhör gehalten. Die beiden andern Sterner läugneten ihr Vorhaben nicht, in der Stadt durch angelegtes Feuer Verwirrung zu erregen, allein sie läugneten standhaft Dietrichs Mitwissenschaft. Dieser hingegen, obwohl alle Gemeinschaft mit jenen völlig verneinend, vermochte keine genügende Erklärung anzugeben, zu welchem Zwecke und auf welche Weise er sich heimlich in die Stadt geschlichen hatte; nichts konnte ihn bewegen, sein hartnäckiges Schweigen in diesem Betreff zu brechen. Dem seligen Vater Gertrudens gegenüber hätte er um keinen Preis die Umstände nennen können, die ihn hierhergeführt, und die den Namen der Geliebten dem öffentlichen Hohne, sie selbst vielleicht der grausamsten Verfolgung hingegeben hätten. In diesem Entschlusse konnte ihn weder die empörende Anschuldigung, die gegen ihn gerichtet war, noch die Aussicht der Folter erschüttern, die ihm gedroht wurde. Seine Hartnäckigkeit vermehrte den Werth, den man auf die Entdeckung seines Geheim-

nisses legte, indem man nichts Geringeres, als eine weitgesponnene Verrätherei vermuthete, vermittelst deren die Stadt in die Hände der Sterner und des Grafen von Habsburg gespielt werden sollte. Es schien unmöglich, daß Dietrich von Ramstein, einer der ersten Anführer und von so hohem Ansehen, als bloßer Späher sich in solche Gefahr begeben habe; es schien nur allzu glaublich, daß ein umfassendes Einverständniß, ein wirksamer heimlicher Anhang, zu einem bedeutenden Schlage habe hervorbrechen sollen. Die beunruhigendsten Gerüchte und Meinungen wurden umhergetragen, die Bestürzung und Angst der Pfitticher, die sich, bei aller verdoppelten Vorsicht und Wachsamkeit, in ihren eigenen Mauern keinen Augenblick mehr sicher dünkten, brach in Haß und Wuth gegen die Gefangenen aus, und laut forderte das Volk vor dem Rathhause Dietrichs Kopf.

Der Graf von Habsburg erfuhr mit tiefem Kummer die trostlose Wendung der Sache. Reinhard, der einzige Vertraute von Dietrichs Liebe, ahndete den Zusammenhang und war in Verzweiflung darüber; aber nachdem er seinen Freund durch das Mährchen von Gertruds Vermählung unbewußt in das Verderben gebracht, dem er ihn hatte entziehen wollen, sah er nun keinen Ausweg mehr in der Enthüllung eines Verhältnisses, durch welches die Erbitterung Heinrichs von Landskron nur noch gesteigert werden mußte. Er hoffte Dietrichs Rettung einzig durch die Eroberung der Stadt, dahin wandte er all sein Sinnen und Trachten; er beschleunigte die Ankunft der Züricher, die endlich mit dem sehnlichst erwarteten Belagerungszeuge eintrafen; er vereinigte eine ausgewählte Schaar der tapfersten Sterner zu seinem be-

sonderen Vorhaben. — Indeß war Dietrichs Vater, auf die Nachricht von der großen Gefahr seines Sohnes, trotz Alter und Krankheit, von Breisach aufgebrochen und im Lager vor Basel angelangt. Rudolph empfing mit thränenvollem Gruße den alten Waffenbruder, dessen graues Haupt von der Last der Jahre und des Schmerzes niedergebeugt, aber von muthigem Geiste noch nicht verlassen war. Das gesammte Kriegsvolk ward von dem Anblick gerührt, und drängte sich um den würdigen Greis, der mit feurigem Wohlgefallen von allen Seiten das Lob seines Sohnes, Theilnahme und Eifer für ihn vernahm. „Dieser Trost", sagte er, „ist der einzige, den Ihr mir geben könnt, den Trost der Hoffnung könnt Ihr mir nicht gewähren! Die Mauern der Stadt bieten Eurer Tapferkeit Trotz, wie der Starrsinn der Pfitticher Euren Anträgen; doch den letzten zu versuchen, liegt mir jetzt ob, laßt mich, wiewohl ohne Hoffnung, nach meinem Herzen thun!" — Er nahm seinen Weg nach der Stadt, und forderte eingelassen zu werden; als ihm dies verweigert wurde, verlangte er, Heinrich von Landskron möchte sich zum Gespräch auf der Mauer einfinden. Lange mußte der Greis auf dem Felde harren, bis die Botschaft endlich zurückkam und sein Begehren abwies. Der Bürgermeister, hieß es, könne nicht zu einem Gespräche mit Landesverräthern erscheinen, er habe von solchen nichts zu vernehmen, noch ihnen etwas zu sagen; wenn aber die Absicht wäre, für Dietrich zu flehen, so wäre dies ganz unnütz; es geschähe ihm kein Unrecht, er würde nach den Gesetzen seiner Vaterstadt gerichtet, und wenn ihn diese zum Tode verurtheilten, so träfe ihn nur, was er hätte voraussehen können. Der Alte brach in Jam-

mer und Klagen aus, er rief: man möge ihn statt seines Sohnes tödten, er selber sei der unversöhnliche Feind der Pfitticher, sein Sohn, viel milder gesinnt, nur von ihm aufgeregt; man solle ihn wenigstens mit demselben vereint sterben lassen! — Vergebens, seine Worte verhallten wirkungslos, die Wächter hießen ihn sich entfernen, und fingen schon an mit Pfeilen zu schießen, als ihn die nachgefolgten Knechte halb ohnmächtig zu Rudolph zurückführten.

Mit Entsetzen hatte Gertrud den Verlauf des furchtbaren Abentheuers vernommen, zu welchem sie unschuldig die Ursache geworden. Sie warf sich tausendmal den Leichtsinn vor, die Verwegenheit, mit der sie einen Schritt gethan, von dem sie kaum begriff, wie nicht schon die gewöhnliche Scheu ihn unmöglich gemacht. Die Arme wollte nicht erkennen, daß in der Heftigkeit ihrer verzweiflungsvollen Reue die ganze Gewalt jenes Anreizes fortlebe, und sollte bald erfahren, daß heimlichgenährte Liebe die rücksichtloseste Thatfähigkeit verleiht. In qualvoller Angst verbrachte Gertrud die Tage und Nächte, mit tausend Gedanken rang ihre Seele, die nur ohnmächtige Thränen hatte. Als sie vernahm, wie Dietrich hartnäckig jede Aufklärung weigere, und wie dieses Schweigen gedeutet werde, da sah sie ein, daß er für sie das Opfer seines Lebens bringen wolle, wie er für sie schon das seiner Freiheit so unglücklich gewagt. Diese Überzeugung gab ihr plötzlich Muth und Entschlossenheit; sie fühlte, daß gleich hoher Sinn auch ihre Liebe beseele, daß hier nur Großes sich mit Großem ausgleiche. — Am nächsten Morgen, als der versammelte Rath über Dietrich das Urtheil sprechen sollte, und deßhalb noch

ein letztes Verhör hielt, in welchem jener nicht mehr als in den früheren eingestand, wurde die Sitzung gestört durch das Hereindringen eines Frauenwesens, in welchem zu allgemeinem Erstaunen der Anwesenden, zur höchsten Bestürzung Dietrichs und zur heftigsten Entrüstung Heinrichs von Landskron, sogleich Gertrud sich zu erkennen gab. Sie wandte sich flehend zu den Richtern: „Ihr wollt wissen, aus welchem Antrieb und zu welchem Verbrechen dieser edle Jüngling heimlich hieher in seiner Feinde Mitte gedrungen: vergebens hofft Ihr es von ihm zu erfahren! Ich aber will es Euch verkünden! Um meinetwillen kam er hieher, auf meine Veranlassung, obwohl gegen meine Absicht! Eure traurige Entzweiung hat unsre Herzen nicht zu scheiden gewußt, unsre Neigung trug Frieden für Alle. Ist hier ein Verbrechen, so bin ich allein die Schuldige, ihn aber lasset frei!" — Die größte Bewegung folgte diesen Worten in allen Gemüthern. Dietrich fühlte nur das Entzücken seines inneren Glückes, die meisten der Rathsherren schienen gerührt, alle Gegenwärtigen schauten mit staunender Erwartung auf Gertrud, auf Dietrich und auf den Rath. Heinrich von Landskron aber, als vorsitzender Bürgermeister, stand wuthblickend auf und rief mit bebenden Lippen: „Ihr seid Zeugen der Schmach, die mich heute trifft, Ihr sollt auch Zeugen der Rache sein, mit der ich sie tilge. Ein ehrvergessenes und fluchwürdiges Kind hat sich den Feinden und Verräthern gesellt, als Vater und als Haupt dieser Stadt werde ich das doppelte Verbrechen strafen. Jetzt aber geziemt uns fortzufahren in dem Begonnenen, und zuerst diesem Verräther das Todesurtheil zu sprechen, dem er nach unserem Gesetz

nicht entrinnen kann!“ — Er winkte den Gerichtsdienern, und Gertrud wurde in verwirrtem Schrecken weggeführt, Dietrich aber, der vergebens die Hände zu ihr erhob, der vergebens zu sprechen versuchte, in das Gefängniß zurückgebracht. Auf Heinrichs heftigen Betrieb wurde noch in derselben Sitzung, ungeachtet des Widerspruches mehrerer Rathsglieder, die Todesstrafe gegen Dietrich ausgesprochen.

Der Vorgang war alsbald bekannt geworden und verursachte allgemeine Bewegung. Sehr verschieden wurde die Sache von den Bürgern aufgenommen und beurtheilt; die heftigeren Gesinnungen nahmen daraus einen neuen Anlaß, um gegen die Sterner zu toben, sie schlossen die arme Gertrud in die Verdammniß ein, welche sie über Dietrich mit Haß und Freude verhängt sahen; andere Wirkung empfanden mildere Gemüther, die über den Gipfel des Unglücks erschracken, zu welchem die Zwietracht beide Partheien führte, und darin einen Wink der Warnung sehen wollten, dem Hasse nicht weiter zu folgen, sondern auf Versöhnung und Frieden zu denken. Diese letztere Empfindung wurde schnell die vorherrschende; nachdem der Zusammenhang in dem Ereignisse aufgehellt, besprochen und erwogen wurde, vermehrte sich das Mitleid, die Rührung und die Theilnahme für die beiden Liebenden, deren Geschick einen so gräßlichen Ausgang drohte. Dietrichs Todesurtheil wurde von Jünglingen und Mädchen, von Frauen und Männern mit lautem Wehklagen bejammert, es wurde eine schreiende Ungerechtigkeit genannt, da dem Unglücklichen kein Verbrechen sei bewiesen worden, und ein Theil der Rathsherren ihn freigesprochen habe. Von allen Seiten drang

man in den Bürgermeister, das Urtheil einer neuen Berathung zu unterwerfen, dasselbe wenigstens zu mildern oder die Vollstreckung auszusetzen, bis der Krieg beendigt sei; man habe die Sterner dadurch gewissermaßen in Händen und könne wichtige Vortheile daraus ziehen; dagegen hieße es das Leben aller und jedes einzelnen Bürgers von Basel in bedenkliche Gefahr setzen, wenn man durch eine beispiellose Hinrichtung die Feinde ohne Noth zur wüthendsten Rache aufreize. Heinrich von Landskron aber wies alle Vorstellungen und Bitten mit schnöder Härte von sich, und beharrte darauf, das Urtheil vollziehen zu lassen. Indessen wuchs die Stimmung der Theilnahme dadurch nur immer stärker; heimliche Gegner Heinrichs benutzten dieselbe, um ihn dem Volke verhaßt zu machen, es liefen allerlei Reden umher, daß er allein den Krieg zu der verderblichen Erbitterung gebracht und jeden Frieden verhindert habe, daß er die Ursache des Unterganges der Stadt sein werde, wenn man nicht bei Zeiten noch einlenke; man müsse lieber sogleich mit Rudolph von Habsburg die abgebrochenen Unterhandlungen wiederanknüpfen, der mehr als je geneigt sei, den Bürgern gute Bedingungen zu gewähren. Schon gingen geheime Boten zwischen der Stadt und dem Lager, und neue Hoffnung belebte hier die Gemüther. Dietrichs Vater, Reinhard, Rudolph selbst, alle betrieben den Abschluß eines vorläufigen Übereinkommens, das den Frieden herbeiführen könnte. Doch dieser hoffnungsvolle Anschein war von kurzer Dauer! — Heinrich von Landskron entdeckte die gegen ihn gerichteten Anschläge und Umtriebe, ließ die Theilnehmer in der Stadt zu gleicher Zeit in ihren Häusern überfallen,

und übte nach ihrer Gefangensetzung nur unumschränktere Gewalt, da niemand ihm ohne Gefahr widersprechen durfte. Maßregeln der Strenge und des Schreckens folgten nun schnell auf einander; Verhaftungen, Rathsbeschlüsse, Strafen, Kriegsanstalten, alles ordnete und gebot er nach eigner Willkür mit unerschütterlicher Härte. Von Gertrud wurde nichts vernommen, ihr Schicksal konnte man nur als das fürchterlichste denken; in einem finstern Kerker, hieß es, habe sie mit der Nachricht von Dietrichs Tode für sich selbst nur ewige Gefangenschaft von der Grausamkeit ihres Vaters zu erwarten. Mit neuem Zorn und Eifer verdoppelten nun die Sterner ihre Anstrengungen im Lager, um die Stadt durch einen Sturm anzugreifen, in welchem sie keines Feindes zu schonen verhießen.

In dieser Noth versuchte der Bischof, Graf Heinrich von Neuenburg, das letzte Mittel zur Rettung. Obgleich selbst auf der Seite der Pfitticher und eine der ersten Stützen der Volksparthei, empfand er tief das Unglück der Zwietracht, und mahnte mehrmals zum Wege der Versöhnung. Jetzt aber hatte das Geschick Dietrichs und Gertruds sein Herz besonders gerührt, so wie die ungesetzliche Gewaltherrschaft des Bürgermeisters seinen Sinn empört. Er versammelte seine Geistlichen, redete sie an, und ermahnte sie zur Theilnahme an seinem Vorhaben, hielt sodann einen Umgang in der Kirche und zog an der Spitze des Klerus in feierlichem Schmucke durch die Straßen nach dem Rathhause. Dort fand er den Bürgermeister in voller Rathsversammlung, und stellte ihm das Unglück und die Gefahren der Stadt mit feuriger Beredsamkeit vor, forderte ihn zur Anhörung

von Friedensvorschlägen auf, und mahnte endlich mit allen Beweggründen der Frömmigkeit und menschlichen Klugheit von der blutigen Verfolgung ab, die er gegen zwei Liebende zu vollführen gedenke, welche vom Himmel selbst ausersehen schienen, weniger ein Beispiel der Verirrung, als ein Zeichen der Aussöhnung zu sein, die beide feindliche Partheien, gleich jenen beiden, wieder verbinden solle. Heinrich von Landskron, obwohl verwirrt durch den feierlichen Vorgang, und getroffen von den frommen Mahnungen, nahm alle seine Kraft zusammen, um auf seinem Sinne zu beharren. Einige Rathsherren, die sich dem Bischof anschließen wollten, brachte sein schreckender Blick bei den ersten Worten, die sie begonnen, zum Schweigen. Endlich brach er selbst die Stille und rief mit Entschlossenheit: „Was wollt Ihr von mir? Ich bin für das Recht eingesetzt und nicht für die Gnade; mein eignes Kind darf ich nicht schonen, wie könnt' ich den Feind schonen, der sie verführt hat? — Thut Ihr, was Eures Amtes ist, ich warte des meinigen! Für den Verräther giebt es keine Rettung, niemand kann seine Hinrichtung wehren, nur der Kaiser könnte zu meinem Schmerze hier Gnade sprechen, und zum erstenmal ist es mir lieb, daß das Reich verwaiset ist. Wenn Ihr also nicht einen Kaiserlichen Spruch vorzulegen habt, dem ich mich wider Willen fügen muß, so spart Eure unnützen Reden und geht nach Hause, ehe ich Euch strenger wegzuweisen genöthigt bin." — Das Volk, welches sich vor dem Rathhause in einzelnen Haufen versammelt hatte, gab durch Murren seinen Unwillen über die Demüthigung zu erkennen, in welcher der Bischof und seine Geistlichen erfolglos

abzogen. Der Bürgermeister aber trat sogleich an der Spitze einer Schaar Kriegsknechte aus dem Rathhause hervor, zog über den Platz, ließ einige Mißvergnügte verhaften, und zerstreute die übrigen. Um alle weiteren Ungelegenheiten abzuschneiden und der ganzen Sache ein Ende zu machen, ließ er zugleich die öffentliche Vollstreckung des gegen Dietrich von Ramstein ausgesprochenen Todesurtheils auf den folgenden Tag verkündigen, und sofort die Anstalten zur Errichtung des Blutgerüstes beschleunigen. Die ganze Stadt war in dumpfen Schrecken versunken, und niemand wagte gegen den Bürgermeister aufzustehen.

Die Bestürzung der Sterner, als diese Nachricht in's Lager gebracht wurde, war gränzenlos, unbeschreiblich der Schmerz Rudolphs und die Verzweiflung des alten Vaters. Neue Boten, die mit Vergleichsanträgen nach Basel gesandt wurden, kamen abgewiesen zurück, und es schien für den unglücklichen Dietrich alle Rettung unmöglich. Nur die Tollkühnheit konnte hoffen, noch an diesem Tage die Stadt im Sturme zu erobern, so sicher auch Rudolph, wenn ihm die nöthige Zeit gegönnt würde, auf das Gelingen des Unternehmens rechnete. Da erhob sich endlich Reinhard, der mehr als jeder andere von den heftigsten Empfindungen zerrissen schien, und wollte das Unmögliche wagen. Er klagte sich an, seinen Freund durch leichtsinnige Anmaßung in's Verderben gestürzt zu haben, er gelobte ihn zu retten, oder selbst zu sterben. Zweihundert Sterner und vierhundert Kriegsknechte aus Rudolphs Schaaren vertrauten sich seiner Führung. Mit einbrechender Dämmerung nahte er den Stadtmauern und eröffnete den unvermutheten

Angriff, der zunächst auf ein bisher wenig beachtetes Nebenthor gerichtet war; die ganze Kriegsmacht Rudolphs stand unter den Waffen, um bei dem ersten günstigen Erfolg sogleich nachzurücken. Der Muth der Verzweiflung kämpfte in Reinhard und den Seinigen, sie durchbrachen, trotz der tapfersten Gegenwehr, die erste Pforte, und nun galt es noch, die innere Mauer zu gewinnen, um frei in die Straßen eindringen zu können. Schon ermattete der Widerstand der Bürger, als Heinrich von Landskron mit frischer Verstärkung erschien, und das Gefecht mit wüthendem Eifer aufnahm. Schnell übersah er die Gefahr wie den Vortheil des Augenblicks, warf eine Schaar den Angreifenden in den Rücken, und griff diese nun selbst von zwei Seiten an. Der Überzahl weichend, suchten die Sterner, trotz dem verzweiflungsvollen Zurufe Reinhards, der das Schwert über dem Nacken seines Freundes mit jedem Schritte rückwärts oder vorwärts mehr oder minder drohen sah, durch die Pforte wieder das Feld zu gewinnen; allein ihr eignes Gedränge hemmte die Flucht, mehr als aller Zuruf. Über die Hälfte von Reinhards Genossen wurden an dieser Pforte erschlagen, unter ihnen er selbst, der sein Gelübde mit dem Tode löste, da er es mit dem Siege nicht gekonnt! — Rudolph von Habsburg eilte mit fünfzig Rittern herbei, um die Geretteten aufzunehmen, die mit ihm in tiefster Niedergeschlagenheit und Stille nach dem Lager zurückkehrten.

Eine furchtbare Nacht breitete ihre schwarzen Schwingen über Land und Gemüther aus, eine dunkle Frist vor dem noch schrecklicheren Tage, der zu blutigem Schauspiel heraufdämmern sollte! Alle Mittel, alle Hoffnun-

gen waren erschöpft, und keine Rettung mehr übrig, nachdem auch die letzte in Reinhard gefallen war. Tiefgebeugt sah Rudolph auf den jammernden Ramstein, der um den Sohn wehklagte und ihn auf das Blutgerüst begleiten wollte, — weinend wandte der Held sein Auge von dem zerreißenden Anblick, und verließ den Alten mit schwerem Seufzen, indem er ihm schweigend die Hand drückte. Im ganzen Lager war Trauer und Entsetzen, die Kriegsknechte mieden den Schlaf und blieben in unruhiger Bewegung. — Auch in der Stadt war es während dieser Nacht ungewöhnlich laut und unruhig; der Bürgermeister fürchtete einen erneuerten Überfall, und vermehrte die Wachen und Aufseher. Alle Gedanken starrten dem kommenden Tage entgegen, welchen Freund und Feind fast mit gleicher Angst erwarteten. Nichts war mehr übrig, als der Trost des Himmels; zu ihm gewandt war der alte Vater im Gebete wach, Rudolph auf seinem Lager sorgenbelastet entschlummert.

Mitternacht war kaum vorüber, als unvermuthet eine Schaar von Reisigen dem Lager nahte, die auf den Anruf der Wachen sich als Befreundete ankündigten. Es war der Burggraf von Nürnberg nebst dem Grafen von Pappenheim, die dem Grafen Rudolph von Habsburg gemeldet sein wollten, als Überbringer einer Botschaft, die keinen Aufschub litte. Nach einigem Widerreden, als jene auf ihrem Begehren beharrten, und bei Anhörung der traurigen Lage und Stimmung Rudolphs nur noch stärker andrangen, wurde Rudolph aufgeweckt und die beiden Ankömmlinge zu ihm in sein Zelt geführt. Sogleich beugten sie vor ihm das Knie, und begrüßten

ihn als ihren Kaiser und Oberherrn, dessen Huld und Gnade ihnen forthin gewährt sein möchte. Denn zu solchem Range des ersten Herrschers in der Christenheit, zum römischen König und Kaiser, hätten ihn die Kurfürsten zu Frankfurt am Main rechtmäßig erwählt und erhoben. Rudolph blickte sie verwundert und prüfend an, er wußte nichts von der ganzen Sache, und zweifelte an der Wahrheit. „Wenn Ihr einen Scherz treibet", sagte er, „so habt Ihr nicht bedacht, werthe Herren, was meinem Alter, was der Stunde und vor allem, was der Stimmung zuständig ist, in der Ihr mich findet; wisset, daß ich in großem Leid und Kummer bin, um der Baseler willen, die morgen mir das Herz zerspalten werden!" — „Fern sei von mir," erwiederte der Burggraf, „daß ich Eurer spotte, mächtigster Herr! Zweifelt nicht, Ihr seid unser Kaiser und Oberhaupt, sehet da den Wahlbeschluß und die Bedingungen! Euer Leid aber wird sich in Freude verwandeln." — Damit übergab er die Urkunde, und sagte die Bedingungen der Kurfürsten. — „Dieses Alles, und was sonst noch sein mag", rief Rudolph entschlossen aus, „werde ich treulich erfüllen und handhaben!"

Inzwischen war ein dumpfes Gerücht durch das Lager geflogen, bei Rudolph seien Boten vom Reichstage, er sei zum römischen Kaiser erwählt. Auf diese Nachricht drängte sich Alles voller Begier zu Rudolphs Zelt, begrüßte ihn in seiner Würde, und rief ihm tausendfaches Glück und Heil! — Die Freude erschloß alle Herzen, Thränen flossen aus den Augen der härtesten Krieger; unter Lachen, Singen und Rufen wurde der Kaiser von den Seinigen gepriesen und erhoben; Ritter

und Kriegsknechte umarmten einander, Freundschaft und Treue [wurde wechselseitig gestiftet und gelobt. Das Freudengeschrei durchschallte schon das ganze Lager; Fakkeln schwirrten durch die Dunkelheit, bald brannten unzählige Feuer, alles was von Pechkränzen, Reiserbündeln und Schwefel vorräthig war, wurde jubelnd in die Flamme geworfen. Unaufhörlich schallten dazwischen Trompeten und Pauken, die den tobenden Leberuf und Jubel begleiteten. Nach Maßgabe, daß der Lärm und die Feuerhelle im Lager zunahm, wurde es auch in Basel belebt und licht, indem die Wächter den ungewohnten Vorgang meldeten, und das unerklärliche Schauspiel alle Einwohner aufregte und in erwartungsvolle Spannung setzte. Der Bürgermeister und die Seinigen besorgten irgend eine Hinterlist, sahen die Wachen nach, beriefen den Rath, und umgaben das Rathhaus mit der Auswahl der Bewaffneten. Da hieß es, der Burggraf von Nürnberg sei vor dem Thore, und begehre der Stadt eine Botschaft zu bringen. Er wurde eingelassen, und erschien vor dem Rath. „Heil und Frieden", so begann er zu reden, „Eurer Stadt und allen ihren Einwohnern! — Diesen Gruß entbietet Euch der Kaiser, den die Gnade des Himmels durch die Wahl der Kurfürsten endlich wieder dem Reiche nach langer Verwaisung hat schenken wollen. Seid noch heute seines Einzuges gewärtig; bis dahin aber gebietet er Euch, alle Handhabung der Obrigkeit lediglich auf Frieden und Ordnung zu wenden, die Gefangenen freizulassen, und allgemeine Vergebung alles von beiden Seiten Geschehenen in des Kaisers Namen auszurufen." — Heinrich von Landskron erhob sich erblaßten Angesichts mit Mühe

von seinem Sitze, um dem Burggrafen für seine Botschaft zu danken, und ihm zu versichern: daß die Stadt sich freue, das Reichsoberhaupt, dessen Wiedererstehen nach langwieriger Unterbrechung so unvermuthet verkündigt werde, in ihren Mauern zu empfangen, und daß Bürgermeister und Rath sich Kaiserlichem Gebot in schuldigem Gehorsam fügen würden. „Aber vergönnt uns", fuhr er fort, „Herr Burggraf, nun auch den Namen desjenigen, den wir als unsern Kaiser und Herrn verehren dürfen!" — „Lang lebe und herrsche", rief der Burggraf, „unser gnädigster Kaiser, Rudolph Graf von Habsburg!" — Wie vom Blitz getroffen sank der Bürgermeister bei diesem Namen auf seinen Stuhl zurück und verhüllte sein Antlitz; dann erhob er sich wieder, schlug sich an die Stirn und rief: „Sitze fest, Gott der Herr! sonst wird Rudolph bald auch deinen Thron besteigen!" — Darauf legte der Burggraf den staunenden Rathsherren den Wahlbeschluß vor, und empfing ihre Glückwünsche und Freudenbezeigungen; alles Unheil und alle Noth war auf einmal vorüber, eine neue Zeit von Glück und Wohlfahrt schien anzuheben. Unterdessen verbreitete sich zugleich vom Rathhause und von den Thoren her den Bürgern die große Nachricht der Freude; Alles lief auf die Straßen und Plätze; die gefangenen Pfitticher, die Rudolph sogleich frei und beschenkt aus dem Lager zur Stadt entlassen, begegneten den Sternern, die theils aus Gefängnissen, theils aus Verstecken hervortraten, und alle stimmten in den begeisterten Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Rudolph von Habsburg!"

Die Sonne war eben aufgegangen und Kaiser Rudolph in herrscherlicher Pracht vor sein Zelt getreten, als

ein feierlicher Zug aus dem Thore der Stadt hervor und gegen das Lager wallte. Der Bischof mit seinen Geistlichen, eine Abordnung des Raths und der Bürgerschaft, die Vorsteher der Zünfte und die Hauptleute der Kriegsschaaren kamen, in Begleitung von Herolden und Spielleuten und von einer großen Menge Volks umgeben, dem Kaiser die Huldigung der Stadt zu bringen, und ihn in ihre Mauern einzuladen. — Der Kaiser empfing die Abgeordneten gnädigst, und versprach, sofort nach Basel aufzubrechen. Seine Augen forschten indeß umherschweifend unter den Anwesenden, als vermisse er jemand, bis der Burggraf von Nürnberg an ihn heantrat und sagte: „Vielleicht kann ich Euch zeigen, gnädigster Herr, was Eure Blicke suchen! Sehet dort an jenem Baume Euren geretteten Diener von Ramstein, den ich selbst herausgeführt und den Umarmungen seines Vaters überliefert habe, der dem unverhofften Glücke und Segen fast erliegt!" — An der Hand den Vater führend, kam Dietrich jetzt herbei, und warf sich dem Kaiser zu Füßen, der ihn aufhob und umarmte. — „Nehmt, mein Kaiser und Herr!" rief Dietrich aus, „ein Leben, das Euch schon gehörte, nun doppelt als das Eure an! Nur ein Wunder konnte mich vom Tode retten, und Eure Tugenden haben dies Wunder vollbracht, Eure großen Thaten und Gesinnungen, die, frühe ausgestreut, nun Euch aufgegangen sind in dieser höchsten weltlichen Ehre, die, gleich der Sonne, Leben und Segen bringt, und deren bloßer Schimmer meinen Kerker und meine Fesseln schon gesprengt! O lasset Eure Huld und Gnade mir das Glück vollenden, das sie begonnen haben." — Dietrich wollte weiter reden, allein der Kaiser winkte,

umarmte ihn auf's neue, hieß ihn nebst seinem Vater in seinem nächsten Gefolge sein, und stieg zu Pferde, um seinen Einzug in die Stadt zu halten.

Hier war ringsum freudenvolle Bewegung; von den Thürmen erklangen alle Glocken, man schmückte Thore und Fenster mit Blumen und Teppichen; niemand mochte in den Häusern weilen, alles stürmte dem Kaiser entgegen. Heinrich von Landskron stand mit fester Thätigkeit allen Anordnungen seines Amtes vor, und ließ die forschende Neugier, welche in seiner Fassung und in seinem Benehmen den Widerstreit seines Innern zu errathen suchte, kalt an sich vorübergleiten, ohne des Hohnes der Einen noch des Mitleidens der Andern zu achten. Er ging, seiner Würde gemäß, an der Spitze des Rathes dem Kaiser bis vor das Thor entgegen, wo er demselben die Schlüssel knieend überreichte, und Stadt und Bürgerschaft in angemessener Rede der Kaiserlichen Gnade empfahl. Der Kaiser dankte dem Bürgermeister, hob ihn auf, und reichte ihm die Hand. Unter tausend Jubel und Freudengeschrei der zujauchzenden Menge ging der Zug nach dem Münster, wo der Bischof ein feierliches Hochamt hielt, um dem Allerhöchsten für die Wege seiner Schickung zu danken, und dessen ferneren Segen für den Kaiser und das Reich anzuflehen. Als der Gottesdienst geendigt war und man den Kaiser fragte: welches Haus er würdigen wolle, darin als Gast zu wohnen, sah er sich eine Weile im Kreise um, drückte dann dem alten Ramstein die Hand und sagte: bei ihm würde er als Graf von Habsburg eingekehrt sein, aber jetzt sei er der Stadt ein Zeichen schuldig, woran sie seinen guten Willen erkennen möge, er wähle daher das Haus

ihres tapfern Bürgermeisters, Heinrichs von Landskron, zu seiner Wohnung, und zugleich forderte er diesen auf, ihn dahin zu geleiten. Heinrich hatte Mühe sich zu fassen, während die Empfindungen der Umstehenden laut in das Lob des Kaisers überströmten; zum erstenmal fühlte er seine feindliche Strenge gebrochen und sein Herz für Rudolph geöffnet. In dem Hause der Landskron angelangt, empfing der Kaiser die Begrüßung von zwölf der schönsten und edelsten Jungfrauen der Stadt, die ihm einen goldnen Becher verehrten; der Kaiser unterhielt sich mit ihnen, befragte sie um ihre Namen, und beschenkte sie mit Ketten und Ringen; dann aber wandte er sich an den Bürgermeister, und fragte ihn mit Bedeutung: warum in der Zahl dieser Jungfrauen Eine fehle, die an Schönheit und Ansehen, wenn er nicht falsch berichtet sei, keiner derselben nachstehen dürfe, und in diesem Hause gerade am wenigsten fehlen sollte? — Heinrich verstand die Meinung des Kaisers, und entfernte sich in großer Bewegung. Nach einer Weile kehrte er zurück, an seiner Hand die schöne Gertrud, deren bleiche Wangen aber finstern Kummer, deren scheuer Blick angstvolle Verwirrung ausdrückten. Als ihr Auge auf Dietrich fiel, erzitterte sie in freudigem Erschrecken, und schluchzend sank sie auf ihres Vaters Arm. Der Kaiser, der beide mit Wohlgefallen betrachtete, zögerte nicht länger und hub folgendermaßen zu reden an: „Wir haben mit Kummer in unsrer eigenen Sache das Unglück erfahren und ermessen, welches der furchtbare Streit der Partheien über diese Stadt gebracht, und schaudern zurück vor dem Bilde des Unheils, welches in kurzem erschienen wäre, wenn dieser Streit noch ferner gedauert

hätte! Die Gnade des Allmächtigen aber hat uns, vorher selbst Parthei, unverhofft zu einer Stufe erhoben, wo wir in allen Bewohnern dieser Stadt nichts mehr erblicken dürfen, als theure und getreue Unterthanen, uns zu gleicher Sorgfalt und Liebe anbefohlen und vertraut, ohne Unterschied der früheren Gesinnung. Es liegt uns ob, den Frieden, den wir verkündigt, zur Wohlfahrt des Ganzen auch dauerhaft zu begründen; die Sterner und die Pfitticher mögen fortan nicht mehr um die Oberhand streiten, sondern gemeinsam dieselbe theilen, sie mögen ihre absondernde Bezeichnung in dem Eifer für das Gemeinwesen vergessen und verlieren, und durch Bande der Freundschaft und des Blutes sich gegenseitig vereinigen! Hier stehen edle Männer, Häupter der Ihrigen, von denen wir nun den ersten Beweis des uns angelobten Gehorsams fordern. Wohlan, Ramstein! wohlan, Landskron! tretet heran, und reicht Euch die Hände! Und damit auch die Spur der Spaltung in künftigen Geschlechtern erlösche, so wollet Ihr, versöhnte Väter, mit uns den Bund segnen, durch welchen wir Dietrich von Ramstein und Gertrud von Landskron, zwei Liebende, durch Leiden und Noth hart geprüft, hiemit vereinigen!" — Der Kaiser nahm beider Hände, und fügte sie zusammen. Heinrich von Landskron widerstrebte nicht; der alte Ramstein, eine Weile unschlüssig, wurde von den andringenden Bestürmungen überwältigt. Dietrich und Gertrud hielten sich umschlungen zu des Kaisers Füßen; alle Anwesenden priesen das Wunder, welches sich vor ihren Augen begeben, und laut erschallte im Saal und durch die Straßen der tausendfach wiederholte Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Rudolph von Habsburg!" —

So endete ein Streit, der eine blühende und reiche Stadt an den Rand des Abgrunds gebracht, durch die Erscheinung einer wohlthuend über den Völkern schwebenden Herrlichkeit, zu deren Höhe emporgezogen die Leidenschaften und Verwirrungen der kleineren Gewalten sich verzehren und auflösen, und deren ruhmvoller Glanz in dem Andenken der Deutschen noch unerloschen fortlebt.

Die Sylphide.

Aus dem Russischen des Fürsten Wladimir Odojeffskii.

(Der Verfasser dieser Erzählung ist unter den lebenden Schriftstellern Rußlands als einer der vorzüglichsten geschätzt, der geistigen Gehalt und elegante Darstellung auf's glücklichste verbindet. Die hier mitgetheilte „Sylphide" gehört eigentlich einer Reihe von Erzählungen an, welche unter dem Namen „das Irrenhaus" künftig ein Ganzes bilden werden, und bei denen der Dichter neben dem poetischen auch ein psychologisches Interesse verfolgt. Abgesehen von dem letztern, das erst in jenem größeren Zusammenhange vollständig hervortreten kann, darf aber auch die bloße Mährchenausstattung als liebliches Spiel der Einbildungskraft hier ihren Reiz und Werth behaupten.)

Wir wollen den Dichter mit Blumen bekränzen, und ihn aus der Stadt führen.

Platon.

Drei Säulen hat das Reich: Dichter, Schwert und Gesetz.

Überlieferung nordischer Barden.

Die Dichter werden gebraucht nur zu bestimmten Tagen, um die Hymnen zu dichten für die gesellschaftliche Verfassung.

Einer aus der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts.

! ? ! ?

Neunzehntes Jahrhundert.

Erster Brief.

Endlich bin ich auf dem Gute des seligen Oheims; ich schreibe dir im weiten Großvaterstuhl sitzend, am Fenster;

wahrlich, die Aussicht, die ich vor Augen habe, ist nicht sehr herrlich: der Küchengarten, zwei, drei Apfelbäume, der viereckige Teich, das kahle Feld, und weiter nichts; augenscheinlich war der Oheim kein guter Wirth; es wäre interessant zu wissen, was er während funfzig Jahren, die er hier ununterbrochen lebte, wohl getrieben hat. Mag er wohl, wie einer meiner Nachbarn, frühmorgens um fünf Uhr aufgestanden sein, Thee getrunken und grand-patience aufgelegt haben bis zum Mittagessen, dann gegessen, dann sich zum Ausruhen niedergelegt und darauf wieder zur grand-patience gewendet haben bis zur Nacht? — so vergehen 365 Tage. Ich verstehe es nicht. Fragte ich seine Leute, womit sich der Oheim beschäftigte, so antworteten sie mir: „Nun, so, so." Mir gefällt diese Antwort über die Maßen. Solch ein Leben hat etwas Poetisches und ich hoffe bald dem Beispiele des Oheims nachzufolgen; wahrlich der Selige war ein gescheidter Mann.

In der That bin ich hier wenigstens kälteren Blutes als in der Stadt, und die Ärzte thaten sehr recht mich hieher zu schicken; wahrscheinlich thaten sie es deßhalb, damit sie mich los wären; aber es scheint ich werde sie betrügen: mein Spleen, du wirst erstaunen, ist beinah vergangen; vergebens meinen sie, daß das zerstreute Leben die mir angebornen Übel heilen könne; keineswegs: das Weltleben macht schlecht, eben so die Bücher; ich aber hier — stelle dir mein Glück vor, — sehe beinahe niemanden, und habe kein einziges Buch bei mir! Dies Glück ist gar nicht zu beschreiben, — man muß es erfahren. Wenn ein Buch auf dem Tische liegt, so greift man darnach unwillkürlich, schlägt es auf, liest, der An-

fang reizt, verspricht goldene Berge, — man liest weiter, und sieht lauter Seifenblasen, und hat das schreckliche Gefühl, welches alle Gelehrten empfunden haben vom Anfange der Jahrhunderte bis zum jetzigen Jahr einschließlich: Suchen und nicht finden! Dieses Gefühl quälte mich von der Zeit an, da ich anfing meiner bewußt zu werden, und ihm schreibe ich diese Augenblicke von Spleen zu, welche den Ärzten beliebt der Galle zuzuschreiben.

Denke jedoch nicht, daß ich völlig als Einsiedler lebe; nach altem Herkommen habe ich als neuer Gutsherr allen meinen Nachbarn, deren zum Glück nicht viele sind, Besuche gemacht, mit ihnen von der Jagd gesprochen, die ich nicht leiden kann, vom Ackerbau, von dem ich nichts verstehe, und von ihren Verwandten, von denen ich in meinem Leben nichts gehört. Aber alle diese Herren sind so zuvorkommend, so gastfreundlich, so aufrichtig, daß ich sie von Herzen liebgewonnen; du kannst dir nicht vorstellen, welchen Reiz für mich ihre völlige, sorglose Unwissenheit hat über alles, was über ihren Sprengel hinausgeht; mit welchem Ergötzen ich ihre unglaublichen Urtheile anhöre über das einzige Exemplar der Moskau'schen Zeitung, das in dem ganzen Bezirk gehalten wird; in diesem, aus Fürsorge in Packpapier eingeschlagenen Exemplar lesen sie der Reihe nach alles, von den Pferdeverkaufs-Anzeigen bis einschließlich zu den gelehrten Nachrichten; die erstern, versteht sich, lesen sie mit Interesse, und die letztern zum Spaß, — den ich mit ihnen von ganzem Herzen theile, wiewohl aus andrer Ursache, — und damit gewinn' ich mir die allgemeine Achtung. Vorher scheuten sie mich und dachten, daß ich als ein An-

kömmling aus der Residenz ihnen Vorlesungen über Chemie oder Fruchtwechsel-Wirthschaft halten würde; aber nachdem ich ihnen geäußert, daß es nach meiner Meinung besser sei nichts zu wissen, als nur so viel zu wissen wie unsre Gelehrten, daß nichts dem Glücke des Menschen so entgegen sei, als viel zu wissen, und daß die Unwissenheit noch niemals die Verdauung gestört, da sahen sie es klar ein, daß ich ein guter Kerl und prächtiger Mensch, und fingen an, ihre mannigfachen Spöttereien über jene Klüglinge auszulassen, welche mit schlechtem Verstand auf ihren Gütern die Kartoffeln eingeführt, Dreschmaschinen, Grützmühlen und mancherlei andre wunderliche Neuerungen: es ist zum Todtlachen! — und jenen Klüglingen geschieht Recht — warum geben sie sich all' die Mühe? Die dreisteren unter meinen neuen Freunden wagen sich auch an die Politik; mehr als alles beunruhigt sie der türkische Sultan von alter Erinnerung her, und der Streit von Tipil-Busi mit Hafis-Busi beschäftigt sie ungemein, auch können sie es nicht herausbringen, weßhalb man Karl den Zehnten jetzt Don Karlos nennt, — glückliche Leute! Wir retten uns vor dem Ekel, den der Seele die Politik erregt, auf künstliche Weise, d. h. wir versagen uns die Zeitungen zu lesen, aber jene auf die natürlichste, d. h. sie lesen sie und verstehen sie nicht.

Gewiß, wenn ich diese Leute betrachte, so überzeuge ich mich mehr und mehr, daß das wahre Glück nur damit bestehen kann, entweder alles zu wissen oder nichts zu wissen, und da das Erstere bis jetzt dem Menschen unmöglich ist, so müssen wir das Letztere wählen. Diesen Gedanken predige ich meinen Nachbarn auf mannigfache

Weiſe, — er iſt ſehr nach ihrem Sinne, mich aber vergnügt die Rührung, mit der ſie mir zuhören; eines nur verſtehen ſie nicht in mir: daß ich, ſonſt ein ſo prächtiger Menſch, weder Punſch trinke, noch Jagdhunde halte; aber ich hoffe, daß ſie ſich daran gewöhnen, und daß es mir gelingen wird doch wenigſtens in unſerm Bezirk dieſe nichtswürdige Aufklärung zu vertilgen, die den Menſchen nur außer Geduld ſetzt, und ſeinem innerſten natürlichen Trieb entgegenſtrebt, dem Triebe, mit untergeſchlagenen Armen dazuſitzen, . . . aber zum Teufel die Philoſophie! Sie verſteht es, ſich in die Gedanken ſogar des thieriſchen Menſchen einzumiſchen. Apropos von Thieren: einige meiner Nachbarn haben allerliebſte Töchter, welche man zwar eben nicht mit Blumen vergleichen kann, aber doch mit Küchengarten-Kräutern; ſie ſind ſtark und voll, geſund — und kein Wort aus ihnen herauszubringen. Einer meiner nächſten Nachbarn, ein ſehr reicher Mann, hat eine Tochter, die — mich dünkt — Katinka heißt, und die man als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten könnte, hätte ſie nur nicht die Gewohnheit: das Züngchen zwiſchen die Zähne zu drücken, und bei jedem Wort, das man ihr ſagt, zu erröthen. Ich gab mir Mühe mit ihr ungefähr eine halbe Stunde, und bis jetzt kann ich nicht entſcheiden, ob unter dieſer ſchönen Hülle Verſtand iſt, dieſe Hülle aber, in der That, iſt ſchön. In dieſen halbſchlummernden Äuglein, in dieſem aufgeworfenen Näschen, iſt etwas ſo Liebliches, ſo Kindliches, daß man unwillkürlich die Luſt zum Küſſen empfindet. Mir wäre ſehr wünſchbar, — wie man hier ſagt — dieſes Püppchen etwas zum Reden zu bringen, und ich will beim nächſten Wiederſehen ein Geſpräch an-

knüpfen, wenn auch nur mit den Worten des unvergleichlichen Iwan Fedorowitsch Sponka *): „Sommers, meine Gnädigste, giebt es sehr viel Fliegen," und ich will sehen, ob aus diesem Gespräch nicht etwas Fortgesetzteres hervorgehen wird, als Iwans Fedorowitsch Unterhaltung mit seiner Braut.

Leb wohl. — Schreibe mir öfters, aber von mir erwarte nur seltne Briefe; mir ist es sehr erfreulich, deine Briefe zu lesen, aber doch gar nicht eben so erfreulich, sie zu beantworten.

Zweiter Brief.

(Zwei Monate nach dem ersten.)

Sprich jetzt noch von der Beständigkeit der menschlichen Seele! Unlängst noch freute ich mich, daß bei mir auch nicht ein einziges Buch zu finden sei; aber der Monat verging nicht, so sehnt' ich mich nach Büchern. Der Anfang war, daß mich meine Nachbarn zum Tode langweilten; du schriebst mir ganz richtig, daß ich ihnen meine ironischen Bemerkungen über die Gelehrten vergebens mittheilte, und daß meine Worte nur ihren dummen Eigendünkel erhöben und ihren Sinn noch mehr verwirrten. Ja! ich habe mich überzeugt, mein Freund: Unwissenheit ist kein Heil. Ich fand hier alsbald dieselben Leidenschaften, welche mich von den sogenannten gebildeten Leuten abgewendet, denselben Ehrgeiz, dieselbe Eitelkeit, denselben Neid, denselben Eigennutz, dieselbe Bosheit, dieselbe Schmeichelei, dieselbe Niedrigkeit, nur mit dem Unterschiede, daß alle diese Leidenschaften hier

*) Komische Figur aus einem russischen Roman von Gogol.

stärker, offner und feiger sind, — dabei die Gegenstände geringer! Ich sage noch mehr: den gebildeten Menschen zerstreut seine Bildung, und seine Seele findet sich wenigstens nicht jede Minute ihres Daseins in voller Erniedrigung; Musik, Gemälde, Erfindungen des Luxus, alles dies nimmt einige Zeit, die der Niedrigkeit verloren geht, — aber meine Freunde näher zu kennen ist schrecklich; der Egoismus durchdringt, so zu sagen, ihr ganzes Wesen; im Kauf betrügen, einen ungerechten Prozeß gewinnen, Bestechungen annehmen — gilt nicht insgeheim, sondern geradezu und öffentlich, als Handlung eines klugen Mannes; jemanden zu schmeicheln, von dem großer Vortheil zu erlangen steht, wird als Schuldigkeit eines wohlgezogenen Mannes angesehen; langjährige Bosheit und Rachsucht — als ganz natürliche Sache; Trunkenheit, Kartenspiel, und eine Ausschweifung, wie sie in den Kopf eines gebildeten Menschen niemals eingeht, — als unschuldige, erlaubte Erholung. Und dabei sind sie unglücklich, beklagen sich und verwünschen ihr Leben. — Wie könnt' es auch anders sein! All diese Unsittlichkeit, all diese gänzliche Vergessenheit menschlicher Würde geht vom Großvater auf den Vater über, von dem Vater auf den Sohn, durch väterliche Unterweisung und Beispiel, und steckt so ganze Geschlechter an. Ich begriff, indem ich diese Herren näher beobachtete, warum die Unsittlichkeit so enge mit der Unwissenheit verbunden ist, die Unwissenheit hinwieder mit dem Unglück: das Christenthum ruft nicht umsonst den Menschen zum Vergessen des hiesigen Lebens auf; jemehr der Mensch die Aufmerksamkeit auf seine materiellen (sinnlichen) Bedürfnisse wendet, je höher alle häuslichen Angelegenheiten ihm gelten, die

häuslichen Verdrüsse, die Reden der Leute, ihr Benehmen gegen ihn, die kleinlichen Vergnügungen, mit Einem Worte, alle Kleinlichkeit des Lebens, — desto unglücklicher ist er. Diese Kleinigkeiten werden für ihn das Ziel des Daseins, für sie bemüht er sich, ereifert er sich, verwendet er jede Minute des Tages, opfert er alles Heilige der Seele, und wie diese Kleinigkeiten unzählig sind, so unterwirft er sich seiner Seele unzähligen Aufreizungen: der Karakter verschlechtert sich; alle höheren, abstrakten, beruhigenden Vorstellungen werden vergessen; Duldung, diese höchste der Tugenden, verschwindet; — und ohne seinen Willen wird der Mensch böse, jähzornig, grollend, ungeduldig; das Innere seiner Seele wird zur Hölle. Beispiele hievon sehen wir jeden Tag: der Mensch, der immer beunruhigt ist, ob man nicht im Verhältniß zu ihm die Hochachtung oder die Höflichkeit verletzt, die Wirthin vom Hause, die ganz in die Aufsicht ihrer Wirthschaft vertieft ist, der Wucherer, der nur auf Mehrung seiner Prozente sinnt, der Beamte, der in dem pedantischen Kanzleiwesen die wahre Bestimmung des Dienstes außer Acht läßt, der Mensch, der in niedern Berechnungen seiner Würde vergißt, — sehet nur diese Leute in ihrem häuslichen Kreise, im Verhältniß zu Untergebenen — sie sind schauderhaft; ihr Leben ist eine ununterbrochene Sorge, die niemals ihr Ziel erreicht, denn sie haben so viel mit den Mitteln zum Leben zu thun, daß sie nicht zum Leben selbst gelangen! — In Folge dieser traurigen Beobachtungen über meine ländlichen Freunde schloß ich mich ein, und befahl, keinen von ihnen zu mir zu lassen. Wie ich nun allein war, durchschritt ich das Zimmer, blickte einigemal nach meinem

viereckigen Teich, versuchte, ob ich ihn wohl zeichnen könnte, aber du weißt, daß der Bleistift nie recht meine Sache war, ich gab mir Mühe und Mühe: eine Sudelei kam zu Stande! Ich legte mich auf Dichten, — es erhob sich der gewohnte Streit zwischen Gedanken, Füßen und Reimen; ich fing sogar das Singen an, wiewohl ich niemals auch nur di tanti palpiti herauszubringen vermochte, — und zuletzt ach! rief ich den alten Verwalter meines seligen Oheims herbei, und unwillkürlich fragt' ich ihn: „Hat denn der Oheim niemals eine Bibliothek gehabt?" Der gute Alte verbeugte sich tief und antwortete: — Nein, lieber Herr, dergleichen haben wir nie gehabt. — „Was ist aber da, fragt' ich, in diesen versiegelten Schränken, die ich im Oberzimmer sah?" — Dort, lieber Herr, liegen Bücher; beim Tode Ihres Oheims hat die Tante diese Schränke versiegeln lassen, und befohlen, daß niemand je sie anrühren sollte. — „Öffne sie."

Wir gingen in das Oberzimmer, der Verwalter riß die kaum noch haltenden Wachssiegel ab — die Schränke gingen auf, und was erblickt' ich? Der Oheim — was ich bis dahin nie vermuthete — war ein großer Mystiker. Die Schränke waren mit Schriften angefüllt, von Paracelsus, dem Grafen Gabalis, Arnold Villanova, Raymund Cullus, und andern Alchemisten und Kabalisten. Ich bemerkte sogar in dem Schranke einige Reste chemischen Geräths. Wahrhaftig, der selige Alte suchte den Stein der Weisen — der Schäker! und wie er das geheim zu halten verstand!

Da ich ohne Beschäftigung war, so warf ich mich auf die Bücher, die sich fanden, und jetzt, stelle dir mich vor, einen Menschen im neunzehnten Jahrhundert über

großen Folianten sitzend und mit ganzer Seele eine Abhandlung lesend: von der ersten Materie, von der allgemeinen Elektrizität, von dem Sonnengeiste, von der nördlichen Feuchtigkeit, von den Sternengeistern, und anderen dergleichen. Lächerlich und langweilig und interessant. Bei diesen Beeiferungen vergaß ich beinah meiner Nachbarin, obgleich ihr Vater (der einzige ordentliche, wiewohl auch langweilige Mensch im ganzen Sprengel) mich öfters besucht und sehr zuvorkommend für mich ist; aber was ich von ihr höre, alles zeigt, daß sie, nach dem alten Ausdruck, ein sehr würdiges Mädchen ist, d. h. eine große Mitgift hat; nebenher vernehme ich, daß sie viel Gutes thut, z. B. armen Mädchen zum heirathen verhilft, ihnen Geld giebt für die Hochzeitskosten, und oft den Zorn ihres Vaters, eines sehr hitzigen Mannes, zu besänftigen weiß; alle Bewohner der Umgegend nennen sie einen Engel. Das alles ist nicht hiesiger Art; übrigens haben diese Mädchen immer große Neigung zum Verheirathen, wenn nicht sich selber, doch andre. Weßhalb wohl das? —

Dritter Brief.

(Zwei Monate später.)

Vermuthlich denkst du, daß ich mich nicht nur verliebt, sondern sogar verheirathet habe, — aber du irrest. Ganz mit andern Dingen bin ich beschäftigt, ich trinke — und weißt du wohl was? Was ersinnt nicht der Müssiggang! Ich trinke Wasser, lache nicht — höre erst; welcherlei Wasser. Wie ich in der Bibliothek meines Oheims herumwühle, finde ich ein handschriftliches Buch, worin verschiedene Rezepte zum Geisterzitiren enthalten sind.

Viele darunter sind äußerst lächerlich; dort wird eine Leber von einer weißen Krähe erfordert, hier Glassalz, da Diamantenbaum, und meistentheils sind alle Substanzen von der Art, daß du sie in keiner einzigen Apotheke finden magst. Unter andern Rezepten fand ich folgendes: „Die Elementargeister, sagt der Autor, lieben die Menschen sehr, und von Seiten dieser bedarf es nur der kleinsten Bemühung, um mit jenen in Verkehr zu treten, so z. B. ist es hinreichend, um die in der Luft schwebenden Geister zu sehen, daß man die Sonnenstrahlen in ein Glas Wasser sammelt, und dieses jeden Tag trinkt. Durch dieses geheimnißvolle Mittel wird der Sonnengeist allmählig in den Menschen eingehen, und dessen Augen werden sich für eine neue Welt eröffnen. Wer es unternimmt, sich mit ihnen vermittelst eines der edlen Metalle zu vermählen, der wird selbst die Sprache der Elementargeister verstehen, die Art ihres Lebens erkennen, und sein Dasein wird sich mit dem Dasein des von ihm auserwählten Geistes vereinigen, — der ihm Kenntniß von solchen Geheimnissen der Natur geben wird, . . . aber mehr dürfen wir nicht sagen . . . Sapienti sat. . . hier ist auch ohnedies viel, schon viel gesagt für die Erleuchtung deines Verstandes, geliebter Leser, u. s. w." Dieses Mittel schien mir so einfach, daß ich es zu versuchen beschloß, wenn auch nur deßhalb, mich in Wahrheit rühmen zu können, daß ich an mir ein kabalistisches Geheimniß versucht habe. Ich gedachte jener Undine, die mich in der Kindheit so erfreute, — aber da ich nicht wünschte mit ihrem Oheim in Händel zu kommen, so begehrte ich eine Sylphide zu sehen; mit diesem Gedanken — was thut nicht der Müssiggang? — warf ich einen Türkisring in ein mit Wasser

gefülltes Krystallgefäß, stellte dies Wasser in die Sonne, und so trink' ich es Abends vor dem Schlafengehen, und finde bis jetzt, daß dies wenigstens sehr gesund ist; irgend eine Elementarkraft davon spüre ich noch nicht, aber wohl ist mein Schlaf seitdem ruhiger.

Weißt du, daß ich nicht aufhöre meine Kabalisten und Alchemisten zu lesen, und weißt du was ich dir noch sage: diese Bücher ziehen mich sehr an. Wie freundlich, wie aufrichtig sind ihre Verfasser. „Unser Werk" — sagen sie — „ist sehr einfach: eine Frau kann, ohne ihren Spinnrocken zu verlassen, dasselbe vollbringen, — wisse nur uns zu verstehen." — „Vor meinen Augen" — sagt einer — „geschah es, daß Paracelsus eilf Pfund Blei in Gold verwandelte." — „Ich selbst" — sagt ein andrer — „ich selbst verstehe den Urstoff aus der Natur hervorzuziehen, und kann vermittelst derselben leicht alle Metalle eines in das andere nach Belieben umwandeln." — „Im vergangnen Jahr" — sagt ein dritter — „machte ich aus Thon einen sehr schönen Hyazinth," u. s. w. Bei jedem dieser Schriftsteller folgt nach solchem naiven Geständniß ein kurzes, aber lebenerfülltes Gebet. — Mich bewegt außerordentlich dieser Anblick: ein Mensch spricht mit Verachtung von dem, was sie die Gelehrsamkeit der Profanen nennen, d. h. unsere; mit stolzer Selbstgewißheit dringt oder glaubt er zu dringen bis zu den letzten Grenzen der menschlichen Kraft, — und auf diesem hohen Standpunkte demüthigt er sich, indem er sich mit dankbarem, einfältigem Gebet zu dem Allerhöchsten wendet. Unwillkürlich glaubt man dem Wissen eines solchen Menschen; nur der Unwissende kann ein Atheist sein, wie nur der Atheist ein Unwissender. Wir stolze Betriebsame

des neunzehnten Jahrhunderts, wir vernachlässigen mit Unrecht diese Bücher, und wollen gar nichts von ihnen wissen. Unter mannigfacher Thorheit, worin sich die Kindheit der Physik zu erkennen giebt, fand ich viele tiefe Gedanken; viele dieser Gedanken konnten im achtzehnten Jahrhundert irrig scheinen, aber jetzt wird ein großer Theil derselben durch neue Entdeckungen bestätigt: es ging mit ihnen wie mit dem Drachen, den man vor dreißig Jahren für ein fabelhaftes Wesen hielt, und den man jetzt unter den vorweltlichen Thieren sichtlich aufgefunden hat. Sage, sollen wir jetzt an der Möglichkeit zweifeln, Blei in Gold zu verwandeln, in dieser Zeit, wo wir das Mittel gefunden haben, Wasser zu machen, das so lange Zeit für ein uranfängliches Element galt? Welcher Chemiker versagt sich den Versuch, den Diamant zu zerstören und ihn aufs neue in seine erste Gestalt wiederherzustellen? Aber wodurch ist der Gedanke, Gold zu machen, lächerlicher als der Gedanke, Diamanten zu machen? Mit Einem Worte, lache über mich wie du willst, aber ich versichere dir, daß diese vergessenen Leute unsrer Aufmerksamkeit würdig sind; wenn es nicht möglich ist, ihnen in allem zu glauben, so ist es doch andrerseits auch nicht möglich zu bezweifeln, daß ihre Schriften auf solche Kenntnisse hindeuten, die sich jetzt verloren haben, und die es gar nicht übel wäre auf's neue zu finden; hievon wirst du dich überzeugen, wenn ich dir einen Auszug aus der Bibliothek meines Oheims schicken werde.

Vierter Brief.

In meinem letzten Briefe vergaß ich dir gerade das zu schreiben, weswegen ich ihn angefangen hatte. Die

Sache ist diese, daß ich, mein Freund, mich in seltsamer Verlegenheit befinde und dich um Rath bitte: ich schrieb dir schon mehrmals von Katinka, der Tochter meines Nachbars; es gelang mir endlich, sie zum Reden zu bringen, und ich erkannte, daß sie nicht nur natürlichen Verstand und ein reines Herz hat, sondern auch noch eine völlig unvermuthete Eigenschaft: nämlich, daß sie ganz und gar verliebt in mich ist. Gestern besuchte mich ihr Vater und trug mir eine Sache vor, von der ich bisher, weil ich alle Geschäfte meinem Verwalter übergeben, nur flüchtig gehört hatte; zwischen uns ist ein Prozeß anhängig über einige tausend Desätinen Wald, welche das Haupteinkommen meiner Bauern ausmachen; dieser Prozeß zieht sich schon über dreißig Jahre hin, und wenn er nicht zu meinen Gunsten endet, so sind meine Bauern völlig zu Grunde gerichtet. Du siehst, die Sache ist sehr wichtig. Mein Nachbar trug sie mir mit der höchsten Umständlichkeit vor, und endigte mit dem Vorschlag, uns friedlich zu vergleichen; damit aber dieser Frieden fester würde, so gab er mir durch seine Anspielungen zu verstehen, daß er sehr wünschte mich zum Schwiegersohn zu haben. Das war völlig eine Vaudeville-Scene, aber sie machte mich doch nachdenklich. In der That, wie steht es mit mir? Meine Jugend ist schon vorüber, ein großer Mann werd' ich nicht mehr, alles ist mir zum Überdruß; Käthchen ist ein sehr liebes, folgsames, stilles Mädchen; wenn ich sie heirathe, so beendige ich einen dummen Prozeß und verübe vielleicht das einzige gute Werk im Leben: ich sichere den Wohlstand meiner Bauern; mit Einem Worte, ich bin sehr geneigt, Käthchen zu heirathen, ein Leben als gesetzter Gutsherr anzufangen, der Frau

die Verwaltung aller Geschäfte zu übertragen, und selber den ganzen Tag still zu sein und Taback zu rauchen. Das wäre doch ein Paradies, nicht wahr? . . . Dies alles dient nur zur Einleitung, dir zu sagen, daß ich schon zur Heirath entschlossen bin, aber dem Vater Kata's noch nichts davon gesagt habe, noch sagen werde, bis ich nicht deine Antwort auf diese Frage abgewartet: wie meinst du, schick' ich mich wohl zu einem Ehemann? wird mich vom Spleen eine Frau retten, welche, vergiß das nicht, die Gewohnheit hat, ganze Tage kein Wort zu reden, und folglich gar kein Mittel besitzt mich zu langweilen? mit Einem Worte, soll ich noch warten, bis irgend etwas Neues, Unverhofftes, Eigenthümliches aus mir hervorgeht, oder hab' ich ganz einfach meine Laufbahn, wie man zu sagen pflegt, schon beendigt, und bleibt mir nur übrig, dafür zu sorgen, daß aus meiner Person möge so viel als möglich Spermaceti gemacht werden können? Ich erwarte deine Antwort mit Ungeduld.

Fünfter Brief.

Ich danke dir, mein Freund, für deine Entschlossenheit, deinen Rath, und für den Segen! Kaum hatte ich deinen Brief empfangen, so ritt ich zum Vater meiner Kata, und machte förmlich meinen Antrag. Hättest du doch nur gesehen, wie Kata sich freute, erröthete! Sie sagte mir sogar folgende Phrase, in welche sich ganz ihre reine und unschuldige Seele ergoß: „Ich weiß nicht," sagte sie zu mir, „ob es mir gelingen wird, aber ich werde mich bemühen, Euch so glücklich zu machen, wie ich selber glücklich sein werde." Diese Worte sind sehr einfach, aber wenn du gehört hättest, mit welchem Ausdruck

sie gesprochen wurden! Du weißt, daß oft in Einem Worte mehr Gefühl liegt, als in einer langen Rede; ich sah eine ganze Welt von Gedanken in Käthchens Worten: sie müssen ihr schwer angekommen sein, und ich weiß es ganz zu würdigen, welche Kraft ihr die Liebe gab, um die jungfräuliche Schüchternheit so zu überwinden. Die Handlungen des Menschen sind bedeutend im Verhältniß der Kräfte, die er besitzt, und ich glaubte bisher, die Schüchternheit zu überwinden sei für Kata über ihre Kräfte . . . Nach diesem kannst du dir vorstellen, daß wir uns umarmten, küßten, der Alte weinte, und nach Beendigung der Fasten geht es in fröhlichem Schmausen auf die Hochzeit los. Daß du nur unfehlbar kommest! wirf alle deine Geschäfte beiseit, — ich will, daß du ein Zeuge meines, wie man zu sagen pflegt, Glückes seist; komm wenigstens um der Merkwürdigkeit willen, dir einen Bräutigam mit seiner Braut anzusehen, wie du deren gewiß noch niemals erblickt hast: sie sitzen einander gegenüber, sehen einander mit beiden Augen an, beide schweigen, und beide sind sehr zufrieden.

Sechster Brief.

(Eine Woche später.)

Ich weiß nicht, wie meinen Brief anfangen; du wirst mich für verrückt halten; du wirst lachen, mich schelten; alles erlaub' ich dir, erlaube dir sogar, mir nicht zu glauben; aber ich vermag nicht an dem zu zweifeln, was ich mit eignen Augen gesehen, und noch täglich sehe. Nein! in den Rezepten meines Oheims ist nicht alles aberwitzig. Wirklich ist dies ein Überbleibsel alter Geheimnisse, welche bis jetzt in der Natur vorhanden sind,

und wir wissen vieles noch nicht, vieles haben wir vergessen, und viel Wahres halten wir für Unsinn. Hier ist, was sich mir ereignet hat, lies und erstaune: meine Unterhaltungen mit Kata, wie du dir leicht vorstellen kannst, ließen mich meines Gefäßes mit Sonnenwasser nicht vergessen; du weißt, Wißbegierde, oder, um aufrichtiger zu reden, Neugierde, ist mein eigentliches Element, das sich allen meinen Angelegenheiten beimischt, sie bedingt, und mich zu leben hindert; ich komme niemals davon los; immer reizt etwas, immer harrt irgend was in der Ferne, die Seele sehnt sich, leidet, — und was wird daraus . . . Aber kehren wir zur Sache zurück. Gestern Abend ging ich zu dem Gefäß hinan, und bemerkte in meinem Ringe eine Art von Bewegung. Anfangs dachte ich, dies sei eine optische Täuschung, und um mich zu überzeugen nahm ich das Gefäß in die Hände; aber kaum machte ich die kleinste Bewegung, als mein Ring sich in kleine blaue und goldne Funken zertheilte, sie zogen auf dem Wasser feine Fäden und bald verschwanden sie völlig, dagegen wurde das Wasser ganz golden mit blauem Schillern. Ich setzte das Gefäß an seine frühere Stelle, und auf dem Boden desselben war mein Ring gleich wieder zusammengeflossen. Ich gestehe dir, daß mir unwillkürlich ein Schauder durch den ganzen Körper lief; ich rief den Diener herbei, und fragte ihn, ob er etwas in meinem Gefäß bemerkte; er sagte nein. Da erkannte ich, daß diese seltsame Erscheinung nur für mich allein sichtbar sei. Um dem Diener keinen Anlaß zu geben meiner zu spotten, schickte ich ihn weg mit dem Bemerken, das Wasser schiene mir nicht rein. Als ich allein geblieben war, wiederholte ich meinen Ver-

such lange Zeit, und dachte über diese wundervolle Erscheinung nach. — Ich goß mehrmals das Wasser aus einem Gefäß in das andere über, jedesmal wiederholte sich diese Erscheinung mit erstaunenswürdiger Genauigkeit, und doch ist sie durch keinerlei physische Gesetze zu erklären. Ist es denn in der That wirklich so? Bin ich dazu erkoren, dieses wunderbare Geheimniß zu sehen? Mich dünkt es so wichtig, daß ich entschlossen bin, dasselbe bis zum Schlusse zu verfolgen. Schon vorher war ich eifrig über meine Bücher, und jetzt, da dieser Versuch vor meinen Augen sich bewerkstelligt hat, macht alles mehr und mehr deutlich, daß der Mensch mit einer andern, uns entrückten Welt in Verbindung steht. Was wird noch ferner sein! . .

Siebenter Brief.

Nein, mein Freund, du hast dich geirrt und ich ebenfalls. Ich bin vorherbestimmt, Zeuge eines großen Geheimnisses der Natur zu sein und dasselbe den Menschen zu verkündigen, sie an die wunderbare Kraft zu erinnern, die sich in ihrer Macht befindet und deren sie vergessen haben; sie zu erinnern, daß wir von andern bis jetzt ihnen unbekannten Welten umgeben sind. Und wie einfach sind alle Handlungen der Natur! Welch einfache Hülfsmittel wendet sie zur Hervorbringung solcher Dinge an, welche den Menschen verwirren und erschrecken! Höre und erstaune:

Gestern, vertieft in Betrachtung meines wunderbaren Ringes, bemerkte ich auf's neue eine Art von Bewegung darin: ich schaue — auf dem Wasser erheben sich blaue Wellen; und in ihnen brechen sich regenbogenfar-

bige, opalartige Strahlen; der Türkis verwandelte sich in einen Opal, und von ihm stieg im Wasser wie eine Art Sonnenschein aufwärts, alles Wasser gerieth in Wallung, goldne Quellen sprangen empor und zerstreuten sich in blaue Funken. Nun entstand eine Vereinigung aller mög=lichen Farben, welche bald in undeutlichen Schattirun=gen zusammenflossen, bald hell auseinander traten. Endlich verschwand der Regenbogenglanz, und an seine Stelle trat eine blasse, grünliche Farbe; über den grün=lichen Wellen zogen sich rosige Fäden, verflochten sich untereinander und flossen auf dem Boden des Gefässes in eine schöne, volle Rose zusammen — und alles wurde still: das Wasser klärte sich, nur die Blumenblätter der üppigen Blume schwankten leise. So vergingen wieder einige Tage; seitdem stehe ich jeden Tag frühmorgens auf, trete zu meiner geheimnißvollen Rose hinan und erwarte ein neues Wunder; allein vergebens — die Rose blüht still weiter, und ich bemerke sonst nichts, als daß sie mein ganzes Zimmer mit unaussprechlichem Wohlgeruch erfüllt. — Ich gedenke unwillkürlich dessen, was ich in einem meiner kabalistischen Bücher gelesen habe, daß die Elementargeister alle Reiche der Natur durchwandeln, be=vor sie ihre wirkliche Gestalt erlangen. Wunderbar! Wunderbar!

(Einige Tage nachher.)

Heute sah ich nach meiner Rose, und gewahrte in ihrer Mitte etwas Neues . . . damit ich sie besser betrach=ten könnte, erhob ich das Gefäß und wollte die Flüssigkeit in ein anderes übergießen, aber kaum hatte ich es in Be=wegung gebracht, als wieder grüne und rosige Fäden sich von der Rose her aufzogen und mit gestreifter Strömung

in das Wasser übergingen, und dann aufs neue zeigte sich mir auf dem Boden des Gefäßes die schöne Blume: alles beruhigte sich, nur schimmerte etwas in ihrer Mitte: die Blätter öffneten sich allmählig, und — ich traute meinen Augen nicht! — zwischen orangefarbenen Staubfäden ruhte — wirst du mir glauben? ruhte ein wunderbares, nie gesehenes, unglaubliches Wesen — mit Einem Worte, eine Frauengestalt, den Augen kaum erkennbar! Wie soll ich dir das Gemisch von Entzücken und Schauder beschreiben, das ich in diesem Augenblick empfand! — Diese Frauengestalt war nicht ein Kind; stelle dir das Miniaturbild eines Frauenzimmers in der vollen Blüthe der Jahre vor, und du wirst einen schwachen Begriff des Wunders erlangen, das vor meinen Augen war; nachlässig ruhte sie in ihrem weichen Lager und ihre bräunlichen Locken schwankten von dem Zittern des Wassers, bald enthüllten sie, bald verbargen sie wieder meinen Augen die Fülle jungfräulicher Reize. Sie war, so schien es, in tiefen Schlaf versunken, und ich, begierig die Augen auf sie heftend, hielt den Athem an, damit ich ihre süße Ruhe nicht unterbräche.

O, jetzt glaub' ich den Kabalisten; ich wundre mich nur, wie ich früher mit lächelndem Unglauben auf sie blickte; nein! wenn Wahrheit auf dieser Welt ist, so ist sie einzig nur in jenen Werken! Ich bemerkte jetzt erst, daß sie hierin unsern gewöhnlichen Gelehrten ungleich, nicht mit einander streiten, nicht einer dem andern widersprechen; alle sprechen von einem und demselben Geheimniß; nur ihr Ausdruck ist verschieden, verständlich aber sind sie für denjenigen, der in ihren geheimen Gedanken eindrang! Leb wohl! Entschlossen wie ich bin,

dieses Geheimniß der Natur bis zu Ende zu verfolgen, habe ich den Verkehr mit den Menschen abgebrochen; eine andre, neue, geheimnißvolle Welt erschließt sich mir; nur der Nachwelt will ich die Geschichte meiner Entdeckung überliefern. — Ja, mein Freund, ich bin zu Großem auserwählt in diesem Leben!

Brief des Gabriel Sophronowitsch Reshenskii an den Herausgeber.

Geehrtester Herr,

Obwohl ich nicht die Ehre habe persönlich Sie zu kennen, hoffe ich doch bei Ihnen entschuldigt zu sein, wenn ich in Kenntniß Ihrer engen Freundschaft mit Michael Platonowitsch den Entschluß fasse, Sie mit meinem Schreiben zu belästigen. Ihnen ist es gewiß nicht unbekannt, daß ich mit seinem seligen Oheim, in dessen Erbschaft er gesetzlich eingetreten, einen Prozeß über eine bedeutende Nutzung von Bau- und Brennholz hatte. Da Ihr Freund eine Neigung für meine älteste Tochter Katharina Gabrilowna empfand, so trug er sich mir zum Schwiegersohn an, wozu ich, wie Ihnen bekannt, meine Zustimmung äußerte; demzufolge stellte ich, in Hoffnung beiderseitigen Vortheils, den Prozeß ein; aber nun finde ich mich in äußerster Verlegenheit. Bald nach der Verlobung, als auch bereits allen Bekannten die Anzeige davon gemacht und die Aussteuer meiner Tochter völlig bereitet war, so wie alle erforderlichen Schriften ausgefertigt, brach Michael Platonowitsch plötzlich seine Besuche bei mir ab. Ich hielt ein ihm zugestoßenes Unwohlsein für die Ursache, und schickte einen Diener zu ihm, und endlich meine Altersschwäche nicht beachtend, machte ich

mich selbst auf den Weg; es hätte mir ungeziemend und beleidigend geschienen, ihn daran zu erinnern, daß er seiner Braut vergäße, aber er entschuldigte sich nicht einmal; er sprach mir nur von einem unternommenen, wichtigen Geschäft, das er vor der Hochzeit beendigen müsse, und das während einiger Zeit seine ununterbrochene Aufmerksamkeit und Sorgfalt erfordere. Ich vermuthete, daß er eine Pottaschfabrik zu errichten vorhabe, wovon er früher gegen mich bisweilen Erwähnung gethan; ich meinte, er könne mich überraschen und für mich ein Hochzeitsgeschenk bereiten wollen, um augenscheinlich darzuthun, daß er sich mit etwas Nützlichem zu beschäftigen wisse, indem ich ihn öfters wegen seiner Unthätigkeit getadelt hatte; aber für solche Fabrik bemerkte ich keinerlei Vorbereitungen, noch sehe ich deren jetzt. Ich dachte nun einige Zeit zu warten, und zu sehen was ferner geschehen würde, als ich gestern zu meinem höchsten Erstaunen erfuhr, daß er sich eingeschlossen hat und niemanden zu sich läßt, ja daß man sogar das Essen ihm durch das Fenster reicht. Da kam mir, geehrtester Herr, ein seltsamer Gedanke in den Kopf. Der selige Oheim lebte in demselben Hause und galt in unserm Bezirk für einen Schwarzkünstler; ich, mein Herr, habe auch vormals auf der Universität studirt, und bin zwar etwas zurückgeblieben, aber an die Schwarzkunst glaub ich nicht; jedoch was kann dem Menschen nicht begegnen, besonders einem solchen Philosophen, wie Ihr Freund einer ist! Was mich aber noch mehr überzeugt, daß dem Michael Platonowitsch etwas nicht Gutes zugestoßen, ist das Gerücht, das an mich gelangt ist, er säße ganze Tage und blicke auf ein Gefäß mit Wasser. Unter solchen Umständen, geehrtester Herr, wende

ich mich an Sie mit der unterthänigsten Bitte, Ihre Hieherkunft unverzüglich zu beeilen, um Ihren Freund, gemäß Ihrer ihm gewidmeten Theilnahme, bestens zu berathen, und damit auch ich erfahren möge, wie ich mich zu verhalten habe; ob ich auf's neue den Prozeß anfangen oder die bestimmte Sache zu Ende führen soll; denn ich selbst, nach der von Ihrem Freunde mir zugefügten Beleidigung, kann nicht mehr zu ihm in's Haus gehen, obgleich mein Käthchen mit bittern Thränen darum bittet. In der Hoffnung, Sie baldigst zu sehen, habe ich die Ehre u. s. w.

Erzählung.

Nach Empfang dieses Briefes glaubt' ich vor allem mich an einen mir bekannten Arzt wenden zu müssen, einen sehr erfahrnen und gelehrten Mann. — Ich zeigte ihm die Briefe meines Freundes, erzählte ihm den ganzen Hergang, und fragte ihn, ob er aus allem diesen sich irgend vernehmen könne? . . . „Alles dies, antwortete mir der Doktor, ist sehr klar, und gar nicht neu für den Arzt. . . Ihr Freund hat ganz einfach den Verstand verloren." — Aber lesen Sie doch seine Briefe, — versetzte ich, — ist darin das kleinste Merkmal von Wahnsinn? Den seltsamen Gegenstand derselben bei Seite gesetzt, werden Sie darin nur die besonnene Beschreibung einer physischen Erscheinung sehen. . . . —

„Alles dies ist uns klar, . . ." wiederholte der Arzt. . . „Sie wissen, wir unterscheiden mehrere Gattungen des Wahnsinns — vesaniae. Zur ersten Gattung gehören alle Arten der Wuth — hieher ist der Fall Ihres Freundes nicht zu rechnen; die zweite Gattung begreift in sich,

erstens die Neigung zu Visionen — hallucinationes, zweitens den Glauben an die Gemeinschaft mit Geistern — daemonomania. Es ist ganz begreiflich, daß Ihr Freund, von Natur zur Hypochondrie geneigt, auf dem Lande einsam, ohne irgend eine Zerstreuung, sich in das Lesen solchen Unsinns vertiefte, dieses Lesen wirkte auf seine Gehirnnerven, die Nerven . . ."

Noch lange erklärte mir der Doktor, welchergestalt ein Mensch bei vollem Verstande und doch toll sein könne, zu sehen glaube, was er nicht sieht, zu hören, was er nicht hört; zu meinem höchsten Bedauern kann ich dem Leser diese Erklärungen nicht mittheilen, denn ich verstand nichts davon, aber, durch die Beweisführungen des Doktors überzeugt, unterließ ich nicht ihn einzuladen, mich auf das Gut meines Freundes zu begleiten.

Michael Platonowitsch lag auf dem Bette, mager, blaß; während mehrerer Tage hatte er gar keine Nahrung zu sich genommen — als wir zu ihm traten, kannte er uns nicht, wiewohl seine Augen offen standen; in ihnen brannte eine Art wilden Feuers; auf alle unsre Anreden erwiederte er kein Wort.... Auf dem Tische lagen beschriebene Blätter Papier — ich konnte nur wenige Zeilen davon herausbringen, hier sind sie:

Bruchstücke aus dem Tagebuche des Michael Platonowitsch.

„Wer bist du?"

— Ich habe keinen Namen — ich bedarf dessen nicht. . .

„Woher kommst du?"

— Ich bin dein — das ist alles was ich weiß —

dir gehör' ich an, und keinem Andern, — aber warum bist du hier? wo es so schwül und kalt ist; bei uns wohnt die Sonne, klingen die Blumen, — duften die Klänge — zu mir — zu mir.... Wie schwer ist deine Kleidung — wirf sie ab, wirf sie ab.... Nein, noch kannst du nicht in unsere Welt gelangen.... Aber ich lasse dich nicht! — Wie alles todt ist in deiner Wohnung ... Alles Lebendige ist bedeckt mit kalter Hülle — zerreiße, zerreiße sie!

„Das hier ist eure Wissenschaft? ... Das eure Kunst?... Ihr sondert Zeit von Zeit und Raum von Raum, und sterbet nicht aus Langerweile — zu mir, zu mir — schnell, schnell....

„Du bist dieses stolze Rom, die Hauptstadt der Jahrhunderte und der Völker? Wie hat sich das Epheu über deine Trümmer hingebreitet.... Aber die Trümmer bewegen sich, aus dem grünen Boden erheben sich mannigfach gestaltete Säulen, sie stellen sich in harmonischer Ordnung auf, — kühn biegt sich das Gewölbe über sie hin, den Staub der Jahrhunderte abschüttelnd belegt sich der Fußboden mit spielender Mosaik, — auf dem Fußboden drängen sich lebendige Menschen, starke Klänge der alten Sprache verfließen mit dem Geräusch der Wogen — der Redner im weißen Gewand mit dem Kranz auf dem Haupte erhebt die Hand ... und alles ist verschwunden — prächtige Gebäude sinken zur Erde, — die Säulen biegen sich, die Wölbungen graben sich in die Erde, das Epheu windet sich aufs neue über die Trümmer hin — alles ist still geworden, — die Glocke ladet zum Gebet ein, der Tempel ist eröffnet, man hört Klänge der Orgel — tausend harmonische Übergänge schweben unter meinen Fingern, Gedanke stürzt sich auf Gedanke, sie jagen einander

wie Traumgesichte — wär' es möglich, sie zu ergreifen, sie festzuhalten? — und die gehorsame Orgel aufs neue wiederholt, als getreues Echo, alle augenblicklichen, unwiederbringlichen Bewegungen der Seele.... Der Tempel verödet, der Mondschein fällt auf zahllose Statuen — sie verlassen ihre Plätze, schreiten voller Leben an mir vorüber, ihre Reden sind alt und neu, ihr Lächeln und ihr Blick bedeutungsvoll — und aufs neue lehnen sie sich auf ihre Fußgestelle, und aufs neue fällt der Mondschein auf die Statuen.... Schon spät ist es ... unser harrt das muntre stille Gemach, vor den Fenstern schimmert der Tiber, über ihm das Kapitol der ewigen Stadt... Bezauberndes Bild — es fließt zusammen in dem engen Rahmen unsres Gemachs, ha! dort ist ein andres Rom, ein andrer Tiber, ein andres Kapitol — wie munter prasselt das Feuer .... umarme mich, reizendes Mädchen.... In dem Perlenpokal wallt das funkelnde Naß ... trinke ... trinke ... Dort wirbelt in Flocken der Schnee und verwischt die Spur des Weges — hier erwärmen mich deine Umarmungen....

Rennet, rasche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee, wirbelt empor zur Säule den eisigen Staub, in jedem Stäubchen glänzet die Sonne — Rosen erblühen auf dem Antlitz der Geliebten — sie schmiegte mit duftigen Lippen sich mir an — wo fandest du diese Kunst des Küssens? Alles brennt in dir und heiße Feuchtigkeit umwallt jede Faser meines Leibes.... Rennet, rasche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee.... Was? Geschrei des Kampfes? Ist neue Feindschaft zwischen dem Himmel und der Erde.... Nein, ein Bruder verrieth den Bruder, ein unschuldiges Mädchen in der

Gewalt des Verbrechens .... und die Sonne scheint und die Luft kühlt? Nein! die Erde erbebte, die Sonne verfinsterte sich, ein Sturm senkte sich herab vom Himmel — rettete das Opfer und reinigte den Verbrecher, — und auf's neue scheint die Sonne, und die Luft ist still und kühl, der Bruder umarmt den Bruder, und die Stärke beugt sich vor der Unschuld.... Folge mir, folge mir.. — es giebt eine andre Welt, eine neue Welt.... Siehe, der Krystall hat sich aufgelöst — dort innen ist eine neue Sonne.... Dort vollendet sich das große Geheimniß der Krystalle, laß uns den Vorhang aufheben.... Schaaren von Bewohnern der durchsichtigen Welt feiern ihr Leben mit bunten Blumen, hier ist Luft — Sonne, Leben — ewiges Licht, sie schöpfen in der Pflanzenwelt wohlduftende Harze, sie fassen sie in glänzende Prismen ein, und befestigen sie mit dem Elemente des Feuers.... Folge mir, folge mir! Wir sind noch auf der ersten Stufe.... Aus unzähligen Wölbungen fließen Bäche — sie sprudeln rasch empor, und rasch fallen sie zur Erde herab; über ihnen bricht ein lebendiges Prisma die Strahlen der Sonne, die Strahlen der Sonne winden sich durch die Adern, und ein Springbrunnen führt ihre regenbogenfarbigen Funken in die Luft, bald fallen sie in die Kelche der Blumen, bald in langem Bande winden sie sich zu netzartigen Gebilden; Lebensgeister, angeschmiedet an ewigkochenden Gefäßen, verwandeln die lebendige Feuchtigkeit in duftenden Dampf, er verbreitet sich in Wolken über den Wölbungen und fällt in großem Regen in das geheimnißvolle Gefäß des Pflanzenlebens.... Hier, im Heiligthume selbst, kämpft der Keim des Lebens mit dem Keim des Todes, die lebendigen Säfte versteinern und

erstarren in Metalladern, todte Elemente verwandeln sich in den Uranfang der Seele.... Folge mir! folge mir!... Auf den hohen Thron setzte sich der Gedanke des Menschen, aus aller Welt zogen sich zu ihm goldne Bande, — die Geister der Natur beugten sich in den Staub vor ihm, — im Osten brach das Licht der Bewegung an, — im Westen in den Strahlen der Abendröthe drängten sich die Träume, und, nach Belieben der Gedanken — bald verschmolzen sie in Eine harmonische Form, bald zerstreuten sie sich in fliegende Wolken.... Am Fuße des Thrones hielt ich mich in ihren Umarmungen festgedrückt.... Wir gingen an der Erde vorüber!...

Siehe — dort im uferlosen Abgrunde schwebt euer Stäubchen: dort die Verwünschungen des Menschen, dort das Schluchzen der Mutter, dort das Geschwätz der Lebensnothdurft, dort der Hohn der Bösen, dort das Leiden des Dichters — hier verschmilzt alles in süße Harmonie, hier ist keine Leidenswelt, sondern eine Welt des Wohllauts, und harmonische Klänge durchbeben leise die Wogen des Aethers.

Lasse die irdische poetische Welt! Auch ihr auf Erden habt Poesie! den zerpflückten Kranz eurer Seligkeit! Arme Menschen! Seltsame Menschen! In eurer dumpfen Tiefe fandet ihr, daß sogar Leiden Glück sei! Ihr verleihet dem Leiden poetischen Abglanz! Ihr seid stolz auf eure Leiden, ihr möchtet, daß die Bewohner der andern Welt euer Leben beneideten! In unsrer Welt sind keine Leiden — dies ist nur der unvollkommenen Welt zugetheilt, — ein Geschöpf des unvollkommenen Daseins! — Dem Menschen steht es frei, vor ihnen sich zu beugen,

und ihm steht frei, sie abzuwerfen wie ein zerlumptes Gewand von den Schultern des Beduinen. . . . . .

Meinst du vielleicht, daß ich dich nicht kannte? Von früher Kindheit an war ich bei dir im Hauche des Lüftchens, in den Strahlen der Frühlingssonne, in den Tropfen des duftigen Thaues, in den überirdischen Gebilden des Dichters! Wann in dem Menschen der Stolz seiner Stärke sich wiedergebährt, wann strenge Verachtung fällt aus seinen Augen auf die armseligen Gebilde der sublunarischen Welt, wann seine Seele den Staub abwerfend sterblicher Pein niedertritt mit Hohn die vor ihm zitternde Natur, — dann schweben wir über euch, dann harren wir des Augenblicks, euch aus den rauhen Fesseln der Materie emporzuführen, dann seid ihr würdig unsres Anblicks! — Diese! Ist irgend Leid in meinem Kusse — ist irgend Zeit in ihm — er verlängert sich in Ewigkeit und jeder Augenblick ist für uns — neuer Genuß! . . . O bleibe mir treu! bleibe dir treu! Bewahre dich vor den Ärgernissen deiner groben verschmähten Natur!

Siehe — dort, in der Ferne, auf eurer Erde beugt sich der Dichter vor einem Haufen Steine, überwachsen von empfindungslosen Gebilden der Pflanzenkraft. „Natur!“ ruft er mit Begeisterung aus, „erhabene Natur, was ist größer als du in dieser Welt? Was ist gegen dich der Gedanke des Menschen.“ Und die blinde, leblose Natur spottet seiner, und in dem Augenblicke des vollen Frohlockens des menschlichen Gedankens, wälzt sie eine Eislawine herab und vernichtet den Menschen und den Gedanken des Menschen! Nur in der Seele der Seele sind hohe Gipfel! nur in der Seele der Seele tiefe Abgründe! In ihre Tiefe wagt sich nicht die todte Natur;

in ihrer Tiefe ist die unabhängige, feste Welt des Menschen; stehe hier das Leben des Dichters — ein Heiligthum! hier ist die Poesie — eine Wahrheit! hier wird alles ausgesprochen, was der Dichter noch nicht sagen gekonnt; hier verwandelt sich dessen irdisches Leiden in eine unermeßliche Reihe von Genüssen! . . . . . .

O liebe mich! Ich welke nie dahin! Ewig jugendlich wird meine jungfräuliche Brust an deiner Brust schlagen! Ewiger Genuß wird für dich neu und in Fülle sein — und in meinen Umarmungen wird der unmögliche Wunsch immer zum möglichen Gedanken werden!

. . . . . .

Dieser Säugling — dies unser Kind! Es harret nicht der Pflege des Vaters, es erweckt nicht falsche Zweifel, es erfüllte im voraus deine Hoffnungen; es ist Jüngling und schon Mann zugleich, es lächelt und schluchzet nicht — ihm sind keine Leiden möglich, wenn du nur nicht dein grobes, verschmähtes Erdentheil zurückrufst. — Nein, du wirst uns nicht tödten durch bloßen Wunsch!

Aber weiter, weiter — es giebt noch eine andre, höhere Welt, dort fließt der Gedanke selber mit dem Wunsche zusammen — folge mir, folge mir! . . ."

Mehr herauszubringen war fast nicht möglich; es waren unzusammenhängende, verschiedenartige Worte: Liebe . . . Vegetation . . . Elektrizität . . . Mensch . . . Geist . . . Am Schlusse waren die letzten Zeilen mit gewissen seltsamen mir unbekannten Buchstaben geschrieben, und brachen auf jeder Seite ab.

Nachdem wir alle diese Tollheiten sorgsam auf die

Seite geschafft, gingen wir an's Werk, und fingen damit an, daß wir unsern Schwärmer in ein stärkendes Bad setzten; der Kranke erzitterte am ganzen Leibe; „gutes Zeichen;" rief der Doktor aus. In den Augen des Kranken drückte sich eine ganz besondre Empfindung aus, wie etwa Reue, Bitte, Pein der Trennung, seine Thränen flossen in großen Tropfen... Ich machte den Doktor auf diesen Ausdruck des Gesichts aufmerksam.... Der Doktor antwortete: **facies hippocratica!**

Nach einer Stunde wieder ein stärkendes Bad — und ein Löffel Mixtur; darüber kämpften wir ordentlich, der Kranke sträubte und wehrte sich lange, aber endlich schluckte er es hinunter. „Der Sieg ist unser!" rief der Doktor aus.

Der Doktor versicherte, wir müßten aus allen Kräften uns bemühen, unsern Kranken aus seiner Erstarrung herauszubringen und seine Empfindung aufzureizen. So thaten wir auch — zuerst ein Bad, dann ein Löffel Mixtur die Eßlust zu wecken, dann ein Löffel Fleischbrühe, und dank unsrer verständigen Sorgfalt, fing der Kranke sichtlich an, sich zu bessern; zuletzt zeigte sich auch Eßlust — er begann schon zu essen ohne unsre Beihülfe.

Ich suchte nun meinem Freunde die Erinnerung der vorigen Sachen abzuwenden, und seinen Sinn auf gründliche und nützliche Dinge zu lenken, als zum Beispiel auf den Zustand seines Besitzthums, auf den Vortheil, eine Pottaschfabrik hier zu errichten, und die Abgaben der Bauern auf andern Fuß zu setzen,... aber mein Freund hörte mich an wie im Schlaf, er widersprach mir in nichts, folgte mir in allem gutwillig, trank, aß, was man ihm darreichte, wiewohl er darauf keinerlei Achtung hatte.

Was alle Mixturen des Doktors nicht bewirken konnten, das brachten meine Gespräche zuwege von unsrer lustigen Jugend, und insonderheit einige Flaschen auserlesenen Laffittes, welche ich mitzubringen bedacht gewesen; dieses Mittel, verbunden mit vortrefflichem Rostbeef, brachte meinen Freund vollkommen wieder auf die Beine, so, daß ich sogar wagte, die Rede auf seine Braut zu bringen; er hörte mich aufmerksam an, und stimmte mir in allem bei; ich, als ein praktischer Mann, säumte nicht, seine gute Gemüthslage zu benutzen, ritt zu dem künftigen Schwiegervater, machte alles ab, legte den streitigen Handel bei, schrieb den Heirathsvertrag nieder, ließ meinen Sonderling seine alte Uniform anziehen, verheirathete ihn — wünschte ihm Glück, und reiste zu mir nach Hause zurück, wo ein gerichtliches Geschäft mich erwartete, und ich gestehe, daß ich sehr zufrieden mit mir und meinem Erfolg abreiste. In Moskau, wie sich von selbst versteht, überschütteten mich alle Verwandten mit Freundlichkeiten und Danksagungen.

Einige Monate später, nachdem ich meine Geschäfte besorgt, hielt ich doch für gut, die Neuvermählten zu besuchen, um so mehr, als ich von dem jungen Ehemann gar keine Nachricht empfing.

Ich kam frühmorgens bei ihm an: er saß im Schlafrocke, mit der Tabackspfeife im Munde, seine Frau schenkte Thee ein, durch das Fenster fiel heller Sonnenschein, und eine große reife Birne bog sich an ihrem Zweige herein; mein Freund schien sich meiner zu freuen, war aber im Ganzen schweigsam.

Ich wählte den Augenblick, da seine Frau sich aus dem Zimmer entfernte, und sagte mit Kopfschütteln zu ihm:

„Nun, Brüderchen, bist du denn nicht glücklich?"

Was glauben Sie? Ließ er sich in's Gespräch ein? O ja! Aber was für Zeug brachte er vor!

„Glücklich!" wiederholte er mit Lächeln, „weißt du, was du mit diesem Worte sagst? Innerlich lobest du dich und denkst: Was bin ich doch für ein kluger Kerl, ich habe diesen Verrückten wiederhergestellt, ihn verheirathet, und nun ist er durch meine Fürsorge glücklich . . . Glücklich! . . . Dir liegen alle Lobpreisungen meiner Tanten, Oheime, aller dieser sogenannten vernünftigen Leute, im Sinn, — und deine Eigenliebe ist stolz und rühmt sich — nicht wahr?"

— Und wenn es auch so wäre, versetzte ich. „So begnüge dich mit diesen Lobpreisungen und Danksagungen, aber die meinigen erwarte nicht; ja! Kätchen liebt mich, unser Besitzthum ist in guter Ordnung, die Einkünfte gehen richtig ein, — mit Einem Worte, du hast mir Glück verliehen, aber nicht meines; du hast dich in der Nummer geirrt. Ihr vernünftigen Herren seid jenem Tischler ähnlich, der einen Kasten für werthvolle physikalische Instrumente machen sollte: er hatte das Maß nicht recht genommen, die Instrumente gingen nicht hinein, was war zu thun? Der Kasten war fertig und schön polirt. Der Handwerker machte die Instrumente kürzer, bog sie hier zurecht, machte sie dort gerade, — nun gingen sie in den Kasten, und fügten sich bequem, es war ganz hübsch anzusehen, nur Eines dabei war schlimm: die Instrumente waren verdorben. — Meine Herren! nicht die Instrumente für den Kasten, sondern den Kasten für die Instrumente. Macht den Kasten nach den Instrumenten, aber nicht die Instrumente nach dem Kasten."

— Was willst du damit sagen? —

„Du bist sehr erfreut, daß du mich, wie du sagst, wiederhergestellt, das heißt meine Gefühle vergröbert, sie mit irgend einer undurchdringlichen Hülle überdeckt, sie unerreichbar gemacht hast für jede andere Welt, außer für deinen Kasten . . . Schön! das Instrument hat sich gefügt, ist aber verdorben; es war zu einer andern Bestimmung angefertigt . . . Jetzt, inmitten meines alltäglichen Lebens, wenn ich fühle, daß mein Unterleib von Tag zu Tag zunimmt, und mein Kopf in thierischen Schlaf versinkt, so gedenk' ich mit Verzweiflung der Zeit, wo ich nach deiner Meinung in Wahnsinn war, wo ein reizendes Wesen aus der unsichtbaren Welt zu mir herniederflog, das mir Geheimnisse enthüllte, welche ich jetzt nicht mehr ausdrücken kann, aber damals verstand — wo ist dies Glück? — Gieb es mir wieder!" — Du bist ein Bruder Poet und weiter nichts — sagte ich mit Verdruß — schreib Verse . . . —

„Schreib Verse" — erwiederte der Kranke, „schreib Verse; — eure Verse sind auch wieder jener Kasten; ihr habt auch die Poesie in Theile zerlegt, hier hast du Prosa, hier Verse, hier Musik, hier Malerei — wie beliebt es? Vielleicht aber bin ich Künstler einer solchen Kunst, die noch nicht vorhanden ist, weder Poesie, noch Musik, noch Malerei ist — einer Kunst, die ich bestimmt war zu entdecken, und welche jetzt vielleicht auf Tausende von Jahren dahin ist; finde mir sie! vielleicht tröstet sie mich für den Verlust meiner früheren Welt!"

Er beugte das Haupt, seine Augen bekamen einen seltsamen Ausdruck, er sprach für sich: „Es ist vorbei —

kehrt nicht wieder — sie starb — sie ertrug es nicht — falle, falle!" und anderes dergleichen.

Übrigens war dies sein letzter Anfall. In der Folge, wie ich erfahren, zeigte sich mein Freund als ein vollkommen ordentlicher Mann, schaffte sich Jagdhunde an, errichtete eine Pottaschfabrik, führte in seiner Landwirthschaft den Fruchtwechsel ein, gewann meisterlich einige Prozesse über Grundstücke — (die Felder verschiedner Besitzer liegen dort gemischt unter einander), seine Gesundheit ist vortrefflich, er hat rothe Backen und einen stattlichen Bauch. (NB. Er gebraucht noch jetzt stärkende Bäder — sie thun ihm sehr gut.) Eines nur ist schlimm: man sagt, er trinke etwas stark mit seinen Nachbarn, und sogar ohne Nachbarn; auch sagt man, daß er kein Stubenmädchen unangefochten vorüber läßt, — aber wer hat nicht seine kleine Sünde in dieser Welt? Wenigstens ist er jetzt ein Mensch wie alle andere.

So erzählte mir, indem er mir die Briefe des Michael Platonowitsch zu lesen gab, einer meiner Bekannten, ein sehr vernünftiger Mann; ich bekenne, daß ich von dieser Geschichte nichts verstehe; werden etwa die Leser glücklicher sein?

Reval, 1836.

Frst W. Odojeffskii.

Der Winterabend.

Aus dem Russischen des Nikolai Melgunoff.

(Ich verhehle mir nicht, indem ich abermals eine Übersetzung aus dem Russischen darbringe, daß ich unter meinen Lesern auch auf solche treffen werde, die anspruchsvoller sind, als ich es bin. Es giebt deren, welche jeder Neuigkeit gleichsam auflauern, und meinen, sie müsse ihnen das Unerhörteste, Überschwänglichste, Epochemachendste bieten, und die sehr unwillig thun, und als hätte man sie in ihrer Gebühr verletzt, wenn sie dergleichen nicht empfangen. Solche Leute werden denn wohl auch nicht ermangeln, das kleine Genrebild, das ich hier mittheile, ein ihnen zu gewöhnliches Gericht zu nennen. Fragen wir aber nur ja nicht, welche Kost sie sonst im Stillen sich genügen lassen, oder was sie sogar, im öffentlichen Prunk, ihren Gästen auftragen, und diesen wie sich selber zumuthen! — Ich meinerseits bekenne ohne Scheu, daß überall, wo mir auf dem guten Boden edler, von humaner Güte und Einsicht durchdrungener Bildung, ein so schöner Verein sinniger Lebensauffassung, ästhetischer und sittlicher Reinheit und gewandter, anmuthiger Behandlung begegnet, wie in den Erzählungen Melgunoff's, ich gar sehr erfreut und befriedigt bin, und auch die Freunde getrost einlade zu einem solchen Genusse, den man sich ohne Zweifel auch anderweitig verschaffen kann, nach welchem man aber auch allzu oft in der Nähe und Ferne nur vergebens spähet! —)

„Großväterchen," so sprachen
Die Mädchen mal zu mir,
„Weißt Du keine Mährchen,
Oder alte Geschichten?"
Ei gewiß! . . . .

W. Delwig.

I.

Einleitung.

Der lange russische Winter ist dem russischen Herzen theuer. „In allem mag Italien schön sein, doch —

kein Winter!" pflegten die Soldaten Suworoff's zu sagen. Und wahrlich, was ist eure venetianische Sommernacht gegen helle Frosttage, wo man unwillkürlich tanzt vor Kälte? „Und kostet keinen Groschen," fügte wohl Suworoff's Soldat hinzu.

Der Rutschberg oder die Eisbahn, das muntre Dreigespann vor dem breiten Schlitten, sogar Schneegestöber und Windwehe, alles ist dem Russen lieb. Und wenn der zwölfstündige Abend kommt, — welch ein Genuß! Beim Lichte des mächtigen Kienspahns beginnt der lustige Erzähler sein weitausgesponnenes Mährchen, rings um ihn sitzen Alle mit aufgesperrtem Munde, — horchen, horchen, und schlafen auch wohl unter seinem Reden ein. Aber hier in der Ecke beim Spinnrocken sitzt ein schönes Mädchen, und ihr Lächeln, gleich einer Blume, ist dem Erzähler Lohn genug.

Im Winter, eben so wie im Alter, lebt der Mensch vom Vergangnen: von den Früchten des Herbstes, den Erinnerungen des Gewesenen. Im Winter, eben so wie im Alter, ist er gastfrei und redselig, — aus müssiger Behaglichkeit.

Wer im Winter je auf dem Lande gelebt, fern von dem Lärm der Stadt, der kennt aus Erfahrung die Gastfreiheit und Gesprächigkeit des Landbewohners, der auf die Seite hingestreckt von den Mühen des Sommers ausruht, und sich für die kurze Arbeitsamkeit mit langdauernder Muße belohnt.

Im vergangnen Winter traf es sich, daß ich bei einem Freunde war, der sich mit einem reichen und schönen Mädchen verheirathet hatte und mit ihr auf dem Lande lebte. Der Kreis seiner nächsten Nachbarn war

nicht groß, aber ausgezeichnet: er bestand aus gebildeten Leuten, die mit Ehren im Heer oder in der Gemeindeverwaltung gedient hatten, jedes Jahr einmal Moskau besuchten, und von dort jedesmal einen vollen Vorrath von Neuigkeiten und Geschichten zurückbrachten.

Die meisten hatten Familie; ihre Söhne und Töchter, in der Hauptstadt erzogen, theilten auf einige Zeit mit ihnen die ländliche Einsamkeit. Sie brachten dahin alles mit, was uns in dem großstädtischen Leben reizt: freundliches Benehmen, gebildeten Geschmack, Anmuth, Geselligkeit, und ließen auf der Schwelle das zurück, was man den Schatten der großen Welt nennen darf, — Gezwungenheit, Klatscherei und Pflichtbesuche. Dieser nicht große Kreis erfreute sich solchergestalt aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens, ohne dessen Gift, ohne dessen kleinliche Obliegenheiten und nichtige Ansprüche. Mit Einem Wort, Alle lebten verbunden durch Herz und Seele; die Zeit eilte im Fluge dahin; und jeder, wenn man sich zum Schlafengehen trennte, gedachte vergnügt des heutigen Tages, und beim Einschlafen noch vergnügter des morgenden.

Vor Weihnachten kam zu meinem Freunde noch sein Schwiegervater mit seiner Frau und seinen jungen Töchtern zum Besuch. Dies gab für das ganze Haus neue Festtage, neue Anlässe zur Fröhlichkeit. Die Nachbarn wurden auf die ganze Weihnachtszeit eingeladen, und des Tanzens, der Schlittenfahrten, der Spiele jeder Art war kein Ende. Auch die Alten nahmen Theil daran, und ermunterten durch ihr Beispiel die Jüngern. Der Tag verlief meist in dieser Weise: Morgens, nach dem Thee, mochte jeder von uns, entweder auf seinem

Zimmer oder im gemeinsamen Saale, nach Belieben sich beschäftigen, bis die Stimme des Hausbedienten zu dem nahrhaften Frühstücke rief. Dann verfügten sich Alle in das Gastzimmer, wo auf der großen, mit buntem gewirkten Tischtuch gedeckten Tafel der Feind des Mittagessens prangte. Auf dem Lande, unter dem Einflusse der reinen Luft, der Gemüthsruhe und starken Leibesbewegung, meldet sich die Eßlust von selbst früher an, als in dem dunstigen, geschäftvollen, sitzenden Stadtleben. Nach beendigtem Frühstück, setzten sich die Alten zum Lesen der Zeitungen hin, oder verhandelten Angelegenheiten des Tages und der Landwirthschaft; die jungen Leute aber eilten zum Saale, wo sie alsbald nach dem klangvollen Tischner'schen Fortepiano sich im Walzer lustig drehten. Doch nach einiger Zeit macht jemand, zum Fenster tretend, die Bemerkung: „Wie herrliches Wetter ist heute!" Dieser Ausruf wird von den Damen wiederholt, und ist das Zeichen zur Spazierfahrt. Zweispännige Schlitten mit ausgebreiteten Schneedecken sind an der Freitreppe vorgefahren, die Pferde stampfen ungeduldig mit den Hufen den Schnee; doch auf dem Lande dauert die Damentoilette nicht lange: bald sind Alle in fröhlichem Gedränge versammelt, setzen sich ein, stellen sich hinten auf, jeder in wetteifernder Eile, und die Pferde stürmen wie im Windeshauche fort. Ein guter Traber ist in die Gabel gespannt; aber das Beipferd, sich im Bogen windend, wirft den Staub säulenhoch empor, und zerbeißt den Schnee unter den Füßen. Die furchtsamen Mädchen, ihre Schleier fallen lassend, wenden erschrocken das Gesicht ab, aber die kräftige Hand des Cavaliers hält die Zügel und mäßigt die Pferde;

der Galopp verwandelt sich in leichten Trab; die Schleier der wiederberuhigten Damen werden aufgenommen, und auf ihren Wangen erblühen winterliche Rosen. Bald beginnt Reif ihre Hüte zu überziehen: es ist Zeit nach Hause zurückzukehren. Die Pferde sind müde geworden, sie gehen im Schritt; am Himmel erscheint der Mond; leiseres Gespräch knüpft sich zwischen Jüngling und Mädchen an: aber plötzlich spitzen die Pferde die Ohren, offenbar wittern sie den nahen Wolf; wie Pfeile schießen die Schlitten dahin, schon haben sie die Hoftreppe erreicht; die verschüchterten Damen, noch zitternd, treten in die Zimmer ein, — Lärm, Erzählungen, Bemerkungen. . . . Aber bald ist alles vergessen; fröhlich setzt man sich zum hellerleuchteten Tische; die Spazierfahrt hat neuen Appetit erweckt, und als ob kein Frühstück gewesen wäre! Überseeische Weine wechseln mit Fruchtweinen und mit Fruchtwässern, dem Lieblingsgetränke der Landmädchen. Sie kosten mit ihren Rosenlippen den hauserzeugten Nektar, die Zungen lösen sich; der Hausherr flüstert dem Diener etwas zu, es erscheint der schäumende Aï und — das Ende krönt das Werk.

Ein Hauptanordner unsrer Vergnügungen war gewöhnlich ein guter Alter, von großer Lebenslust und Munterkeit. Abends, wenn Alle um den Camin oder den Theetisch versammelt waren, rückte er seinen Stuhl näher zu den Damen, und, — indem Ein Wort sich an das andre reiht, — man merkt nicht wie der Abend vergeht!

Einesmals, am zweiten oder dritten Weihnachtstage, nachdem unser Alter allen Vorrath der Spiele, Scherze und Einfälle erschöpft hatte, setzte er sich plötzlich hin und wurde nachdenklich.

„Genug, sagte er endlich, genug des Rennens; setzen wir uns ordentlich, und sprechen wir von irgend was."

Aber von was denn?

„Wir wollen Mährchen erzählen."

Schön; mit der Bedingung, daß Sie anfangen.

„Recht gern; jedoch, was wünschet Ihr zu hören: Gefühlvolles, Lustiges oder Schreckliches?"

Schreckliches; das ist in der Mode jetzt.

„Nun denn, so besorgt vorher ein Fläschchen Weingeist."

Die Damen rückten näher eine zu der andern, und im voraus von Furcht erfüllt, bereiteten sie sich zum Hören.

Der Alte begann.

II.

Erzählung.

Als Ihr noch gar nicht auf der Welt wart, und ich noch sehr jung, fügte es sich, daß ich wegen amtlicher Obliegenheiten ungefähr ein Jahr lang in Volhynien lebte. Die Geschäfte erforderten häufige Reisen; und ich, um nicht von Ort zu Ort unaufhörlich umzuziehen, miethete mir eine Wohnung in Shitomir, wo ich meine Sachen niederlegte und meiner guten Wirthin zur Verwahrung übergab. Ihr kleines Haus theilte sich in zwei Hälften, von denen ich die eine, die andre aber ein junger Graf einnahm, der nicht lange vorher aus fremden Ländern zurückgekehrt war, wo er, wie die Wirthin sagte, seine Frau verloren hatte. Weil ich sehr beschäftigt und oft abwesend war, so gelang es mir nicht ihn zu sehen, zumal er einsam lebte und sich nirgends zeigte. Nachdem

ich den mir ertheilten Auftrag völlig ausgeführt, war ich schon im Begriff, nach St. Petersburg zurückzugehen, als plötzlich eine Krankheit mich zurückhielt. Neun Tage hindurch lag ich in heftigem Fieber; und wäre nicht die Sorge der Wirthin gewesen, welche den Doktor herbeirief und mich wie einen Sohn wartete, so möchte ich Euch dies Geschichtchen wohl nicht erzählen. Endlich bekam ich das Bewußtsein wieder, und der Erste, den ich bei mir am Bette wahrnahm, war der Graf, welcher, wie ich erfuhr, mich mehrmals am Tage zu besuchen pflegte. Solche Theilnahme rührte mich tief; ich wollte reden, und konnte doch nur ihm die Hand drücken. Aber nicht das Gefühl der Dankbarkeit allein zog mich zu dem Unbekannten; seine hohe Wohlgestalt, sein schönes offenes Gesicht, dem ein schwermüthiger Ausdruck besondern Reiz gab, nahmen mich auf den ersten Blick ein. Meine langsame Genesung gab uns Gelegenheit genauer mit einander bekannt zu werden. Aber seine Seele, die sichtlich eben so schön war, wie sein Äußeres, blieb durch eine Wolke des Kummers verhüllt, und war mir noch nicht völlig aufgeschlossen.

Wir saßen öfters am Fenster, wo wir die Straße von Radziwiloff sehen konnten, und jedesmal blickte er dorthin mit einer Art von unruhiger Erwartung. Wenn ein Wagen kam, so richtete er sogleich sein Fernglas darauf, und trat dann mißvergnügt vom Fenster weg, indem er das Gespräch auf etwas Gleichgültiges lenkte. Einmal verrieth ihn seine Lebhaftigkeit. Ein Wiener Reisewagen mit überhangendem Schirmdach fuhr rasch an unsern Fenstern vorüber und hielt vor dem nahen Wirthshause: „Das ist sie, das ist sie!“ rief er aus,

ganz außer sich vor Freude, und eilte auf die Straße. Ich hielt meine Begleitung für überflüssig, und blieb zurück. Bald kam er wieder, aber aus seinem langsamen Gange, aus einer gewissen verschämten Schüchternheit in seinem Gesicht, konnte ich schließen, daß er sich in seiner Hoffnung getäuscht habe.

In das Zimmer tretend sagte er: „Mein Benehmen, gewiß, wundert Sie; das Verbergen wäre jetzt nicht am Orte: ich muß mich Ihnen offenbaren. — Sie muthmaßen ohne Zweifel die Ursache meines Trübsinns, und haben längst gemerkt, daß ich Jemanden erwarte. O, wenn Sie wüßten .... Aber, bei meiner Ehre, Sie sollen alles wissen: es ist Zeit, daß ich meine Seele enthülle, es ist Zeit, daß ich den Kummer meines ganzen Lebens zu erleichtern suche! Ich irre schon lange in der Welt umher; bittere Umstände haben mich den Freunden entrückt: sei Du mein Freund ... Ja?"

Hierbei drückte der Graf mir fest die Hand, und eine Thräne rollte ihm über die Wange. Mein Herz ahndete, was ich hören würde. Ich antwortete ihm mit stummem Händedruck, der aber beredter war als Worte: wir verstanden einander. Nach kurzem Schweigen fuhr der Graf fort:

„Dir brauch ich nicht zu sagen, daß die Natur mich mit einer liebevollen Seele begabt hat, die fähig ist tief zu fühlen, aber nicht, die Gefühle zu beherrschen. Die Einbildungskraft entführte mich zu täuschenden Luftgebilden, die ich thöricht für Wirklichkeit nahm. Aber auch dann, wie ich diese zu finden dachte, und ihr die liebsten Bilder opferte, auch dann erlaubte ein böses Geschick mir nicht, des Sieges über mich lange zu genie-

ßen, und versuchte meinen schwachen Willen durch neue Täuschungen.

„Was soll ich alle Umstände eines Lebens aufzählen, das reich an Empfindungen, aber arm an Ereignissen ist? Ich werde der wichtigsten erwähnen, mit denen alle übrigen verknüpft sind. Mein Vater hatte eine ferne Verwandte; wir hatten einander lange nicht gesehen. Ich war dreizehn Jahr alt, und sollte jetzt zu den Pagen abgehen, unter die ich eingeschrieben war; während ich noch zu Hause Unterricht genoß. Unser Weg führte uns auch zu dieser Verwandten. Sie war von einer zahlreichen Familie umgeben. Hier, zum erstenmale, sah ich die Welt, allerdings im Kleinen, aber scharf entgegengesetzt meiner früheren Einsamkeit; hier, zum erstenmale, stellte sich mir die bunte Verschiedenheit der Charaktere vor Augen, und ich verlor mich in diesem kleinen Chaos widersprechender Neigungen, Leidenschaften und Gewohnheiten. In der Menge der Kinder wußte ich nicht, wen ich mir zum Gefährten wählen sollte; keines von ihnen sprach mir an's Herz; aber das Bedürfniß der Freundschaft enthüllt sich früh im Menschen, besonders wenn er aus stiller Einsamkeit plötzlich in einen geräuschvollen Kreis geräth, und es dem Herzen unerläßlich wird, auf irgend wen sein zerstreutes, gegenstandloses Gefühl zu befestigen. Die Absonderung macht diesen Durst der Seele nur noch empfindlicher. Bald aber gelangte ich zu der Quelle, wo ich ihn stillen konnte."

„Eines Abends, nachdem mehrere Tage feuchtes Wetter gewesen, machten alle Kinder sich auf, in dem englischen Garten zu spielen, der hinter dem Hause lag,

und ich mit ihnen. Frei athmete ich in der reinen, durch Regengüsse erfrischten Luft. Da ich so lange nicht aus dem Hause gekommen war, so fühlte ich mich wie im Weiten, in aller Fülle des Lebens: ich fühlte, wie mein Herz sich ausdehnte, wie rasch das Blut in mir strömte. Fünfzehn Jahre stürmischen Lebens haben in mir den Eindruck dieses Tages nicht verlöscht. Ich war fröhlich, sprang vor Lustigkeit; aber diese Fröhlichkeit war schon nicht kindisch mehr: in ihr verbarg sich der Keim eines nicht knabenhaften Gefühls. Von dieser Minute begann ich die Tage zu rechnen, begann ich zu leben; von dieser Zeit an war ich herangewachsen. O, wie begierig war ich, Alle in Einer großen, festen Umarmung an mich zu schließen! Aber meine Gefährten verstanden mich nicht, und liefen auf dem feuchten Rasen umher. Sie waren mir bemitleidenswürdig; ich erkannte, welch ein Abstand sie — Kinder, von mir — dem Jüngling trennte, — diese Bezeichnung kam mir zum erstenmal in den Sinn! — Vorher hatte ich mich aus einem gewissen schüchternen Mißtrauen in mich selbst, von ihnen entfernt gehalten, jetzt entfernte ich mich von ihnen aus Stolz. Auf solche Weise fand ich mich unvermerkt allein in einer dunklen Allee. Die Sonne war im Untergehen; ihre schrägen Strahlen drangen durch die Blätter der dichten und wohlduftenden Linden. Ich ging und sann, ich weiß selbst nicht worüber, als plötzlich etwas Weißes in der benachbarten Allee schimmerte. Ich dorthin; mir entgegen ein Mädchen, von gleichem Alter mit mir, wunderschön, reizend, ein Vergißmeinnicht, wie es sich auf seinem zarten Stiele schaukelt! Dies war, wie ich später erfuhr, eine von meinen Basen; sie ging

ihre Großmutter besuchen, die in der Nähe wohnte. Hand in Hand mit ihr ging eine bejahrte Dame, ihre Hofmeisterin. Da wir uns in früher Kindheit nicht gesehen hatten, so kannten wir einander nicht, und sie ging schweigend weiter. In mir schlug das Herz wie ein Fischchen im Netze. Ich nahm meinen Reisehut, und ging auch schweigend vorüber. Ich weiß nicht, was sie in diesem Augenblicke fühlte; aber ich! . . O! ich athmete kaum: so beklommen war mir die Brust. Unbegreifliches ging in mir vor. Ich folgte dem Mädchen mit den Augen, und sah mit quälendem Neide, wie sie, freundlich zur Schulter ihrer Gefährtin den Kopf neigend, kaum die Erde berührend, wie ein luftiges Gebilde, bald verschwand, bald wieder erschien, je nach den Biegungen der Allee. Noch Einmal, zweimal, schimmerte zwischen den Bäumen ihr weißes Gewand, und — ich sah sie nicht wieder. Diese einfache Erscheinung erfüllte mich mit unaussprechlichem Leid; dieses weiße Kleid, das sich vor mir verbarg, bedeutete mir die letzte schwindende Hoffnung nach augenblicklichem Glück und vor endlosem Weh. — O, meine Sylphide, mein Traumgesicht, meine paradiesische Blume, — dachte ich: wer bist du? woher? Werde ich Dich noch wiedersehen?"

„Ich sah sie noch an demselben Abend; ich war wie neu geboren. Man führte mich zu der Base. Wie wir einander ansahen, errötheten wir; ich schwieg, sie ebenso. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte, ob sie sich meiner erinnerte? — „Nein, antwortete die Base, ich erinnere mich nicht." — Aber ich wohl erinnere mich Ihrer! — Und indem ich dies sagte, wurde ich bis über

die Ohren roth: es war mir, als hätte ich mit diesen Worten meine ganze Seele ausgesprochen."

„Unsre gegenseitige Schüchternheit verging bald. Die ganze Zeit, die ich noch bei der Verwandten zubrachte, blieben wir unzertrennlich. Das Gefühl, welches uns einander näherte, war nicht Freundschaft, nicht Liebe, sondern erhaben über beide, ein Gefühl ohne Namen, nur dem unschuldigen Alter bekannt, der ersten Jugend. Jede Minute in ihrer Gegenwart dünkte mich ein Fest; ohne sie aber war mir ganz, als fehlte der Welt die Sonne."

„Die Erinnerung an die Zeit der ersten Liebe ist so schmerzlich süß, daß Du mir einige Umständlichkeit wohl erlaubst. Nach alter Sitte, die jetzt nur selten unter Verwandten noch Statt findet, küßte ich die liebliche Wiera jeden Morgen und jeden Abend auf den Mund. Anfangs wußte ich den Werth dieses Gebrauchs nicht zu schätzen; aber nachdem ausgesprochen worden, daß wir uns nach acht Tagen zur Weiterreise anschicken würden, da — wirst Du es glauben? — begann ich jeden Tag zu überrechnen, wie oft mir noch vergönnt bliebe die Base zu küssen. Mit jedem Tage dünkte mich ihr reiner Kuß süßer, der Gedanke der Trennung unerträglicher. Denke Dir hierzu unsre stillen Unterhaltungen, Erzählungen, Phantasieen, das unschuldige Stammeln des unschuldigen, nie wiederkehrenden Jugendalters! Wie alles unsre Verknüpfung nur stärker befestigte! Warum mußte dieses heitre Ergötzen sich so bald verdunkeln? Warum diese uneigennützigen Freuden und Qualen so bald durch Berechnung und Gesellschaftssitte erstickt werden?"

„Mehr als fünf Jahre waren vergangen seit diesem ersten Sehen. Ich verließ die Pagen, trat in den Kriegsdienst. Ich gehe auf Urlaub; mein erstes Anliegen ist, die Unvergeßliche aufzusuchen: die Zeit und das zerstreute Leben hatten ihr Bild in meinem Andenken nicht vertilgt. Aber, barmherziger Gott, was fand ich! Eine aufgeschossene achtzehnjährige Schönheit, von geziertem, abschreckendem Wesen, die mich kaum eines Blickes würdigte. Es war nutzlos, sie an das Vergangene zu erinnern: ein kalter Strom des Vergessens war in ihr Herz gedrungen. Die tödtliche Schule der Welt hatte diese, für die Liebe geschaffene, Seele ausgetrocknet; und das himmlische Geschöpf war in eine Puppe verwandelt, mit keinem andern Sinne mehr, als für Putz und die eitlen Erfordernisse der Mode!"

„Getäuscht in den heiligsten Hoffnungen, eilte ich den Ort meiner ersten Liebe zu verlassen, das Paradies meiner Jugend, jetzt verwelkt und verwüstet! Ich ging fort, ohne Abschied, und mit keinem Blicke sogar mochte ich sie an unsre frühere Freundschaft erinnern. Stolz und Rache gaben mir das ein."

„In kurzem hörte ich, daß sie versprochen sei. Auf diese Nachricht begab ich mich nach Moskau, wo die Hochzeit sein sollte. Ich bot mich ihr zum Brautführer an, und mit mörderischer, ja! mit mörderischer Kaltblütigkeit geleitete ich sie zum Altar. Mit boshafter Freude sah ich, wie sie mit ihrem vornehmen Bräutigam, einem aufgeblasenen Geschöpf, getraut wurde. Ich ergötzte mich zur Gnüge, indem ich dieses theure Paar betrachtete!"

„Die erzürnte Eigenliebe bezwang in mir alle an-

dern Gefühle. Die Treulose zu verachten war mir zu wenig; ich wollte den Triumph des Willens über die Leidenschaft vollenden: aus Verzweiflung, oder aus was Du willst, — ich verheirathete mich . . . ."

„Wundere Dich nicht, Freund; wenn Du die Liebe nicht erfahren hast, so weißt Du nicht, was alles für Launen sie hat. Meiner Base zum Trotz verheirathete ich mich, heirathete eine bekannte Schönheit, indem ich mich verliebt anstellte, spielte die Rolle eines leidenschaftlichen Gemahles durch, und um meine gewesene Gespielin zu kränken, hörte ich nicht auf, vor ihr den Verstand, die Schönheit meiner Frau zu preisen. Sie rühmte mir dagegen ihren Mann! Diesmal verstanden wir einander, und entzweiten uns völlig. Nach einiger Zeit ging sie mit dem Manne nach St. Petersburg, und ich verlor sie aus dem Gesicht."

„Inzwischen starben meine Eltern; ich blieb allein mit meiner Frau . . . Ich werde den Staub der Verstorbenen nicht aufstören; aber hart ist die Erinnerung des erlebten Geschicks. Ich will es mit zwei Worten sagen: ich trug das Kreuz, mein Freund! Alles, was Launen, Eigensinn und endlich Eifersucht, die keine Gränzen kannte (denn zum Unglück liebte die Verstorbene mich), erzeugen konnten, alles das erfuhr ich in den Jahren meiner Ehe. Als sie an einer hitzigen Schwindsucht auszuzehren anfing, reiste ich mit ihr in das Ausland, — aber es war zu spät. Die Luft Italiens und des südlichen Frankreichs konnte ihren Tod nur verzögern. Ihre letzten Worte waren: „Bleibe mir getreu; sonst werd' ich an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen."

„Kaum ist es zu glauben, aber diese Worte klingen mir seitdem stets in den Ohren wieder. Ich kann ihrer nicht ohne Schrecken gedenken, wennschon ich weiß, daß nur ohnmächtige Eifersucht allein ihr solch seltsame Drohung eingeben konnte. Gott! ob sie wohl sich erfüllen wird?"

Nach diesen Worten schwieg der Graf. Er litt sichtlich: etwas Schweres drückte ihm die Seele; und der unerwartete Ausruf: „Das ist sie!" bestätigte meine Vermuthung, daß sein erschrecktes Gewissen nicht ohne Grund die Rache von jener Welt her fürchtete. Endlich glaubt' ich ihn aus seiner Schwermuth herausführen zu müssen, und fragte ihn: wen er hier erwarte?

Er erschrak, als würde er plötzlich aus dem Schlaf erweckt.

„Wen?" wiederholte er, und sein Gesicht erheiterte sich plötzlich vor Freude. „O, ich habe meine wunderbare Geschichte noch nicht auserzählt! Wen? fragst Du; — unglaublich! kaum daß ich selbst an mein Glück glaube. . . ."

„Meine Frau starb — aber, sieh, das weißt Du ja . . . freilich, hab' es Dir doch erzählt! — Hierauf streifte ich über ein Jahr in Europa umher; endlich, um mich wieder nach Rußland zu wenden, ging ich zurück nach Wien. Ich muß Dir sagen, daß ich leidenschaftlich Musik liebe; — und Wien ist die wahre Hauptstadt der Harmonie: hier wollte ich meine Reise beenden, hier der Kunst Lebewohl sagen."

„Bald nach meiner Ankunft wurde von Musikliebhabern die Aufführung der Vier Jahreszeiten des siebenzigjährigen Haydn veranstaltet, und ich aufgefor-

dert im Chor mitzusingen, ich besuchte daher alle Proben. Es kam der Abend des Konzerts; das Publikum war zahlreich. . . Meine Seele, erfüllt von der wunderbaren Harmonie des jugendlichen Greises, eröffnete sich unwillkürlich der Liebe; unwillkürlich gedachte ich der unvergeßlichen Gestalt, welche, wie ein Sinnbild alles Heiligen, mir in den Augenblicken der Begeisterung unaufhörlich vorschwebte. Plötzlich . . . nicht trau' ich meinen Augen . . . steht sie vor mir, und singt im allgemeinen Chor die Hymne des Frühlings und der Wiedergeburt der Natur. Mit zitternder Stimme sang ich das erhabene Oratorium zu Ende, welches grabähnlich schließt mit dreimaligem: Amen. Hat nicht auch meine Liebe so geendet? dachte ich, und richtete den Blick auf die Erscheinung. Der Frühling meiner Liebe ist vorüber; auch der heiße Sommer ging dahin; jetzt kommt der düstre Herbst, und kein fröhlicher Gesang, sondern eine Grabesmelodie erwartet mich."

„Das Konzert war geendet, ich trete näher zu der jungen Sängerin . . . Gott, es ist Wiera! . . . ich vergaß alles, vergaß, daß wir inmitten des Publikums, vergaß, daß Wiera verheirathet, vergaß sogar ihre Erkaltung gegen mich, unsern erzwungenen Zwist . . . ich lag in ihren Armen. . ."

„Mit kurzen Worten, — dies war meine frühere Wiera, sanft, gut, liebevoll. Eine bittere Schule hatte sie wieder zu sich selber gebracht; sie war wie eine Blume, dahingewelkt durch Trockenheit, aber wieder aufgeblüht durch Gewitterfrische. Ihr Mann, ein kalter, seelenloser Egoist, hatte in ihr allmählich Langeweile, Kummer, Bedauern der Vergangenheit und Reue erweckt, —

und sie, selber dies nicht bemerkend, wandte die Gedanken zu mir zurück, verglich ihr jetziges Leben mit jenen unvergeßlichen Augenblicken, welche wir in der Kindheit gehabt hatten: sie war schon mein, als sie den Mann durch den Tod verlor. Und ich wußte nichts davon; und ich, anstatt ihrer wiederaufgelebten Liebe entgegen zu fliegen, führte ein mühsames Leben ohne Ziel, ohne Hoffnung, mit dem Einen zertrümmerten Gedanken, mit dem Einen fruchtlosen Wunsche!"

„Wiera hatte in Wien einen Bruder; sie war zu ihm gereist, in der Hoffnung, mit mir zusammenzutreffen. Du erräthst das Übrige . . . ja, wir verlobten uns; ihre entfernte Verwandtschaft mit mir konnte kein Hinderniß abgeben. Ich harre ihrer von Stunde zu Stunde; sie war in Wien bei dem Bruder geblieben, und ich vorausgeeilt, um alle Sachen zu ordnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Hier, hab' ich verabredet, auf sie zu warten, hier wird auch unsre Hochzeit sein."

Und inzwischen bist Du bekümmert und schwermüthig? sagte ich ihm als Vorwurf. — Grillenfänger! Was hast Du jetzt noch zu fürchten?

„Den Schatten meiner Frau," antwortete der Graf düster. „Soll ich es sagen?" setzte er flüsternd hinzu, und sah sich nach allen Seiten um; „soll ich es Dir sagen? ich habe sie gesehen!"

Stellt euch mein Erstaunen vor: ich sprang zurück von ihm.

Bist Du bei Sinnen?

„Ich habe sie heutnacht gesehen," fuhr der Graf mit gezwungener Fassung fort, ich habe sie gestern gesehen, habe sie vorgestern gesehen."

Im Traum? —

„Ich weiß nicht; vielleicht . . . vielleicht aber auch wachend."

Was sagte sie?

„Sie schwieg."

Und weiter nichts?

„Nein: sie zeigte auf eine andre Erscheinung hin, und dies war — meine Wiera!... Starb sie etwa?... Gott! Neulich schien mir, daß in dem Wagen sie vorbeiführe; aber es war ein Mönch in der Kapuzinerkutte, mit der Muttergottes. Sage, was soll ich beginnen?"

Ich bemühte mich, den armen Grafen zu beruhigen; aber die Einbildung hatte ihn zu sehr bewältigt. Überdies konnte ich nicht lange mehr bei ihm bleiben: der Dienst rief mich nach St. Petersburg. Mit gepreßtem Herzen mußte ich von ihm Abschied nehmen und ihn in qualvollster Verfassung allein lassen.

Nach St. Petersburg zurückgekehrt, richtete ich mehrere Briefe an ihn; aber, da ich keine Antwort bekam, so schwieg ich zuletzt.

Lange nachher, als ich wieder durch Shitomir kam, ging ich zu meinem alten Wirthe, in der Absicht mich nach dem Grafen zu erkundigen. Hier in der Kürze das Ende seines Berichts:

Bald nach meiner Abreise kam Wiera wirklich an. Der Graf schien ruhiger. Der Tag der Hochzeit war bestimmt.

Allein an dem Vorabende gerieth das Haus, wo Wiera abgestiegen war, in Brand. Der Schrecken, die feuchte Nachtluft, erzeugten in ihr eine Krankheit, die

anfangs unbedeutend war. Wie es auch sein mochte, die Hochzeit wurde aufgeschoben.

Die Zeichen der Krankheit verkündeten keinerlei Gefahr. Es vergingen einige Tage, und Wiera befand sich besser; aber plötzlich erschien der Kapuziner, in welchem der Graf den Mönch erkannte, der damals unter unsern Fenstern vorbeigekommen war. Der Mönch war auf Wallfahrt, die heiligen Örter zu verehren, und kehrte eben zurück. Da er von der Kranken hörte, so beeiferte er sich, seine geistlichen Heilmittel hier anzubieten.

Der Graf dankt dem guten Kapuziner, und bittet ihn, die Kranke zu besuchen. Aber des Mönchs Gebete bringen bei ihr nicht die gewünschte Besserung hervor, und der fromme Vater ist genöthigt, dem Grafen zu eröffnen, daß seine Braut ohne Hoffnung sei.

Die Vorhersagung erfüllt sich: Die Krankheit Wiera's wird stärker. Der Graf versammelt alle Ärzte, die sich in Shitomir finden lassen. Sie treten zusammen, sprechen lateinisch, zucken die Achseln, und — gehen fort.

Es vergingen noch drei Tage: die Kranke schlief still ein. Auf's neue versammeln sich die Ärzte, fühlen den Puls, das Herz, bringen einen Spiegel vor den Mund; auch kein Zeichen des Lebens mehr! Sie erklären, daß Wiera gestorben, empfangen ihr Honorar, und — gehen fort.

Die Leiche wird mit den gebührenden Ceremonien zur Erde bestattet . . . Es ist überflüssig, von der Verzweiflung, dem Jammer des Grafen zu reden. Er verfällt in Stumpfsinn, vernimmt keine Rede, erkennt die Umgebung nicht. Sein Kammerdiener bringt die erste Nacht bei ihm vor dem Bette zu; plötzlich hört er einen

Seufzer . . . Der Graf erhebt sich mit krampfhafter Bewegung, und schreit mit erstickter Stimme: „Wiera lebt; rettet sie, rettet!“ Der Kammerdiener denkt, der Herr sei im Wahnwitz, und legt sich wieder hin.

Aber vor Tagesanbruch, mit schrecklichem Geheul: „Rettet!“ springt der Graf rasch aus dem Bette, wirft sich in die Kleider, und läuft auf den Kirchhof. Der Kammerdiener ihm nach. Der Graf weckt den Wächter. „Haltet mich nicht für toll, spricht er, nehmet den Spaten, grabet das Grab auf: sie lebt, sie lebt!“

Der erschrockene Wächter gehorcht, schaufelt die Erde von dem Sarge fort, öffnet die Vernietung, und was findet sich? Das unglückliche Opfer der unerfahrenen Ärzte hat sich im Sarg umgedreht, krampfhaft sind ihre Glieder zusammengekrümmt, die Augen hervorgetrieben, der Mund halbgeöffnet, die Zunge zur Hälfte heraushängend. Ihre Kleidung war zerrissen; der Kopf, die Hände und die Füße blutig. . . .

Der Graf sank bewußtlos auf das Grab. Mit Mühe brachte man ihn zur Besinnung zurück; allein vergebens: sein Verstand hatte sich verdunkelt. Ob er jetzt noch lebt, oder schon starb — ist mir unbekannt.

So erfüllten sich die Worte des grausamen Weibes: „Ich werde an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen!“

III.

Schlußwort.

Nach beendigter Erzählung blickte der Alte aufmerksam auf seine Zuhörerinnen. Einige von ihnen zitterten aus Furcht; andre hatten sich entfernt, ohne die Ent-

wickelung abzuwarten. Aber der Schwiegervater und die Schwiegermutter meines Freundes, die zu dem Erzähler in der Mitte seiner Erzählung herangetreten waren, sahen sich einander an und lächelten. — „Und Sie glauben diese Schreckensgeschichte?" fragte die alte Dame.

Warum nicht? sagte der Alte. Sie haben vielleicht von den beiden Engländern gehört, von denen der eine, im Vorgefühl, daß er dieses gewaltsamen Todes sterben werde, frühzeitig seinen Freund bat, ihm vor der Bestattung den Kopf abzuhauen. Der Freund aber war in Frankreich auf Reisen, als der letztere starb. Da kam es dem ersteren Engländer einesmals im Traume vor, er sei auf dem Kirchhofe seiner Vaterstadt; nicht weit von ihm ein frisches Grab; er geht hinzu, und hört dort eine Stimme: „Rette mich, ich bin lebendig begraben." Es war die Stimme dessen, der ihm jene Vorsicht geboten hatte. Nach dem Erwachen kehrt er schleunig nach England zurück, läßt das Grab aufgraben: die Lage des Körpers zeigte, daß der Unglückliche erstickt war.

„Schrecklich!" riefen die Mädchen aus.

Und unwahrscheinlich, — setzte die Alte hinzu.

„Aber erklären Sie uns," bat eine junge Dame, zu dem Erzähler hingewendet, „was geschah mit Ihrem Kapuziner? Wer war er? Weßhalb war er bei Ihnen?

Der Alte schwieg. Als treuer Geschichtschreiber überlieferte er nur das Vernommene, wußte aber weiter nichts.

Warten Sie, ich werde Ihre Neugier befriedigen, — sagte, als die Reihe an ihn kam, der Schwiegervater meines Freundes; mir ist diese Geschichte bekannt, wiewohl etwas anders.

Ich werde meine Erzählung von der Zeit anheben,

als Wiera, nachdem sie durch die Familiengeschäfte des Bruders in Wien aufgehalten worden, zu Shitomir eintraf. Wirklich gerieth das Haus, wo sie abgetreten war, am Vorabende der Hochzeit in Brand; wahr ist auch, daß sie nach dem Feuer krank wurde. Aber sie genas bald, heirathete den Grafen, und verließ sogleich mit ihm Shitomir. Es traf sich, daß grade am Tage ihrer Abreise in dem von ihnen bewohnt gewesenen Hause eine Frau starb. Die plauderhaften Nachbarinnen nahmen diese, wie man sieht, für Wiera, und verbreiteten das Gerücht von dem Tode der russischen Dame. Aber dieses falsche Gerücht würde in sich selber bald wieder erloschen sein, hätte sich nicht ein Mensch gefunden, der dasselbe zu seinem Zwecke benutzen wollte, und zu altem Unfug neuen hinzufügte.

Dieser liebenswürdige Mensch war kein andrer, als der Ihnen schon bekannte Kapuziner. Sie müssen wissen, daß Wiera, seit dem Tode ihres ersten Mannes, viele Anbeter hatte. Unter ihnen zeigte sich am meisten verliebt ein junger Taugenichts, dessen Namen hier nicht genannt zu werden braucht. Er bat um ihre Hand, und erhielt einen Korb. Der abgewiesene Liebhaber sann auf Rache für die Kränkung. Die Gelegenheit ergab sich bald.

Als er erfahren, daß Wiera sich in Shitomir verheirathen würde, begab er sich als Kapuziner verkleidet dorthin. Er führte ein Muttergottesbild bei sich, und was sonst noch zum katholischen Wallfahrer gehört. Er hatte die Absicht, in das Haus der von ihm Geliebten sich einzuschleichen, und wo nicht ihr Herz, doch ihr Gewissen zu bewältigen. Dieser Plan gelang ihm zum Theil. In-

dem er die Krankheit Wiera's benutzte, da er ihre Neigung zum Katholicismus kannte, so erschien er bei ihr als Pilger, der eben von den heiligen Örtern zurückkehre, und von daher die Kraft zu heilen mitbringe. Wiera ließ ihn vor sich, und der Schalk, ganz geschickt seine Rolle spielend, unterhielt sich mit ihr von der Unsicherheit der irdischen Güter, von der Eitelkeit der Liebe der Menschen, von der Falschheit der Männer und anderem der Art. Er wollte sie von dem Grafen abwenden, und dann vielleicht verlassen; aber Wiera, bei aller ihrer Leichtgläubigkeit, hielt Stand gegen den Arglistigen. An dem Erfolg verzweifelnd, dachte er seinen Nebenbuhler wenigstens zu erschrecken, und eröffnete ihm, daß die Krankheit tödtlich sei. Der Graf jagte den Kapuziner fort, ohne übrigens im geringsten dessen wahren Stand zu ahnden.

Die von dem Schalk versuchte Täuschung wäre wohl bis heute geheim geblieben, hätte er selber sie nicht offenbart. Nach einigen Tagen empfing Wiera von dem Kapuziner einen Brief, in welchem er ihr seine Verzweiflung kund that und sich zu seiner Arglist als einem Hülfsmittel bekannte, das ihm die Liebe eingegeben, dann aber hinzufügte, daß er sich unfehlbar erschießen würde, wenn sie nicht einwilligte seine Gattin zu werden, und ihn davon binnen einem Monate benachrichtigte. Die gute Wiera war überaus erschrocken; aber der Graf kannte den Freund. Um seine Frau zu beruhigen, zog er nach abgelaufener Frist über den verzweifelten Liebhaber Erkundigungen ein. . . .

„Und was nun?" unterbrachen die Mädchen.

Er war in bestem Wohlsein. Sein Brief war nur

zum Scherz. Als er von der Heirath der Grausamen hörte, und folglich alle Hoffnung sie zu gewinnen verlor, da verbreitete er aus Muthwillen das neue Gerücht, als wäre sie lebendig begraben worden, ich aber sei wahnsinnig geworden und niemand wisse, wohin ich verschwunden.

So bist Du also der Graf? sagte der gute Alte, außer sich vor Freude. Mein Gott, wie haben wir beide gealtert! Ich hätte Dich in einem Jahrhundert nicht wiedererkannt. Aber wo hast Du Dein Grafenthum gelassen?

„Und wo Du Deinen frühern Familiennamen?" rief der gewesene Graf, seinen alten Freund umarmend.

Beide lachten herzlich.

Nun, nun, ich vergaß auch, — sagte der Alte, — daß man mich damals mit einem geheimen Auftrage abgeschickt hatte, und ich mußte den Familiennamen ändern.

„Was mich betrifft," erwiederte der Schwiegervater meines Freundes, „so hab' ich nie daran auch nur gedacht, mich Graf zu nennen. Wahr aber ist, daß man mich in Shitomir, nach polnischer Art, mit diesem Titel beehrte; jedoch . . ."

Jedoch, — unterbrach ihn der Alte, — hatte ich meine Briefe mit Seiner Erlaucht überschrieben. Ist es darnach zu verwundern, wenn sie nicht an Dich gelangt sind?

„Wie auch meine nicht zu Dir," setzte der ehmalige Graf hinzu.

Aber sei es wie es sei, riefen beide zugleich; ist es wohl auszusprechen? Wahrlich es sind dreißig Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben!

„Nicht dreißig, weniger," bemerkte die gewesene Wiera.

Nun, was soll hier das Verbergen, meine Freundin, sagte der Mann, indem er liebkosend sie an das runzliche Kinn faßte: unser ältester Sohn möchte jetzt ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen.

Die Alte seufzte und zog sich zur Seite. Ich weiß nicht, ob die Erinnerung an den Sohn, oder der Rückblick auf ihre Jugend diesen Seufzer auspreßten; nur ging sie nicht mehr zu dem muntern Kreise der Mädchen.

Inzwischen erscholl im Saale der rasche Walzer, und unser Erzähler, zur gewesenen Wiera gewendet, sagte:

Mütterchen! dreißig Jahre zurück, und wir wären zusammen jung.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften

Bd.: 5. Band = Neue Folge, 1. Band

1840

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB X 44(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11422389-3